

Gesprochensprachliche Elemente in deutschen Zeitungen

Ruth Betz

Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung 2006

ISBN 3 - 936656 - 23 - 1

<http://www.verlag-gespraechsforschung.de>

Alle Rechte vorbehalten.

© Verlag für Gesprächsforschung, Dr. Martin Hartung, Radolfzell 2006

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	9
1.1	Sprachwandel in der Zeitung	9
1.2	Stand der Forschung	9
1.3	Ziel der Arbeit	13
1.4	Aufbau der Arbeit	14
2	Was ist <i>mündlich</i>?	17
2.1	Annäherungen	17
2.1.1	Versuch einer Definition	17
2.1.2	Medienneutraler und medienabhängiger Sprachbegriff	21
2.2	Alternative Konzepte	24
2.2.1	Kommunikative Praktiken	24
2.2.2	Konzeptionelle Mündlichkeit	25
2.2.3	Prototypische Definition	28
2.3	Mündlicher Sprachgebrauch in schriftlichen Texten	30
2.3.1	Von der Bundestagsrede zum Fanzine	30
2.3.2	Literarische Mündlichkeit	33
2.4	Einordnung der mündlichen Strukturen	35
2.4.1	Sekundäre Oralität	36
2.4.2	Orale Literatur	38
2.4.3	Unplanned Discourse	39
2.4.4	Gesprochensprachliche Elemente	40
3	Das Textsortenfeld <i>Zeitungsartikel</i>	43
3.1	Textsortenklassifikation	43
3.2	Kommunikationsbedingungen	48
3.3	Prototypische Vorstellungen von <i>Zeitungssprache</i>	50
3.4	Erwartungen für die Untersuchung des Textsortenfeldes	52
4	Das Korpus	55
4.1	Methode	55
4.1.1	Datenbank	55
4.1.2	Kategoriensystem	56
4.1.3	Qualitative, diachrone und quantitative Auswertung	60
4.2	Die Korpora	61
4.2.1	Kurzporträts der untersuchten Zeitungen	61
4.2.1.1	Bild	62

4.2.1.2	Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) . . .	62
4.2.1.3	Frankfurter Rundschau (FR)	63
4.2.1.4	Mainpost	64
4.2.1.5	Prima Sonntag	65
4.2.1.6	Süddeutsche Zeitung (SZ)	65
4.2.1.7	tageszeitung (taz)	66
4.2.1.8	Welt	67
4.2.2	Das Korpus <i>Zeitungen 2001 / 2002</i>	67
4.2.3	Das Korpus <i>Zeitungen 1965</i>	68
4.2.4	Das Korpus <i>Zeitungen 1982</i>	68
5	Qualitative Auswertung des Korpus <i>Zeitungen 2001 / 2002</i>	71
5.1	Grapheme und Silben	71
5.1.1	Elision	71
5.1.1.1	Apokopen	72
5.1.1.2	Synkopen	73
5.1.1.3	Allomorphe Wortverkürzungen	73
5.1.2	Assimilation	75
5.1.3	Lautabschwächung, Enklise	75
5.1.4	Nachahmung gesprochensprachlicher Phonetik . . .	76
5.1.4.1	Großschreibung als prosodische Hervorhebung	76
5.1.4.2	Ausrufungszeichen als Akzentsersatz . . .	76
5.1.4.3	Graphemwiederholung	77
5.1.4.4	Wegfall der Spatien	78
5.1.5	Dialektale Lautung	78
5.2	Morphologie und Wortbildung	79
5.2.1	Wortbildungsphänomene	80
5.2.2	Augmentativpräfixe	81
5.2.3	Diminutivformen	83
5.2.4	<i>i</i> -Ableitungen	84
5.2.5	Irreguläre Flexion als Lautimitation	85
5.3	Lexik	86
5.3.1	Deiktische Verweise	86
5.3.1.1	Personendeixis	86
5.3.1.2	Formen des Ich-Ersatzes	88
5.3.1.3	Zeitdeixis	88
5.3.1.4	Ortsdeixis	89
5.3.2	Artikel bei Namen	89
5.3.3	Vagheitsausdrücke	90
5.3.4	Etceteraformeln	91
5.3.5	Gradpartikeln	92
5.3.6	Gesprächswörter	95

5.3.6.1	Modalpartikeln	96
5.3.6.2	Gesprächspartikeln	99
5.3.6.3	Onomatopoetika	104
5.3.6.4	Interjektionale Ausdrücke	105
5.3.7	Gesprochensprachliche lexikalische Alternativformen	109
5.3.8	Drastik	112
5.3.9	Dialektwörter	114
5.3.10	Anglizismen	115
5.4	Syntax	116
5.4.1	Satzformen	116
5.4.1.1	Exklamativsätze	117
5.4.1.2	Formelhafte Kurzsätze	118
5.4.1.3	Anakoluth	118
5.4.1.4	Elliptische und analeptische Konstruktionen	120
5.4.2	Nebensätze	123
5.4.2.1	Asyndetische Anschlüsse	123
5.4.2.2	Unabhängige Nebensätze	124
5.4.2.3	Verbzweitstellung nach <i>weil</i> und <i>obwohl</i> .	124
5.4.3	Wortstellung	125
5.4.3.1	Herausstellungsstrukturen	126
5.4.3.2	Formen der Thematisierung	134
5.4.3.3	Operator–Skopus–Strukturen	135
5.4.3.4	Abweichungen von der Satz– Standardreihenfolge	141
5.4.3.5	Fehlerhafte Satzkonstruktionen	141
5.5	Formulierungsverfahren	142
5.5.1	Sprichwörter	142
5.5.2	Redewendungen	142
5.5.3	Wiederholungsstrukturen	144
5.5.4	Reformulierungsstrukturen	146
5.6	Simulierte Sprechsituationen	148
5.6.1	Formen der Anrede	149
5.6.1.1	Anrede von Einzelpersonen	149
5.6.1.2	Anrede von Gruppen	150
5.6.1.3	Symbolische Anrede	152
5.6.2	Autor–Leser–Kommunikation	152
5.6.2.1	Autorenkommentare	153
5.6.2.2	Autorenreaktion	154
5.6.2.3	Autor adressiert Leser	156
5.6.3	Imaginäre Face–to–Face–Kommunikation	158
5.6.3.1	Ungeplante Kommunikation	158
5.6.3.2	Referenz auf orale Äußerung	159
5.6.4	Herkunftsbereiche der Sprachvariationen	160

5.6.4.1	Werbesprache	160
5.6.4.2	Jugendsprache	161
5.6.4.3	Mothertalk	162
5.6.4.4	Chatkommunikation	162
6	Diachroner Vergleich mit 1965 / 1982	165
6.1	Grapheme und Silben	165
6.2	Morphologie und Wortbildung	167
6.3	Lexik	167
6.4	Syntax	169
6.5	Formulierungsverfahren	171
6.6	Simulierte Sprechsituationen	173
7	Quantitative Auswertung	175
7.1	Bild	175
7.2	Frankfurter Allgemeine Zeitung	176
7.3	Frankfurter Rundschau	177
7.4	Mainpost	177
7.5	Prima Sonntag	178
7.6	Süddeutsche Zeitung	179
7.7	tageszeitung	179
7.8	Welt	181
8	Schlussbetrachtung	183
8.1	Ursachen für den Sprachwandel	183
8.2	Mündlichkeit in der Zeitung	185
8.3	Funktionen der gesprochen sprachlichen Elemente	186
8.4	Ausblick	197
A	Gesprochen sprachliche Elemente in absoluten Zahlen	201
B	Grafiken zur prozentualen Verteilung	205
C	Literaturverzeichnis	211

Danksagung

Diese Dissertation wurde von der Studienstiftung des Deutschen Volkes gefördert und damit ermöglicht. Für die großzügige finanzielle Unterstützung über zweieinhalb Jahre möchte ich mich ebenso bedanken wie für die Menschlichkeit, die trotz der umfassenden Organisation in jedem Winkel spürbar ist. Die aufmunternden Schreiben und unkomplizierten Lösungen von meiner Betreuerin Angelika Wittek waren eine ebenso große Unterstützung wie die herzliche Freundlichkeit von Jörgen Hopf, der sich nicht gescheut hat, eine „aktuelle Stipendiatin“ als Jurorin nach Sulzbürg einzuladen. Die Schlittenfahrt werde ich nicht vergessen.

Gewidmet ist diese Arbeit (und besonders die Fußnoten auf S. 107, 194 und 199) meinem Doktorvater Prof. Johannes Schwitalla. Er hat mit großer Geduld sanften Einfluss auf diese Arbeit ausgeübt, indem er bei den regelmäßigen Treffen jede Entwicklung beobachtet, Impulse gegeben (etwa die 68er Wende, die Textsortenklassifikation und die Unterscheidung zwischen materiellem Träger und inhaltlicher Form) und vor Irrwegen gewarnt hat. Nicht zuletzt danke ich Prof. Schwitalla für die heitere Gelassenheit, mit der er meine Ungeduld und Aufgeregtheit ertragen hat. Er ist der beste Doktorvater, den ich mir vorstellen kann.

Prof. Wolf hat sich nicht nur freundlicherweise bereit erklärt, diese Arbeit als Gutachter zu beurteilen, sondern er hat die Dissertation bereits im Vorfeld betreut. Der Blick auf die Grammatiken, auf „Augmentativpräfixe“ und auf Unzulänglichkeiten der Zuordnung ist seinen Ratschlägen zu verdanken — und die Erkenntnis, dass man als Sprachwissenschaftler nie eine endgültige Antwort erhalten wird.

In die Welt der Tutoren hat mich Prof. Wegstein aufgenommen und mich immer mal wieder — mit Wein und Worten — aufgepäppelt. Martin Endlein hat großzügig Zimmer und Gedanken mit mir geteilt — und die Erkenntnis, warum Wotan als Regisseur keine Ausklammerung ist. Ich hoffe, dass ich ihn in spätestens drei Jahren als Professor titulieren darf, und zwar in Deutschland! Claudia Blidschun wünsche ich, dass die Diphthonge (oder waren es Monophthonge?) des Mittelhochdeutschen brav stillhalten — ihre Zuverlässigkeit und Aufmerksamkeit haben es leicht gemacht, als Tutorin zu arbeiten.

Auch außerhalb der Universität Würzburg habe ich Unterstützung erhalten. Prof. Bergmann danke ich für die ermutigenden Worte zu Beginn der Dissertation und für das Wort „Majuskeln“, das ich einfach hübsch finde. Prof. Fiehler hat die Arbeit der unbekannteren Doktorandin per mail interessiert beobachtet, kritisch hinterfragt und durch seine Forschungen zu Operator–Skopus–Strukturen bereichert. Henna in Finnland hat ihre Erkenntnisse zu finnischen Tageszeitungen gerne dargestellt und außerdem als lebensfrohe Bientochter die gelungene Symbiose von Wissenschaftlerin und Genießerin verkörpert.

Mein Vater hat diese Arbeit bis zum vorletzten Abend Korrektur gelesen, über den geisteswissenschaftlichen Umgang mit naturwissenschaftlichen Begriffen („Kontinuum???“) geschmunzelt und trotzdem lobende Worte gefunden. Mei-

ne Mutter könnte bestimmt viel Geld als Psychologin verdienen. Ich bin aber sehr froh, dass sie trotzdem bei ihrem Beruf bleibt (ihre Schüler und die Telekom auch), denn so kriege ich ihren Rat, ihre Empathie und ihre zupackende Hilfsbereitschaft kostenlos. Als Physikerin, Mathematikerin und als Mutter ist sie für mich das größte Vorbild.

Edgar und Gisela haben die Irrungen und Wirrungen der letzten Monate mit Geduld, vertrocknete Blumen mit Humor ertragen und durch Spargelesen das leibliche Wohl ihrer Schwiegertochter im Blick behalten. Damit haben sie jedes Klischee ad absurdum geführt.

Meine Freunde (Daniela, Betti, Peter, Sabine, Friederike, Ralf, Ilka, Silke, Nathalie, Lars, Ute, Helge, Andrea, Daniel, Mareike, Uwe, Anika, Sven, Annette, Bernd) sind mit Telefonaten, Schokohühnchen und Chinatee Schuld daran, dass diese Arbeit nicht in einem Jahr fertig wurde. Ich danke Euch dafür!! Und selbst, falls Betti mir verzeiht, dass ich ihren Spargel-Erdbeer-Salat verschmäh habe — ich selbst werde es mir nie verzeihen. Sabrina habe ich es zu verdanken, dass ich die vorletzte Nacht vor der Abgabe nicht mit Hurenkindern und Schusterjungen, sondern mit „Kafka am Strand“ zugebracht habe. „Meine“ Redaktion (Kultur, MP) trägt mit Glasharmonika und Punk-Geiger die Verantwortung dafür, dass ich allen eingefahrenen Gleisen und Konventionen misstraue.

„Das Glück ist eine Allegorie, das Unglück eine Geschichte.“ (Haruki Murakami) — Christian ist eine Allegorie, die nichts mit verstaubten Mythen und rhetorischen Kniffen zu tun hat, sondern in ihrer Herzensgüte, Opferbereitschaft und Sanftmut!!! der wahre Liebesroman der Gegenwart ist. Sein Anteil an dieser Arbeit sind nicht nur Korrekturen, Grafiken, Software und Dickköpfigkeit („Das mit den Funktionen finde ich unbefriedigend. Mach es besser.“), sondern auch Gelassenheit (ich hätte mich selbst nicht ertragen) und Liebe. Ohne ihn gäbe es diese Arbeit nicht. Ohne ihn gäbe es mich nicht. Es soll nur alle zehntausend Jahre vorkommen, dass eine halbe Seele bei der verzweifelten Suche nach ihrer anderen Hälfte fündig wird (Aristophanes in abgewandelter Form). Ich habe dieses Glück gehabt. Danke.

1 Einleitung

1.1 Sprachwandel in der Zeitung

„Naja, halt so ein Einfall“. Mit diesem skeptischen Urteil hat der Theaterrezensent Gerhard Stadelmaier eine Theaterpremiere kommentiert. Das Zitat ist jedoch nicht einer mündlichen Unterhaltung entnommen, sondern einer Theaterrezension, die am 18. Juni 2001 im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen ist.

Ähnliches gilt für den folgenden Bericht: „Den Staatsanwalt wurmte es ganz offensichtlich, seine Zeit mit so ‘nem Schmarrn zu vertun.“ Der *Schmarrn*, um den es hier geht, ist eine Anklage vor Gericht wegen Bedrohung, Freiheitsberaubung und Beleidigung. Auch bei diesem Zitat handelt es sich nicht um den mündlichen Kommentar eines Beobachters, sondern um einen schriftlichen Gerichtsreport, der am 7. Februar 2003 auf den Lokalseiten der Mainpost veröffentlicht wurde. Zumindest das Tempus deutet auf die geschriebensprachliche Konzeption hin, die saloppe Wortwahl jedoch scheint eher auf eine alltagssprachliche Kommunikation hinzudeuten.

Die Liste mit Belegen für saloppe, umgangssprachliche und normabweichende Formulierungen in Texten von deutschen Zeitungen ist erweiterbar. Dass ein Sprachwandel in schriftlich realisierten Textsorten stattfindet, scheint allgemeiner Konsens zu sein. Unklarheit besteht jedoch darüber, wie dieser Wandel aussieht. Diese Arbeit versucht, durch die Erstellung und Auswertung von drei Korpora mit Belegen aus acht Zeitungen den beobachteten Sprachwandel differenziert zu beschreiben: Welche normabweichenden Formen treten auf? Sind diese Formen textsortenspezifisch? Mit welcher Intention werden sie verwendet? Auf diese Weise wird nicht nur der Sprachwandel dokumentiert, sondern auch die Gültigkeit der Konzepte *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit* hinterfragt.

1.2 Stand der Forschung

Die gesprochensprachlichen Formen, die sich in den Zeitungstexten der Gegenwart finden, sind keine seltenen Ausnahmereischeinungen. Seit der pragmatischen Wende der 70er Jahre und der wieder neuen Aufmerksamkeit für die gesprochene Sprache mehrten sich die sprachwissenschaftlichen Aufsätze, die eine Veränderung der deutschen Sprache feststellen. Ein verstärkter Trend zu mehr Mündlichkeit und Informalität wird festgestellt. Die Ursachen dafür sind vielfältig.

Zum einen ist es die Zäsur von 1968, die in der Bundesrepublik Deutschland zu einem Epochenwandel im Stil des öffentlichen Sprachgebrauchs führte. Die gesellschaftlichen Umbrüche haben eben nicht nur eine neue Deutschlandpolitik bewirkt, sondern auch zu „erhöhter Sprachsensibilität“ (Wengeler 1995, S. 401) geführt und damit zugleich eine sprachgeschichtliche Zäsur bewirkt. Gemeint ist damit ein neues sprachliches Bewusstsein, das einerseits die Begriffe zu den Themen Frauen, Umwelt und Dritte Welt misstrauisch betrachtete, andererseits bewusst gegen herrschende Sprachtabus aufbegehrte.

Über einen größeren Zeitraum hinweg betrachtet Schwitalla (2000) die Entwicklung der Sprache und beobachtet, dass es vom Mittelalter bis zur Gegenwart „in der deutschen Sprachgeschichte mehrmals Wechsel zwischen extrem mündlichkeitsferner Schriftlichkeit und wieder mündlichkeitsnahen Stilisierungen“ (Schwitalla 2000, S. 671) gegeben hat. Diese Reoralisierungen, die bisher im Abstand von etwa 200 Jahren aufgetreten sind, sind „immer mit neuen Medien oder neuen Mediengestaltungen“ (Schwitalla 2000, S. 687) verbunden: im 16. Jahrhundert mit dem Buchdruck, im 18. Jahrhundert mit der Erneuerung des Briefes, im 20. Jahrhundert schließlich mit der Einführung der elektronischen Medien. Biber und Finegan (1989, S. 514f.) beurteilen die Entwicklung der letzten 400 Jahre zwar anders („steady progression towards more oral styles“), stellen aber fest, dass es im 18. Jahrhundert neben der Tendenz zum mündlichen Formulieren auch reaktionäre Bemühungen zurück zum elaborierten, abstrakten Formulieren gab. Anders als Schwitalla (2000), der einen steten Wechsel zwischen mündlichkeitsferner und mündlichkeitsnaher Schriftlichkeit festgestellt hat, gehen Biber und Finegan von einer steten Entwicklung hin zu mehr Mündlichkeit aus, die allerdings manchmal unterbrochen wird („conflicting tendencies“ (Biber und Finegan 1989, S. 515)).

Nicht nur gesellschaftlicher Wandel führt also zu Sprachveränderungen, wie Lehmann (1991, S. 531) feststellt: „While many grammatical changes go on and probably originate at the colloquial level, colloquial speech is far from being the only, or even the principal, source of grammatical change. The mass media play an extremely important role in the coinage and diffusion of new collocations, which then go the way of lexicalization or grammaticalization.“. Auch der Medienwandel verändert demnach die Kommunikationspraktiken. So haben die tertiären Medien¹ Telefon, Radio und Fernsehen mit ihrer Massenwirkung den Alltag in jeder Hinsicht verändert. Schenker hat bereits 1977 darauf hingewiesen, dass die elektronischen Medien die Text-

¹ „Bei sekundären Medien werden die wahrnehmbaren Zeichen durch einen technischen Vorgang hergestellt, vom Empfänger aber ohne ein technisches Gerät aufgenommen“ (Schmitz 1995, Kap. „Alte und neue Medien“, 1. Absatz); bei tertiären Medien brauchen dagegen sowohl Sender als auch Empfänger ein technisches Hilfsgerät.

sorten und damit die Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts „weitgehend“² bestimmen. Einen solchen „Beeinflussungsprozess“ hat auch Braun (1979, S. 76) festgestellt, ohne jedoch die Art des Einflusses genauer zu beschreiben. Ähnlich vorsichtig äußern sich Brandt (1985) und von Polenz (1991). Brandt (1985, S. 1673) betrachtet Hörfunk und Fernsehen nur als „Multiplikatoren, Verstärker, Beschleuniger vorhandener sprachlicher Trends“, und auch von Polenz (1991, S. 2) gesteht den elektronischen Medien eine Verursacherfunktion nur außerordentlich vorsichtig zu: „Für die Gegenwart darf wohl behauptet werden, daß seit einigen Jahrzehnten die neuartigen Medien Telefon, Rundfunk, Fernsehen, Tonband, Video im Verdacht stehen, einen Einfluß auf Veränderungen der deutschen Sprache zu haben“.

Dass Sprache durch neue Medien nachhaltig verändert wird, ist dann durch die Einführung von Computer und Internet deutlich geworden. Fiehler (1994, S. 524f.) spricht daher nicht nur von einem Wandel der Kommunikationstechnologien, sondern gar von einer „Medienrevolution“, die zu neuen, nicht mehr individuellen, sondern entpersonalisierten und anonymen gesellschaftlichen Kommunikationsmodellen führen wird, bei der die bisherigen Sender / Empfänger durch ein technisches Gerät ersetzt werden.

Seit Mitte der neunziger Jahre haben Untersuchungen die sprachlichen Veränderungen dokumentiert und sind fast einhellig zu dem gleichen Ergebnis gekommen: Computerkommunikation verändert die Schriftsprache, und die meisten Veränderungen haben ihr Vorbild in den Strukturen der mündlichen Kommunikation. So stellen Günther und Wyss (1996, S. 82) fest, dass sich in E-Mails sprechsprachliche Formen finden, und fragen, ob diese neue Schreibkultur das Schreiben auf Papier verändern wird. Schon bald, nachdem Chats von privaten Nutzern erobert wurden, haben Haase u. a. (1997, Kap. „Neue Schriftlichkeit?“, 6. Absatz) diese Gesprächsformen untersucht und neue Abstufungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit vorhergesagt (Haase u. a. 1997, Kap. „Konzeptionelle Mündlichkeit und Schriftlichkeit“, 2. Absatz). Auch Weingarten (1997, S. 8) äußert die Ansicht, dass ein „neues schriftsprachliches Muster“ entstehen könnte, das ein „Aufweichen der Grenzen zu der gesprochenen Sprache (Weingarten 1997, S. 13) bewirkt. Dürscheid (1999, S. 29) sieht in der computervermittelten Kommunikation gar den „Anfang einer medialen Umbruchsituation“, die zu einer „Restrukturierung des gesamten Kontinuums von Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ (Dürscheid 1999, S. 27) führen könnte. Neuere Arbeiten konzentrieren sich oft auf die Chatkommunikation, stellen Anlehnungen an gesprochensprachliche Strukturen fest und werten Abweichungen von der schriftsprachlichen

² Schenker (1977): *Plädoyer für eine Sprachgeschichte als Textsortengeschichte. Dargestellt am Paradigma von Telefon, Radio, Fernsehen*. In: DS 2, S. 147; zit. nach von Polenz (1991, S. 2).

Norm nicht mehr als „Fehler“, sondern als Ausdruck neuer Angemessenheitsnormen.³

Ähnliche Ergebnisse zeigen sich bei der Beschäftigung mit den Texten des neuen Mediums SMS. Schlobinski u. a. (2001a, S. 31) haben bei ihrer Untersuchung nicht nur Ökonomisierungstendenzen beobachtet, sondern auch „sprechsprachliche Phänomene in literater Form“.

Diese Veränderungen von medial schriftlichen Textsorten führen dazu, dass die Konzepte *mündlich* und *schriftlich*, die auf den ersten Blick zwei gegensätzliche Ausdrucksstrategien zu beschreiben scheinen, zunehmend schwerer zu unterscheiden sind. Kallmeyer (2000) warnt jedoch zu Recht davor, die normabweichenden Formulierungen der Internetkommunikation frühzeitig als neue Stilmuster zu charakterisieren (und zu beklagen). So müsse man manches als „Frühstadium und Kinderstube, ggf. auch als Kinderkrankheit“ (Kallmeyer 2000, S. 293) erkennen und abwarten, ob die Internetkommunikation bei der künftigen Sprachgestaltung Leitform übernehmen wird oder doch nur Modeerscheinung ist.

Unabhängig davon, ob die momentane Entwicklung von Dauer ist oder nicht, es lohnt sich auf jeden Fall, sie zu dokumentieren. Interessant ist dabei vor allem die Frage, ob sich die neuen, gesprochensprachlichen Strukturen aus der computer- und fernsehvermittelten Kommunikation lösen und auf andere Schriftformen übergreifen. Da der Computer ein Massenmedium ist, das fest im alltäglichen Gebrauch verankert ist, da Radio und Fernsehen unsere Sprachverwendung täglich prägen, ist durchaus zu erwarten, dass sprachliche Veränderungen in diesen Medien zu generellen Sprachveränderungen führen. Löffler (1997, S. 115) hat bereits darauf hingewiesen, dass wir „in einem mündlichen Zeitalter“ leben, und dass „die Regeln der Gesprochenen Sprache Eingang in die Geschriebene Sprache“ (Löffler 1997, S. 104) finden. Der schriftliche Sprachgebrauch müsste sich also auch außerhalb der Computerkommunikation verändern. Untersuchungen einzelner Textsorten deuten in diese Richtung: McCarthy (1993) findet Diskursmarker in Fanzines, Nail (1985) macht auf den Alltagssprachlichen Wortschatz in Sportberichten aufmerksam, und Ramge (2000) untersucht die mündliche Erzählsyntax in vorgelesenen Fernsehkommentaren.

Sind das Einzelperscheinungen oder Anzeichen für eine breiter wirksame Entwicklung? Schmitz (1995, Kap. „Alte und neue Medien“, letzter Absatz) glaubt nicht an eine Einschränkung der sprachlichen Veränderungen auf computervermittelte Kommunikation und einzelne schriftsprachliche Textsorten: „Demokratisierung und Laifizierung mit all ihren Vor- und Nachteilen wird sich auch auf die traditionellen Massenmedien auswirken.“ Heißt das, dass die gesprochensprachliche Konzeption auch auf Textsorten übergreift, die bereits lange bestehen und bisher ausschließlich schriftlich rea-

³ vgl. Jucker (2000, S. 21), Kelle (2001, S. 369), Elspaß (2002, S. 27).

lisiert wurden? Für die Antwort auf diese Frage ist es naheliegend, einen Blick in das traditionelle Printmedium Zeitung zu werfen. Da die Zeitung ein täglich oder zumindest wöchentlich aktuelles Sprachzeugnis ist, das unter großem Zeitdruck ständig neu produziert wird, müssten sich sprachliche Trends hier umgehend abzeichnen. Wenn die elektronischen Medien zu einer Veränderung der sprachlichen Normen führen, die für medial schriftliche Texte gelten, wird sich diese Veränderung im Sprachgebrauch der Zeitungen widerspiegeln.

1.3 Ziel der Arbeit

Diese Arbeit untersucht den Einfluss von Elementen der konzeptionellen Mündlichkeit auf medial schriftlich realisierte Textsorten des Textsortenfelds *Zeitungsartikel*, indem sie das Auftreten gesprochensprachlicher Elemente in deutschen Zeitungen dokumentiert und interpretiert. Welche Merkmale treten in welchen Bereichen auf, und welche Wirkung wird damit erzielt? Sind gesprochensprachliche Elemente bereits vor der Zäsur von 1968 in deutschen Zeitungen verbreitet? Deutet das Herausgreifen einzelner Elemente auf eine künstlerische Stilisierung hin oder findet tatsächlich eine Durchdringung des schriftlichen Textes mit Merkmalen von Mündlichkeit statt? Sind die saloppen, normverändernden Formulierungen also bewusst gewähltes Stilmittel oder Zeichen für das Entstehen eines neuen schriftsprachlichen Registers?

Um diese Fragen zu beantworten, wurden drei Korpora erstellt, die normabweichende Formulierungen in Texten von deutschen Zeitungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten (1965, 1982, 2001) sammeln. Anschließend wurde ein Kategoriensystem erstellt, in das alle Belege eingeordnet wurden, um einen Vergleich zu ermöglichen. Mit Hilfe dieses Kategoriensystems wurden die drei Korpora ausgewertet. Das Gegenwartskorpus erlaubt eine qualitative Auswertung, die Autoren, Textsorten, Platzierung und Rubriken berücksichtigt. Die beiden Korpora von 1965 und 1982 ermöglichen eine Aussage darüber, ob der beobachtete Trend zu mehr gesprochensprachlichen Formulierungen eine neue Erscheinung ist oder bereits vor über 30 Jahren stattgefunden hat. Über die Betrachtung der prozentualen Verteilung (siehe Kapitel 4.1.3) wird in einer quantitativen Auswertung die Frage beantwortet, ob die beobachteten Phänomene an bestimmte Zeitungstitel gebunden sind.

Mit Hilfe dieser Korpora und ihrer Auswertung ist es möglich, den Sprachwandel im Bereich der schriftlich realisierten Zeitungsartikel differenziert zu beschreiben. Über die Beschreibung der einzelnen Merkmale, ihrer Verwendung und ihrer Wirkung soll die Frage beantwortet werden, ob die Grenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zunehmend schwinden und Begriffe wie *gesprochene Sprache* und *geschriebene Sprache* damit ihre zuordnende Funktion verloren haben.

1.4 Aufbau der Arbeit

Nachdem in dieser Einleitung der bisher nachweisbare Sprachwandel und der Stand der Forschung zu diesen Veränderungen beschrieben wurde, setzt sich Kapitel 2 mit den Bezeichnungen *gesprochensprachlich* und *Mündlichkeit* auseinander. Zum einen soll gezeigt werden, wie schwierig dieser Begriff in Abgrenzung zu seinem angeblichen Oppositionsbegriff *geschriebensprachlich / Schriftlichkeit* zu definieren ist. Zum anderen werden daher alternative und erweiternde Konzepte vorgestellt, wie sie Fiehler u. a. (2004), Koch und Oesterreicher (1985) und Hennig (2000) erarbeitet haben, um anschließend eine Einordnung der mündlichen Strukturen zu ermöglichen.

In Kapitel 3 wird das Textsortenfeld *Zeitungsartikel* vorgestellt: Die Zeitungsartikel werden klassifiziert und nach Funktionen geordnet (Kap. 3.1). Über die Beschreibung der vielschichtigen Autoren- und Lesergruppe und der Produktionsbedingungen werden die Kommunikationsbedingungen erarbeitet (Kap. 3.2). Die prototypischen Vorstellungen für die sprachliche Gestaltung von Zeitungsartikeln werden in Kapitel 3.3 vorgestellt, um anschließend (Kap. 3.4) Erwartungen für die Abweichung von diesen Vorstellungen und für die Grenzen der Übertragbarkeit von mündlichen Phänomenen auf die Schriftlichkeit zu formulieren.

Kapitel 4 beschreibt die drei Korpora, die im Rahmen dieser Arbeit entstanden sind. Dargestellt wird die Methode zur Erstellung der Datenbank (Kap. 4.1.1) und des Kategoriensystems (Kap. 4.1.2) sowie das Vorgehen bei der Auswertung (Kap. 4.1.3). Quellenmaterial der Datenbank sind acht Zeitungen, die in Kapitel 4.2.1 mit ihrem verlegerischen Hintergrund und ihrer politischen Ausrichtung porträtiert werden. Die Kapitel 4.2.2, 4.2.3 und 4.2.4 beschreiben die Zusammensetzung der drei Korpora.

In Kapitel 5 werden die Korpora qualitativ ausgewertet, indem die gefundenen gesprochensprachlichen Elemente in das zuvor erstellte Kategoriensystem eingeordnet und in Einzelanalysen betrachtet werden. Auf diese Weise werden funktionale Überschneidungen mit und Abweichungen von den gesprochensprachlichen Elementen der medialen Mündlichkeit beobachtet.

Der diachrone Vergleich in Kapitel 6 klärt die Frage, ob gesprochen-sprachliche Elemente bereits vor knapp 40 Jahren und vor 20 Jahren einen Sprachwandel angezeigt haben. Über die prozentuale Verteilung der gesprochen-sprachlichen Elemente wird durch die quantitative Auswertung in Kapitel 7 ein Sprachporträt der untersuchten Zeitungen erarbeitet.

Das abschließende Kapitel 8 nennt zusammenfassend die Ursachen für den Sprachwandel und die Auswirkungen auf das Textsortenfeld *Zeitungsartikel*, indem die Funktionen der gesprochen-sprachlichen Elemente beschrieben und in das Kontinuum zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit eingeordnet werden. Der Ausblick in 8.4 versucht, einen

Blick in die Zukunft zu werfen: Werden Textsorten in 50 Jahren generell konzeptionell mündlich sein — und wie sieht die Zukunft der Zeitung aus?

2 Was ist *mündlich*?

Viele Faktoren beeinflussen das Erscheinungsbild der Sprache: Medium, Konzeption, Situation, Flüchtigkeit, Kopräsenz, Beteiligung, Institutionalität, um nur einige Stichpunkte zu nennen. Die folgende Auseinandersetzung mit dem Begriff *Mündlichkeit* kann daher nur eine Annäherung sein. Für eine umfassende Diskussion sei auf die Veröffentlichung von Fiehler u. a. (2004) verwiesen, die die Ergebnisse einer mehrjährigen Projektarbeit am Institut für Deutsche Sprache (IDS) zusammenfasst.

2.1 Annäherungen

2.1.1 Versuch einer Definition

Die *Mündlichkeit* schlechthin gibt es nicht. Jede Form des mündlichen Kommunizierens ist unterschiedlich. Eine rein mediale Bestimmung im Sinne von *mündlich ist, was gesprochen wird* kann nicht ausreichen, denn das private Gespräch einer Familie beim Abendessen zeigt signifikante Unterschiede zu der Trauerrede, die der Pastor in der Kirche vorliest. Der Ausspruch „Unterhaltung, Geflüster, Geruch, Angst, Pupser und immer wieder jemand auf dem Topf. Schlaf mal dabei“ aus dem Tagebuch der Anne Frank (Anne Frank Fonds 1986, S. 154) weist deutlich mehr Merkmale der gesprochenen Sprache auf als die medial mündliche Aussage von Otto Schily: „Das leisten wir mit diesem Gesetz in der Abschaffung der Kettenduldung mit einem verlässlichen Status für Bürgerkriegsflüchtlinge, mit der Möglichkeit einer Statusverbesserung bei nichtstaatlicher Verfolgung und insbesondere bei der geschlechtsspezifischen Verfolgung.“

Grund für diese Unterschiede ist offensichtlich nicht die mediale Realisierung, sondern die unterschiedliche Situation: Während das Frank-Zitat in einem Tagebuch steht und daher in einem privaten, nicht-öffentlichen Rahmen entstanden ist, hat Schily sich am 17. 6. 2004 bei einer öffentlichen Sitzung des Deutschen Bundestages zum Thema *Zuwanderungsgesetz* geäußert — also in einem institutionellen Rahmen und in seiner Funktion als Bundesinnenminister.

Für eine erste Einordnung ist die Arbeit von Schank und Schoenthal (1976) hilfreich, die gesprochene Sprache als „frei formuliertes, spontanes Sprechen aus nicht gestellten, natürlichen Kommunikationssituationen, Sprache also im Sinne von Sprachverwendung, nicht von Sprachsystem“ (Schank und Schoenthal 1976, S. 7) definieren. Diese Definition nennt die offensichtlichen Grundbedingungen der gesprochenen Sprache, berücksichtigt jedoch

nicht die vielfältigen Ausprägungen des mündlichen Formulierens. So gehört ein mündlicher vorgelesener Vortrag, der vorab schriftlich fixiert wurde, nach der Definition von Schank und Schoenthal (1976) nicht in den Bereich der gesprochenen Sprache.

Fraglich ist auch, was eine „natürliche Kommunikationssituation“ ausmacht — die Tatsache, dass ein Gespräch ungeplant zu Stande kommt (das würde wiederum zum Beispiel Diskussionsrunden in Universitätsseminaren ausschließen) oder die freie Themenwahl? Wichtig ist jedoch der Hinweis auf die „Situation“, die offensichtlich die sprachliche Gestaltung beeinflusst oder sogar bestimmt.

Da es nicht möglich ist, eine grundsätzliche Definition für *die* gesprochene Sprache (die in dieser Homogenität eben nicht existiert¹) zu finden, bietet es sich an, die zu untersuchenden Sprachobjekte nach verschiedenen Merkmalen einzuordnen. Steger u. a. (1974) haben das getan, indem sie mit dem Freiburger Redekonstellationsmodell verschiedene Redekonstellationen durch neun Merkmalsdimensionen typisiert haben: Sprecherzahl, Zeitreferenz, Situationsverschränkung, Rang, Grad der Vorbereitetheit, Zahl der Sprecherwechsel, Themafixierung, Modalität der Themenbehandlung, Öffentlichkeitsgrad.

In den folgenden Jahren hat es sich gezeigt, dass je nach Schwerpunkt der Untersuchung dieses Merkmalbündel zu erweitern oder einzugrenzen ist. So hat Klein (1985, S. 15f.) für die „*allgemeinen* Charakteristika dieser beiden Kommunikationsweisen“ vier Schwerpunkte benannt: Medium, Situationsgebundenheit, Verarbeitungszeit und Normierung. Nerius (1987, S. 833f.) hat den „Kernbereich“ der gesprochenen Sprache eingeeengt auf spontanes, freies Sprechen in einer natürlichen Face-to-Face-Situation. Und Tophinke (2000, S. 8) hat neben den unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Erfahrungsdomänen der gesprochenen und geschriebenen Sprache auf die unterschiedlichen Kommunikationssituationen und Produktionsbedingungen hingewiesen. So haben die Produktionsbedingungen der Mündlichkeit zur Folge, dass Korrekturen nicht verborgen bleiben, der Adressat anwesend sein muss, der Sprecher soziale Aspekte berücksichtigen muss, dass soziale Rollen geklärt werden müssen, die Herstellung einer gemeinsamen Wissensbasis notwendig ist und Verständnisprobleme bearbeitet werden können.

Ein differenziertes Merkmalbündel aus Kommunikationsbedingungen und den sich daraus ergebenden Versprachlichungsstrategien haben Koch und Oesterreicher (1990, S. 8f.) entwickelt. Ihr Modell der konzeptionellen Unterscheidung zwischen Nähe- und Distanzkommunikation wird in Kapitel 2.2.2 vorgestellt, daher seien hier nur die Kommunikationsbedingungen

¹ Fiehler (2000, S. 101f.) warnt davor, das Mündliche zu vereinheitlichen. Folgen davon seien Prototypisierung (und damit Einteilung in bessere und schlechtere Fälle von Mündlichkeit), Homogenisierung (verwischt die Differenz innerhalb mündlicher Textsorten) und Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens.

genannt: Grad der Öffentlichkeit, Grad der Vertrautheit der Partner, Grad der emotionalen Beteiligung, Grad der Situations- / Handlungseinbindung, Referenzbezug, physische Nähe der Kommunikationspartner, Grad der Kooperation, Grad der Dialogizität, Grad der Spontaneität, Grad der Themenfixierung.

In der bereits erwähnten Arbeit von Fiehler u. a. (2004) haben die Autoren die unterschiedlichen Ansätze verglichen und daraus elf Grundbedingungen zur Charakterisierung und Differenzierung mündlicher kommunikativer Praktiken abgeleitet, die zum Teil notwendig sind, zum Teil als Unterscheidungsmerkmal verwendet werden: Kurzlebigkeit / Flüchtigkeit, Zeitlichkeit, Anzahl und Größe der Parteien, Kopräsenz der Parteien und Gemeinsamkeit der Situation, Wechselseitigkeit der Wahrnehmung, Multimodalität der Verständigung, Interaktivität, Bezugspunkt der Kommunikation, Institutionalität, Verteilung der Verbalisierungs- und Thematisierungsrechte und Vorformuliertheit von Beiträgen (Fiehler u. a. 2004, S. 56).

So vielfältig die Merkmalsdimensionen und Grundbedingungen sind, scheinen sie sich doch immer auf drei Situationsbedingungen zurückführen zu lassen. Die Kommunikation ist geplant / ungeplant, sie wird geprägt durch die Teilnehmer sowie durch die zeitliche und räumliche Kopräsenz bzw. Trennung. Die Aspekte im Einzelnen:

1. **Determiniertheit:** Eine Kommunikationssituation kommt entweder geplant oder ungeplant zustande. Eine ungeplante Kommunikationssituation (Familiengespräch beim Abendessen) führt dazu, dass die Teilnehmer frei formulieren. Die Themenentwicklung findet spontan statt. Ein institutioneller Rahmen ist in der Regel nicht vorhanden, emotionale Beteiligung ist daher möglich. Bei einer geplanten Kommunikationssituation dagegen (Gastvortrag an einer Universität) ist das Thema vorgegeben und der Sprechertext vorher überlegt. Meist sind institutioneller Rahmen und Öffentlichkeit vorhanden. Emotionale Äußerungen sind eingeschränkt. Dasselbe wie für Kommunikationssituationen gilt auch für einzelne sprachliche Äußerungen. Innerhalb einer Kommunikationssituation, die durch Themenfixierung und Teilnehmerkreis geplant ist, können einzelne Äußerungen dennoch ungeplant zustande kommen: etwa durch einen spontanen Redebeitrag nach einem Vortrag in der Universität. Die Abstufungen sind dabei jeweils graduell und müssen einzeln beurteilt werden.
2. **Teilnehmerzahl und Beziehungen:** Dieser Aspekt beinhaltet Sprecherzahl / Rezipientenzahl, Rang / Hierarchie / soziale Rollen, Vertrautheit der Teilnehmer, Grad der Kooperation, Zahl der Sprecherwechsel, dialogische / monologische Gesprächsgestaltung.

3. **Zeitliche und räumliche Kopräsenz bzw. Trennung:** Kopräsenz bei der Produktion und Rezeption ermöglicht den Bezug auf den Kontext und damit eine starke Situationsverschränkung. Ist eine räumliche Trennung (zum Beispiel beim Telefonieren) vorhanden, sind die Kontextualisierungsmöglichkeiten eingeschränkt, außerdem werden nonverbale Signale (außer lächelndem Sprechen) nicht wahrgenommen. Unter diesen Aspekt lässt sich auch der Gesichtspunkt der Flüchtigkeit und der unterschiedlichen Verarbeitungszeit einordnen. Beim Sprechen ist das Gesagte flüchtig. Das Verfassen und Lesen eines Telegramms dagegen ermöglicht durch die zeitliche und räumliche Trennung eine starke Textkomprimierung (genau durchdachte Formulierung), die erst durch eine längere Verarbeitungszeit (mehrmaliges Lesen) entschlüsselt werden kann.

Das Medium ist nicht ausschlaggebend für die Konzeption, wie ein Vergleich zwischen Chatkommunikation und Partytalk zeigt. Die Chatkommunikation ist zwar medial schriftlich vermittelt, es lässt sich aber ähnlich beschreiben wie ein Partygespräch, das medial mündlich vermittelt ist. Das Gespräch ist ungeplant (frei formuliert, spontan, nicht institutionell, emotional, freie Themenentwicklung). Die Teilnehmer sind einander zum Teil vertraut, es sind meist mehr als zwei Gesprächsteilnehmer am Gespräch beteiligt, die hierarchisch gleich gestellt sind, und das Gespräch ist (hoffentlich) dialogisch.

Der einzige Unterschied ergibt sich bei der zeitlichen und räumlichen Präsenz: Beim Partygespräch sind die Gesprächsteilnehmer zeitlich und räumlich kopräsent, bei der Chatkommunikation ist eine räumliche Trennung vorhanden, so dass Kontextualisierungshinweise nicht möglich sind und die Situationsverschränktheit gelockert ist. Außerdem ist die Vermittlung prosodischer Merkmale eingeschränkt, nonverbale Markierungen können gar nicht übertragen werden.

Prosodische Merkmale können in beschränktem Maße in der medialen Schriftlichkeit vermittelt werden (Stimmhebung durch das Satzzeichen Fragezeichen, Silbendehnung durch Graphemwiederholungen, Akzente durch die Verwendung von Majuskeln etc.). Allerdings ist das Symbolsystem der menschlichen Stimme weit umfangreicher als das Symbolsystem der Grapheme, so dass prosodische Markierungen bei der medialen Mündlichkeit viel nuancenreicher transportiert werden. Die mediale Gestaltung kann so jeden Aspekt (in diesem Fall die räumliche Präsenz und davon abhängig die Vielschichtigkeit der prosodischen Merkmale) beeinflussen, ohne indes einzig ausschlaggebendes Kriterium zu sein.

Merkmale der konzeptionellen Mündlichkeit sind also solche Textmerkmale, die sich aus den genannten Situationsbedingungen der Nicht-Determiniertheit, der Zahl und Vertrautheit der Partner und der zeitlichen / räumlichen Kopräsenz zwangsläufig ableiten und daher Eigenschaften der mündlichen Konversation aufweisen.

Ein ungeplantes, zwangloses Familiengespräch wird thematische Sprünge aufweisen (Folge der nicht-determinierten Situation), die Teilnehmer werden vertrauliche Anredeformen benutzen und durch Sprecherwechsel Dialoge gestalten (Folge der Teilnehmerzahl und ihrer Beziehungen zueinander), sie werden deiktisch auf die Situation verweisen und erst durch Satzabbrüche, Wiederholungen und Reformulierungen ihre Intention deutlich vermitteln (Folge der zeitlichen und räumlichen Kopräsenz von Produzent und Rezipient). Deiktische Verweise, Satzabbrüche und Wiederholungen spiegeln die Unmittelbarkeit der geschilderten Ereignisse. Die genannten Elemente *thematischer Sprung, vertrauliche Anrede, Sprecherwechsel, deiktischer Verweis, Satzabbruch, Wiederholungen* und *Reformulierungen* sind daher Merkmale der konzeptionellen Mündlichkeit — die Liste ist erweiterbar.

Damit ergibt sich die folgende Definition für konzeptionelle Mündlichkeit: Konzeptionelle Mündlichkeit liegt dann vor, wenn in einem Text eine Vielzahl von sprachlichen Merkmalen vorhanden sind, die sich aus den Situationsbedingungen der Nicht-Determiniertheit, der Zahl der teilnehmenden Gesprächspartner (begrenzt) und ihrer Beziehung zueinander (vertraut) sowie der zeitlichen und räumlichen Kopräsenz der Gesprächsteilnehmer ergeben.

2.1.2 Medienneutraler und medienabhängiger Sprachbegriff

Eng verbunden mit der Frage nach der Definition von Mündlichkeit ist die Frage, ob Schriftlichkeit und Mündlichkeit überhaupt im Sinne von zwei Sprachsystemen voneinander zu trennen sind. Lange Zeit hat die Sprachwissenschaft, bedingt durch de Saussures Ansichten, einen medienneutralen Sprachbegriff vertreten. Das heißt, man ging davon aus, dass der Sprache ein System zugrunde liege, dessen Grammatik sowohl in der — als primär betrachteten — mündlichen als auch in der schriftlichen Ausformung gelte.

Diese Meinung ist inzwischen umstritten. Zwar geht Rath (1985, S. 1652) davon aus, dass unterschiedliche Produkte nur durch unterschiedliche Realisations- und Kommunikationsbedingungen entstehen und dass diese Meinung allgemein akzeptiert sei, doch dem ist nicht so. Einen medienneutralen Sprachbegriff vertreten neben Rath (1985) auch Steger (1987), der nur Häufigkeitsunterschiede, nicht aber Systemunterschiede sieht, und Weigand (1993, S. 143): „Es lassen sich für das Englische — und das Deutsche wird sich kaum anders verhalten — keine sprachlichen Merkmale finden, die ausschließlich in mündlichen bzw. schriftlichen Texten vorkommen und die damit eine Polarisierung von geschriebener und gesprochener Sprache rechtfertigen.“ Demnach gibt es zwar Unterschiede zwischen schriftlichem und mündlichem Sprachgebrauch, die Unterschiede beruhen jedoch auf Performanz-Unterschieden, nicht auf System-Unterschieden.

Für eine andere Sprachbetrachtung plädieren die Befürworter eines medienabhängigen Sprachbegriffs, der zur Ausdifferenzierung von zwei medial unterschiedlichen Realisierungsformen führt. Klein (1985, S. 28) weist darauf hin, dass der Übergang zwischen Häufigkeitsunterschied und Systemunterschied fließend ist:

Das ist eine Frage, die sich nicht ohne Willkür beantworten läßt: die Übergänge sind kontinuierlich, und die Entscheidung ist eine Frage des Geschmacks und der Ideologie. Keine Frage ist jedoch, daß es zwischen manchen Fällen gesprochener und manchen Fällen geschriebener Sprache strukturelle Unterschiede gibt, die nicht nur auf ‚Performanzebene‘ liegen, sondern das zugrundeliegende System — oder die zugrundeliegenden Systeme — betreffen.

Als Beispiele für solche strukturellen Unterschiede nennt er neben den prosodischen Eigenschaften der gesprochenen Sprache, also „Tonhöhe, Lautstärke, Klangfarbe, Änderungen der Sprechgeschwindigkeit und [...] Pausen“ (Klein 1985, S. 16f.), verschiedene Abweichungen von der normativen Grammatik (*weil* mit Verbzweitstellung, Formulierungen wie *meinem Vater sein Haus, Einen Bleistift brauche ich keinen*). Es sei daher zumindest „nicht unplausibel“, von zwei eigenen Systemen zu sprechen (Klein 1985, S. 11).

Gemeinsamkeiten aufgrund einer gemeinsamen Sprache erkennt zwar Nerius (1987) an, dennoch hätten sich inzwischen autonome Existenzweisen entwickelt. Grund dafür seien die kommunikativen Anforderungen, denn diese „bilden gleichzeitig die Grundlage für die Ausbildung der funktionalen Unterschiede beider Existenzweisen, und diese Unterschiede sind es, die dann auch zu einer gewissen strukturellen Differenzierung führen“ (Nerius 1987, S. 832). Von einer *Parallelisierung* spricht Feldbusch (1989), ohne indes darin eine Gleichsetzung der beiden Existenzformen zu sehen: „Um sich mit realen Sachverhalten in unterschiedlichen Situationen geistig und kommunikativ auseinandersetzen zu können, schufen die Menschen in je verschiedenen Verwendungszusammenhängen unterschiedliche, jeweils adäquate und funktionsgerechte Repräsentationsverfahren.“ (Feldbusch 1989, S. 153) Übereinstimmungen dienen der praktischen Benutzbarkeit, indem der Mensch die Zuordnung der Repräsentanten zu den Bedeutungen nur einmal erlernen müsse. Außerdem sei so der Transfer von einer Existenzform in die andere ohne Übersetzung möglich.

Den medienneutralen Begriff kritisiert auch Krämer (1996) und plädiert daher für eine medienspezifische Betrachtung von Sprache. Fiehler u. a. (2004, S. 20) verweisen mit ihrer vierten Hypothese auf die distributionellen (Dienstbesprechungen können nicht schriftlich durchgeführt werden) und funktionalen (geschriebene Sprache tradiert Äußerungen) Unterschiede zwi-

schen den beiden Verständigungsformen. Die Annahme einer medienneutralen Basissprache verdecke die „relative Eigenständigkeit“ (Fiehler u. a. 2004, S. 21) der beiden Praktiken.

Für beide Sichtweisen gibt es überzeugende Pro- und Contra-Argumente. Es gibt nur wenige Merkmale, die ausschließlich in der gesprochenen oder in der geschriebenen Sprache auftreten. Die wenigen nachweisbaren Unterschiede rechtfertigen wohl kaum eine Systemunterscheidung. So sieht es auch Schwitalla: „Selbst wenn man also einzelne Kategorien findet, die beim Sprechen nicht verwendet werden [...] stellt sich die Frage, ob diese wenigen Kategorien ausreichen, um ein anderes Sprachsystem anzusetzen.“ (Schwitalla 2003, S. 25) Die unterschiedlichen Reaktionen auf die kommunikativen Anforderungen, die verschiedenen Funktionen und die eben doch vorhandenen strukturellen Differenzierungen lassen sich aber ebenso als Argument für einen medienabhängigen Sprachbegriff verwenden.

Tophinke (2000, S. 5) hat diese Diskrepanz erkannt:

Mit Blick darauf, dass diese Bindung [an mediumspezifische Kommunikationssituationen und Texttypen] Teil des sprachlichen Wissens ist, muss gleichzeitig von einem komplexen sprachlichen Wissen ausgegangen werden, das die medienneutralen strukturellen Regularitäten einer Sprache umfasst, das vor allem aber auch die mediumspezifischen Bindungen und Bedeutungen sprachlicher Strukturen beinhaltet.

Es gibt also ein sprachliches Wissen, das eine medienneutrale Grammatik erkennt, diese aber jeweils mediumspezifisch anpasst.

Dass Anakoluthen, Analepsen und normwidrige Satzkonstruktionen häufiger im gesprochensprachlichen Kontext auftreten, ist aber nicht ausschließlich dem Medium geschuldet. Solche Abweichungen von der normativen Grammatik werden von der geringen Planungszeit verursacht, die einem Sprecher zur Verfügung steht. Dafür spricht auch, dass ein vorgelesener Vortrag, der ja auch medial mündlich aufbereitet ist, dennoch erheblich weniger Anakoluthen enthält als ein Streitgespräch beim Abendessen.

Es ist also die Situation mit all ihren Bedingungen, die zu bestimmten sprachlichen Ausprägungen führt, nicht unbedingt das Medium an sich. Das Ziel der Konversation, das Verhältnis von *Sprecher* und *Hörer* (sofern diese sich überhaupt voneinander abgrenzen lassen), die vorhandene oder nicht vorhandene Zeit für Korrekturen bestimmen über die sprachliche Gestaltung. Sprachuntersuchungen sollten daher nicht auf die mediale Unterscheidung insistieren, sondern situational bedingte Unterschiede herausarbeiten und benennen. Sprachgestaltung ist weit mehr situationsabhängig als medienabhängig.

2.2 Alternative Konzepte

2.2.1 Kommunikative Praktiken

„Obwohl ‚gesprochene Sprache‘ ein weit verbreiteter und geläufiger Begriff ist, sind sein Status als linguistische Kategorie und seine theoretischen Implikationen nicht hinreichend reflektiert.“ (Fiehler u. a. 2004, S. 11) Das ist die erste These, die Fiehler u. a. (2004) dazu gebracht hat, das Konzept *Mündlichkeit* neu zu überdenken. Bei der genaueren Untersuchung der vorliegenden Definitionen und Vergleiche haben Fiehler u. a. (2004) Unstimmigkeiten ausgemacht. So sei *gesprochene Sprache* ein Oppositionsbegriff, der erst in der Gegenüberstellung mit der geschriebenen Sprache Sinn ergebe, nicht aber aus sich selbst heraus funktioniere.

Der Fokus auf die Produktionsbedingungen führe außerdem dazu, dass jede verbalsprachliche Äußerung in diese Kategorie einsortiert werde. Diese „Homogenitätsannahme“ (Fiehler u. a. 2004, S. 19) beschreibe eine Einheitlichkeit innerhalb der Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit, die der realen Vielfalt widerspreche. Die Benennung als *gesprochene Sprache* habe dann eine Tendenz zur Verdinglichung nach dem Motto *Was ich benenne, existiert auch*.

Nachdem die Arbeitsgruppe am IDS diese Implikationen erkannt hat, schlagen die vier Autoren vor, Sprechen und Schreiben nicht als abstrakte Kategorien wahrzunehmen, sondern sie immer als Bestandteil von sozialen Konventionen und Handlungen zu betrachten: „Mündliche Verständigung erfolgt in einer Vielzahl unterschiedlicher Grundformen, den kommunikativen Praktiken.“ (Fiehler u. a. 2004, S. 15) Kommunikative Praktiken sind demnach Diskurstypen, Textsorten bzw. kommunikative Gattungen, die wir alltagsweltlich erlernt haben und je nach den Rahmenanforderungen realisieren. Die Teilnehmer am Kaffeekränzchen verwenden die kommunikative Praktik *Klatsch*, der Beisitzer in der Magisterprüfung verfasst ein *Protokoll*. Verständigung ist also kein abstraktes Konzept, sondern erfolgt „immer nur im Rahmen der uns verfügbaren kommunikativen Praktiken, indem wir ein Exemplar einer solchen Praktik intendieren und realisieren — und dadurch die Praktik zugleich auch fortschreiben und weiterentwickeln“ (Fiehler u. a. 2004, S. 15).

Das Konzept der kommunikativen Praktiken ist unabhängig oder zumindest wenig abhängig von der medialen Gestaltung. Das Kriterium *mündlich / schriftlich* kann dazu verwendet werden, Praktiken nach diesem Kriterium zu klassifizieren. Es besteht dann aber kein Zwang zur weitergehenden innerlichen Homogenität innerhalb dieser beiden Klassen. Außerdem können Praktiken nach anderen Kriterien sortiert werden, zum Beispiel *monologisch / dialogisch* oder *privater Kreis / öffentliches Auditorium*. Nach welchem Kriterium man Praktiken klassifiziert, ist davon abhängig, auf welchen Aspekt man fokussiert. Laut Fiehler u. a. (2004) erlaubt das Konzept der kommuni-

kativen Praktiken eine klarere Differenzierung als die Unterscheidung zwischen *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit*.

2.2.2 Konzeptionelle Mündlichkeit

Eine „Reihe von begrifflichen Unklarheiten und Konfusionen sowie sachlichen Missverständnissen“ belastet laut Koch und Oesterreicher (1985, S. 15) die Diskussion um Mündlichkeit und Schriftlichkeit. So werde die Unterscheidung nach phonischer und graphischer Produktion der Wirklichkeit kaum gerecht. Mündliche Äußerungen wie Grabreden und Festvorträge entsprächen nicht „unserer ‚Intuition‘ von ‚Mündlichkeit‘“ (Koch und Oesterreicher 1990, S. 5), ebenso wenig, wie ein Privatbrief oder Sprechblasen in Comics die ‚Schriftlichkeits‘-Vorstellungen erfüllen.

In Anlehnung an Ludwig Söll haben Koch und Oesterreicher daher vorgeschlagen, die Unterscheidung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit nicht nur nach medialen, sondern auch nach konzeptionellen Gesichtspunkten zu treffen und außerdem eine graduelle Differenzierung anzunehmen. Das Medium beschreibt demnach „den *phonischen* und den *graphischen Kode*“ (Koch und Oesterreicher 1985, S. 17), die Konzeption meint die „kommunikativen Strategien“ (Koch und Oesterreicher 1985, S. 17) mit den beiden Modi *gesprochen* und *geschrieben*. Phonische und graphische Realisierungsweisen sind dichotomisch voneinander getrennt. Zwischen den Modi *gesprochen* und *geschrieben* besteht dagegen „ein Kontinuum von Konzeptionsmöglichkeiten mit zahlreichen Abstufungen“ (Koch und Oesterreicher 1985, S. 17), die zwischen den beiden Polen der Nähe- und Distanzsprache angeordnet sind. Aus diesem Gedanken entwickeln Koch / Oesterreicher ein vorläufiges Schema (siehe Abbildung 2.1 auf der nächsten Seite), in das sie Äußerungsformen beispielhaft eintragen.

Interessant ist bei diesem Schema die Einordnung der Äußerungsform *FAZ-Artikel*: Nur die *Verwaltungsschrift* steht demnach noch näher am Pol *geschrieben*, selbst die Predigt ist gesprochensprachlicher konzipiert. Dabei suggeriert die Bezeichnung *FAZ-Artikel* eine Homogenität, die nicht gegeben ist. Zwischen Leitartikel, Wirtschaftsreport und Konzertkritik bestehen innerhalb einer Ausgabe der FAZ große sprachliche Unterschiede. Die Konzeption eines Artikels in der FAZ ist je nach Autor, Ziel und Thema unterschiedlich zu bewerten. Die Einordnung von Koch und Oesterreicher (1985) für die Äußerungsform *FAZ-Artikel* muss damit zunächst differenziert, aber auch, wie diese Arbeit zeigt, verändert werden: mehr in Richtung der nahe-sprachlichen Konzeption.

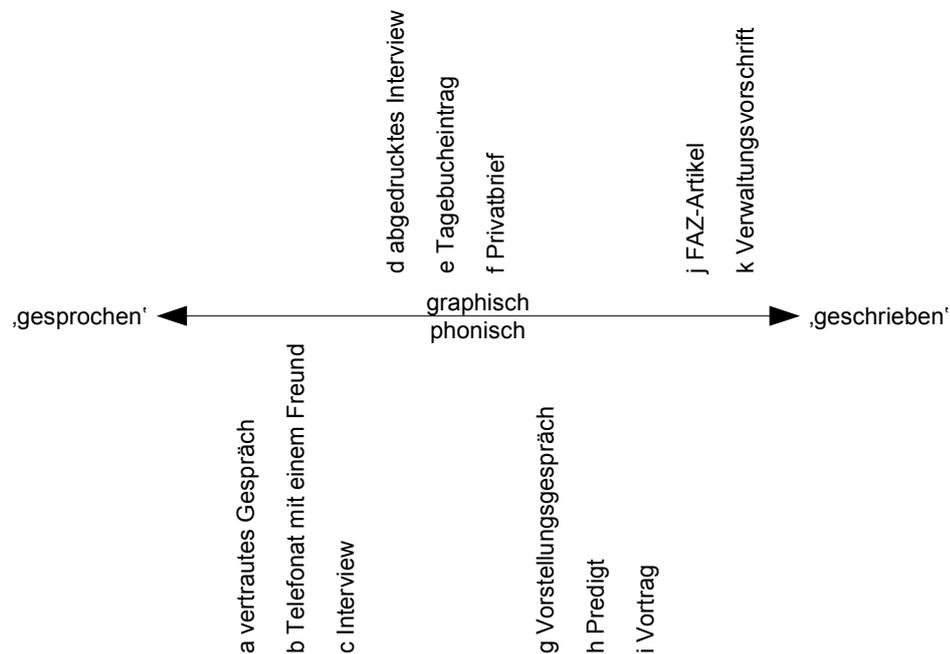


Abbildung 2.1: Kontinuum der sprachlichen Äußerungsformen nach Koch und Oesterreicher (1985, S. 18)

Um eine Äußerungsform zu charakterisieren, nennen Koch und Oesterreicher Kommunikationsbedingungen, die in graduellen Abstufungen auf Äußerungsformen einwirken:²

1. Grad der Öffentlichkeit
2. Grad der Vertrautheit der Partner
3. Grad der emotionalen Beteiligung
4. Grad der Situations- und Handlungseinbindung
5. Referenzbezug
6. physische Nähe der Kommunikationspartner
7. Grad der Kooperation
8. Grad der Dialogizität
9. Grad der Spontaneität
10. Grad der Themenentwicklung

Diese Kommunikationsbedingungen haben Einfluss auf die Kommunikationsakte und führen zu unterschiedlichen Versprachlichungsstrategien:³

² Die Liste der Kommunikationsbedingungen richtet sich nach Koch und Oesterreicher (1990, S. 8f.), bei Koch und Oesterreicher (1985) finden sich die Bedingungen in leicht abgewandelter Form.

³ Die Liste der Versprachlichungsstrategien wurde aus Koch und Oesterreicher (1990) und Koch und Oesterreicher (1985) zusammengestellt.

1. Kontextbezug: Präferenz für sprachliche / nichtsprachliche (Gestik, Mimik, Intonation) Kontexte
2. Planungsgrad: hoher / geringer Planungsgrad
3. Verdinglichung, Endgültigkeit / Prozesshaftigkeit, Vorläufigkeit
4. Informationsdichte: hoch / gering
5. Gestaltung: integrativ (komplexe sprachliche Einheiten, Hypotaxe) / aggregativ (unvollständige Äußerungsformen, Parataxe, Holophrasen, Abtönungspartikel usw.)
6. Elemente: digital (diskrete Einheiten) / analog (ganzheitlich-kontinuierliche Einheiten)

Bezogen auf eine Konzertkritik, die im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erscheint, ergeben sich damit folgende Bedingungen: Die Kritik erscheint in einem Massenmedium, das heißt, die Kommunikation findet öffentlich vor einer anonymen, großen Menge von Rezipienten statt. Die Partner (Autor / Leser) sind miteinander nicht vertraut, oder zumindest kaum (Joachim Kaiser ist als Rezensent der Süddeutschen Zeitung einer größeren Lesergruppe bekannt, wenn auch nicht persönlich, so dass an seine Artikel gewisse Erwartungen gestellt werden). Die emotionale Beteiligung kann erhöht sein: Gerade bei schlechten Konzerten äußert der Autor oft persönlichen Unmut (das führt dann zu einem Verriss). Der situative Kontext (wobei das Stichwort *Situationseinbindung* noch genauer definiert werden müsste) und der Referenzbezug müssen explizit versprachlicht werden, Hinweise mit deiktischen Verweisen wie *Hier in diesem Konzertsaal hat Mazel gestern Abend ein illustres Sinfoniekonzert dirigiert* werden den Leser durch die zeitliche und räumliche Distanz von Produktion und Rezeption ratlos zurücklassen. Der Leser kann den geschriebenen Text in seiner äußeren Form nicht mehr verändern, es besteht keine Kooperationsmöglichkeit. Dialogizität ist daher eigentlich ausgeschlossen, dennoch imitieren Feuilletonisten häufig einen Dialog mit Leseradressierung, Rückversicherungssignalen und Antwortpartikeln. Der Text wird am Tag vor der Erscheinung schriftlich formuliert, Spontaneität ist also nicht möglich, das Thema ist fixiert. Aber auch hier gibt es Versuche, einen spontanen Gesprächsverlauf mit Anakoluthen, Reformulierungen und Themensprüngen nachzuzeichnen.

Ein Bericht auf Seite eins der Süddeutschen Zeitung über die Gesundheitsreform weicht von dieser Charakterisierung in einigen markanten Punkten ab. Eine Autor-Leser-Bindung, die ein Gefühl von Vertrautheit schafft, ist hier kaum möglich (der Artikel ist nur mit Kürzel statt mit vollem Namen gekennzeichnet, der Leser fordert mehr Information und weniger persönliche Einschätzungen). Emotionale Wertungen sind daher deplatziert. Versuche, Dialogizität, Spontaneität und Themensprünge zu imitieren, um ein scheinbar lebendiges Gespräch mit dem Leser aufzubauen, gibt es nicht.

Hennig (2000, S. 118) kritisiert an den Kommunikationsbedingungen von Koch und Oesterreicher, dass sie sich zwar „als gutes Raster zur Einordnung der Textsorten“ erwiesen hätten, dass die Merkmale aber dennoch nicht ausreichend sind. Aus dem Vergleich verschiedener Textsorten — Telefongespräch, Verkaufsgespräch, Schulstunde, Kiosk–Small–Talk, Beratungsgespräch / Schlichtungsgespräch, Talkshow, Fußball–live–Reportage — schließt Hennig, dass die folgenden Merkmale fehlen:

1. Hierarchiebeziehungen: Das Merkmal *Vertrautheit* beschreibt noch nicht die Rangordnungen, es müsste daher um gleichberechtigt / nicht gleichberechtigt erweitert werden.
2. auf einen bestimmten Personenkreis beschränkt / nicht beschränkt: *Öffentlichkeit* beschreibt sowohl Gerichtsverhandlung als auch Massenpublikum, daher ist eine Differenzierung nötig.
3. private / institutionsgebundene Kommunikationssituation: Hennig gibt dafür kein Beispiel, gemeint ist aber wohl, dass eine öffentliche Dichterlesung in einem privaten Haushalt anderen Regeln gehorcht als eine Lesung in der Stadtbibliothek.

Trotz dieser Ergänzungsvorschläge hat sich nach Hennigs Ansicht das graduelle Kontinuum aber bei der Beschreibung von Textsorten bewährt, da sich alle bisherigen Definitionen zu eindimensional nur auf einzelne Aspekte beziehen: „Koch / Oesterreichers Vorschlag ist dagegen dynamisch und erlaubt vielfältige Zuordnungen.“ (Hennig 2000, S. 112)

Es hat sich gezeigt, dass das Kontinuum von Koch / Oesterreicher erlaubt, konzeptionelle Übergänge zu berücksichtigen und den scheinbaren Widerspruch zwischen einer medial mündlichen, dennoch aber geschriebensprachlich formulierten Äußerungsform (mündlich vorgetragener, vorab schriftlich fixierter Text) aufzuheben. Die Einordnung von *mündlich* und *schriftlich* ist damit nicht mehr auf die mediale Bestimmung eingegrenzt. Trotz dieser Differenzierung ist das Raster jedoch noch zu grob. Die Einordnung von Textsorten an einem bestimmten Punkt des Kontinuums widerspricht dem heterogenen Erscheinungsbild von Ausprägungen dieser Textsorte in der Realität.

2.2.3 Prototypische Definition

Ausgangspunkt von Hennigs Überlegungen ist die Beobachtung, dass viele vermeintliche Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache in Wahrheit auf unterschiedliche Textsorten zurückzuführen sind. Das führt Hennig zunächst zu der Erkenntnis: „Nicht gesprochene und geschriebene Sprache können verglichen werden, sondern nur einzelne Textsorten.“ (Hennig 2000, S. 108) Möchte man dennoch Unterschiede zwischen

gesprochener und geschriebener Sprache aufdecken, empfiehlt Hennig die „Prototypenmethode“ (Hennig 2000, S. 111), allerdings ohne darüber die Vielfalt der nicht prototypischen kommunikativen Praktiken aus dem Blick zu verlieren.

Hennig schlägt vor, Textsortenklassen zu bilden, die als ideale Vertreter hauptsächlich die Merkmale der Nähekommunikation bzw. der Distanzkommunikation aufweisen. Diese Textsortenklassen sind dann jeweils Stellvertreter für typisch gesprochene bzw. geschriebene Sprache:

Auf diese Weise erhält man dann eine Grundlage für theoretische Verallgemeinerungen, wobei man selbstredend immer auf die *Stellvertreterrolle* der Ergebnisse hinweisen muss, d.h., es muss unbedingt klar werden, dass man nun keineswegs erwarten kann, dass *alle* medial gesprochenen bzw. geschriebenen Texte die entsprechenden Merkmale aufweisen; dennoch kann man auf diesem Weg zu Ergebnissen bezüglich einer *Vielzahl* an Texten kommen (Hennig 2000, S. 113).

Der große Zwischenbereich, der durch ein solch idealtypisches Korpus nicht abgedeckt wird, sei zwar interessant, für die Analyse der Besonderheiten der gesprochenen Sprache „sollte man sich jedoch auf die polnahen Textsorten beschränken“ (Hennig 2000, S. 114).

Die Schwierigkeit dieser Prototypenmethode besteht darin, dass sie zwar die Inhomogenität der gesprochenen Sprache betont, letztlich aber doch Aussagen über *die* gesprochene Sprache zu machen versucht. Indem Hennig ein Korpus zur Grundlage nimmt, das bestimmte Merkmale aufweist, findet sie Ergebnisse für genau dieses Korpus — nicht aber für den gesamten Bereich der gesprochenen Sprache. Denn auch die Gruppe der scheinbar typisch gesprochensprachlichen Textsorten ist in sich differenzierbar: Die Unterschiede zwischen dem Familiengespräch beim Abendbrotstisch und dem Verkaufsgespräch beim Brötcheneinkauf im Tante–Emma–Laden lassen sich kaum leugnen. Tatsächlich ist es schwierig (und vielleicht auch nicht sinnvoll), generelle Merkmale für *gesprochene Sprache* aufzustellen. Denn entweder werden die Unterschiede innerhalb dieses Feldes ignoriert, oder aber der Bereich der prototypischen, gesprochensprachlichen Textsorten wird so weit eingeschränkt, dass Aussagen zwar möglich sind, der Zwischenraum der aussortierten Textsorten aber so groß geworden ist, dass die enge Untersuchung keine verallgemeinerbaren Ergebnisse zutage fördert.

Dass die Prototypenmethode zu Verallgemeinerungen oder Verkleinerungen führt, zeigt Hennigs Aussage

So stellen verschiedene Textsorten des Printmediums Zeitung ideale Vertreter der Distanzkommunikation dar — z.B. ein kürzerer Nachrichtentext oder ein Leitartikel. Aber auch in Zeitungen / Zeitschriften finden sich Textsorten, die wenigstens in

einem Merkmal von der Distanzkommunikation abweichen — ein Kommentar und eine Rezension z.B. enthalten subjektive Elemente (Hennig 2000, S. 114).

Nicht alle Zeitungsartikel sind ideale Vertreter der Distanzkommunikation, wie der obige Vergleich zwischen Politikbericht und Konzertrezension gezeigt hat (und auch der Leitartikel als Kommentartext ist nicht ideal im Sinne der distanzsprachlichen Konzeption). Schließt man jedoch alle Zeitungsartikel aus, die in wenigstens einem Merkmal von der Distanzkommunikation abweichen, um typische Vertreter der geschriebenen Sprache zu finden, sind die Ergebnisse kaum repräsentativ für die geschriebene Sprache, sondern nur aussagekräftig für die wenigen verbliebenen Textsorten.

2.3 Strukturen des mündlichen Sprachgebrauchs in schriftlich realisierten Textsorten

2.3.1 Von der Bundestagsrede zum Fanzine

Es gibt bereits vielfach sprachwissenschaftliche Untersuchungen und Vergleiche verschiedener Textsorten. Jede dieser Untersuchungen hat scheinbar zu anderen Ergebnissen geführt. Das liegt daran, dass die Forschenden je nach Fragestellung und Korpus unterschiedliche Antworten erhalten. Berücksichtigt man die unterschiedlichen Ansätze, ist das Spektrum der Antworten allerdings weniger divergierend als vielmehr differenzierend.

So hat Heinze (1979) die Auswirkungen der medialen Übertragung untersucht, indem er mit seiner Dissertation von 1979 Bundestagsreden in ihrer ursprünglich mündlichen Version mit der anschließenden schriftlich überarbeiteten Fassung verglichen hat. Heinze stellt fest, dass die nachträgliche Schriftfassung viele redaktionelle Bearbeitungen zeigt, dass Sprachökonomie die Prozesshaftigkeit der gesprochenen Sprache ersetzt hat. Die mediale Übertragung hat auch Ramge (2000) beschäftigt, allerdings in der umgekehrten Richtung von der Schriftlichkeit in die Mündlichkeit: Ramge vergleicht schriftliche FAZ-Kommentare mit Fernsehkommentaren, die vorab schriftlich formuliert wurden, nun aber vom Prompter abgelesen werden. Im Ergebnis beschäftigt sich Ramge daher weniger mit Sprachökonomie als mit umgangssprachlichen Formulierungen, dialogisierenden Elementen und um Einverständnis heischenden Sprachgesten und stellt damit eine Veränderung bei der Übertragung in das mündliche Medium fest. Im Fernsehkommentar finde eine Wegentwicklung von der ausschließlichen Schriftlichkeit statt, die bei FAZ-Kommentar so nicht zu finden sei.

Die mediale Übertragung eines bestimmten Merkmals vom mündlichen Vorbild in die schriftsprachliche Textsorte *Zeitungskommentar* beschreibt Sturm (1998). Sturm hat die Syntax in 300 politischen Tageszeitungskom-

mentaren (je 100 Kommentare aus der Frankfurter Rundschau, der Rhein-Zeitung und der Bild) mit der Syntax in „mündlichen ‚Vorbildern‘“ (Sturm 1998, S. 2) verglichen. Im Gegensatz zu Heinze und Ramge beschränkt sich Sturm allerdings im mündlichen Bereich wohl nicht auf eine Textsorte, da er die Transkript-Belege nicht genauer einordnet. Der Vergleich erscheint willkürlich, aber da sich Sturm auf die Untersuchung der Vor-Vorfeld-Position beschränkt, kann er in diesem Bereich eine „weitreichende[n] Übereinstimmung zwischen der Syntax der Gesprochenen Sprache und jener im Tageszeitungskommentar“ (Sturm 1998, S. 26) feststellen.

Andere Untersuchungen setzen mit ihrem Vergleich bei einem anderen Merkmal an. McCarthy (1993) untersucht die Textsorte Fanzine, aber nicht, indem er mediale Unterschiede herausarbeitet, sondern indem er das Merkmal *privat* vs. *institutionalisiert* betrachtet. Sein Korpus besteht aus Fußball-Berichten, die von Fußballfans für Fußballfans geschrieben und in Fanzines veröffentlicht wurden, und aus Fußball-Berichten, die in überregionalen Zeitungen sowie in Programmheften von Fußballclubs erschienen sind. Im Gegensatz zu den Zeitungsberichten entdeckt McCarthy in den Fanzines einen „strongly conversational and intimate mode, appealing more directly to a readership whose evaluation of footballgames is typically spoken, around public-house tables, after the match“ (McCarthy 1993, S. 173). Der private Veröffentlichungscharakter führt also dazu, dass „spoken mode is transmitted via the written medium“ (McCarthy 1993, S. 173).

Ein anderes Vergleichskriterium ist die Relation *Zeit*, die zu Veränderungen einer Textsorte beitragen kann. Diekmannshenke hat die Entwicklung der Postkarte nachvollzogen, der „kommunikative[n] Alternative zum stilistisch streng normierten Brief“ (Diekmannshenke 2002, S. 99). Das äußere Erscheinen der Postkarte hat sich demnach seit 1870 gewandelt, der Korrespondenzstil aber wurde beibehalten: Es handelt sich um eine unverbindliche Kontaktaufnahme, oft mit wenig Informationsgehalt und viel sprachlichem Spielcharakter (gewandelt haben sich allerdings die Höflichkeitsformen der Anrede). Ein Sonderfall ist die Ansichtspostkarte, die alltagssprachliche Elemente und bei jüngeren Schreibern einen saloppen, emotionalen Sprachstil zeigt, „der geprägt ist von einem hohen Maß an konzeptioneller Mündlichkeit“ (Diekmannshenke 2002, S. 116). Im Gegensatz zur Internetkommunikation sei aber ein freierer Umgang mit schriftsprachlichen Normen nicht zu beobachten.

Die Entwicklung des Liebesbriefes betrachtet Wyss (2002) und stellt dabei unter anderem fest, dass in der Gegenwart neue Liebesbriefftypen entstehen, die mit der Verbreitung des Internets zusammenhängen: „*Flirtbriefe* ahmen im Internet mündliche Flirtkommunikation nach. [...] Die konzeptuelle Mündlichkeit in ihrer Realisierung auf einer stilistischen Ebene als ‚Sprache der Nähe‘ zeigt sich hier in einer neuen schriftlichen Variante.“ (Wyss 2002, S. 82) Ähnlich wie Ramge beobachtet Wyss eine Wegentwicklung von der

Schriftlichkeit hin zu mehr Dialogizität und Responsivität mit assoziativen Themenentwicklungen.

Einen diachronen Vergleich, der mit der Veränderung des übertragenden Mediums einhergeht, nimmt Elspaß (2002) vor, indem er Briefe der Wende zum 20. Jahrhundert und Texte der neuen Medien (Chat und E-Mail) gegenüberstellt. Dabei kommt Elspaß zu einem erstaunlichen Ergebnis: „Die vermeintlich neuen Phänomene des Sprachgebrauchs gibt es – wie gezeigt werden konnte – zum großen Teil schon lange, nur haben sie früher keine in den Grammatiken sichtbaren Folgen für das Sprachsystem gezeitigt, weil die *Bewertung* des Sprachgebrauchs, vor allem der gesprochenen Sprache, anders war als heute“ (Elspaß 2002, S. 26) Interjektionen und Partikeln werden in der Gegenwart zwar graduell häufiger verwendet, nicht aber mit neuen Funktionen versehen. Unterschiede sieht Elspaß nur in den Ursachen des normabweichenden Sprachgebrauchs. Während die Briefeschreiber um 1900 die Konventionen schlicht nicht beherrschten, werden sie heute bewusst gebrochen, weil sich die Angemessenheitsnormen geändert haben. Ein grundlegender Sprachwandel sei daher auszuschließen: „Nur die Medien und die Akzeptanz sind neu, der Sprachgebrauch selbst jedoch nicht.“ (Elspaß 2002, S. 27)

Unterschiede im Sprachgebrauch stellt jedoch Schwitalla (2002a) fest, der zwei Textsorten vergleicht, die trotz des technischen Wandels erstaunliche Parallelen, aber eben auch funktionale und stilistische Unterschiede aufweisen: Telegramm-Texte und SMS-Texte. Schwitalla findet in Telegramm-Texten von 1850 bis 1950 standardsprachliche Formulierungen, in den SMS-Texten der Gegenwart hingegen auf phonologischer, lexikalisch und syntaktischer Ebene „Formen der gesprochensprachlichen Nähekommunikation“ (Schwitalla 2002a, S. 49). Der Telegramm-Text habe nie die Aura des Besonderen verloren, der SMS-Text sei dagegen dem Alltag entnommen.

Nicht nur der diachrone Vergleich fördert das Verständnis für die Gestaltung einer Textsorte. Auch synchrone Untersuchungen zeigen Eigenheiten der Textgestaltung auf. Adamzik (1993) hat dialogische Elemente in Reiseführern entdeckt. Auf diese Weise werden konkrete Begegnungen inszeniert und ein stark fiktionaler Charakter zwischen objektiver und imaginärer Realität entworfen: „Das Spiel mit solchen Interaktionsrahmen und –modi ist für viele moderne Textsorten, nicht nur für Reiseführer, charakteristisch“ (Adamzik 1993, S. 175). Das zeigt sich in der Arbeit von Holly (2002), der Elke Heidenreichs *Brigitte*-Kolumnen unter die Lupe genommen hat. Auch hier findet eine szenische Vergegenwärtigung statt: „Es ist klar, dass hier ein ‚Nähestil‘ angestrebt wird, der einen fast vertraulichen Kontakt zum Leser versucht“ (Holly 2002, S. 377).

Oft enthüllen solche synchronen Untersuchungen einen verstärkten Trend zur Gesprochensprachlichkeit, ob es nun in E-Mails ist (Dürscheid (2000, S. 58): „Sie [die E-Mail-Schreiber] verwenden sprachliche Mit-

tel, die, vergleicht man sie mit funktional äquivalenten Briefen im nicht-elektronischen Bereich, eine größere Tendenz zur konzeptionellen Mündlichkeit aufweisen“ oder in Fanzines (Schlobinski und Fiene (2000, S. 230): „Die Texte stehen der gesprochenen Sprache Jugendlicher und ihrer Szenen nahe“). Manchmal allerdings geht die Imitation auch in die andere Richtung: In Redewiedergaben in finnischen Tageszeitungen sind die Merkmale der Gesprochensprachlichkeit reduziert, um so eine bessere Verständlichkeit sicherzustellen, wie Makkonen-Craig (1999, S. 140) bemerkt: „Speech quotations do not mimic speech to the full. A selective use of speech cues is enough, because too much realism (of true *impromptu* speech) does not necessarily work in the written medium.“

Der Vergleich von Textsorten ist abhängig von dem Untersuchungskriterium, in dem sie sich unterscheiden. Ein diachroner Vergleich zeigt sprachgeschichtliche Veränderungen auf. Textsorten des institutionalisierten und des privaten Rahmens passen sich an die jeweiligen Kommunikationssituationen und an die Bedürfnisse der Rezipienten an. Der mediale Vergleich zeigt, dass mit der Übertragung immer auch sprachliche Veränderungen einhergehen.

Jeder Textsorten-Vergleich hat allerdings die Schwierigkeit zu bewältigen, dass es fast unmöglich ist, das Unterscheidungskriterium auf genau eines einzuschränken. Mit der zeitlichen Entwicklung geht eine Veränderung des Übertragungsmediums einher. Private Artikelautoren sind im Gegensatz zu Zeitungsredakteuren eben nicht nur privat, sondern auch ungeübt, ihre Veröffentlichungen finden ein weniger breit gestreutes Publikum vor, sie können mehr Insider-Wissen voraussetzen und sind in einen weniger streng geordneten Redaktionsablauf eingebunden, so dass sie mehr Zeit zum Schreiben haben. Welcher dieser Faktoren die Ursache für sprachliche Unterschiede ist, ist nur schwer feststellbar. Sinnvoller ist es daher vielleicht, auf den Vergleich zu verzichten und Textsorten mit Blick auf bestimmte Fragestellungen zu untersuchen: Wie werden Dialogizität, Vertraulichkeits-Inszenierung oder Redewiedergabe im Text gestaltet?

Unabhängig vom Ansatz: Die vorliegenden Untersuchungen von Reiseführern, Bundestagsreden, Brigitte-Kolumnen, Tageszeitungskommentaren, Fanzine-Texten, Briefen, E-Mails, Telegrammen, SMS-Texten, Liebesbriefen, Postkarten und Fernsehkommentaren haben bereits gezeigt, dass eine Entwicklung hin zu konzeptionell mündlichen Formulierungen beobachtbar ist — und dass die Ursache für diese Entwicklung oft in den neuen Medien zu sehen ist.

2.3.2 Literarische Mündlichkeit

Adamzik (1993) verweist darauf, dass das Spiel mit Interaktionsmodi typisch für moderne Textsorten sei. In der Literatur dagegen hat die Imitation von Mündlichkeit eine lange Geschichte. Da gab es die menippeische Satire, be-

nannt nach Menippos von Gadara (3. Jahrhundert vor Christus), die in einer Mischung aus Prosa und Versen die menschlichen Schwächen karikierte — und dafür nicht selten einen gesprochensprachlichen Erzählstil verwendete. Aufgenommen hat diese Tradition später unter anderem Tatian, der mit der *Hochzeit des Merkur mit Philologiae* das erzählerische Element als Ersatz für den Schulunterricht einsetzte.

So unterschiedlich der aristotelische Mimesis-Begriff bis heute ausgelegt wird, er führte im 19. und 20. Jahrhundert zu einer hitzigen Debatte darüber, ob die Nachahmung der Natur zu einer Kopie führen oder aber eine kreative Neuschöpfung von realen und möglichen Vorgänge darstellen sollte. Der so genannte *Konsequente Naturalismus* vertrat die erste Richtung und forderte als Steigerung des Naturalismus eine exakte Kopie der Wirklichkeit äußerer Erfahrungen mit allen Zufälligkeiten unter Ausschaltung des künstlerischen Subjekts. Als Begründer dieser literarischen Richtung wird oft Arno Holz genannt, doch diese Deutung beruht auf einer Fehlinterpretation von Holz' Kunstgesetz. Holz hat sich selbst vehement gegen den Begriff gewandt:

Wie ich über das törichte Schlagwort ‚Konsequenter Naturalismus‘, das ich stets, und zwar bereits von allem Anfang an auf das Energischste bekämpft und zurückgewiesen habe, denke, weiß man; oder wissen doch wenigstens *diejenigen*, die meine *Schriften* kennen. Es handelt sich bei der Form, die hier in Frage steht — und das werde ich nicht müde werden zu wiederholen — nicht um eine ‚Kunstart‘, die man ‚üben‘, falls einem das jedoch nicht ‚paßt‘, auch ‚lassen‘ darf, sondern um die einzige Entwicklungsmöglichkeit, die in die Zukunft führt!⁴

Holz' Kunstgesetz $Kunst = Natur - x$ berücksichtigt mit x sehr wohl die Reproduktionsbedingungen (Material und Werkzeug des Künstlers sowie Handhabung der Kunst), die einen künstlerischen Gestaltungswillen erlaubten.

Ohne also Subjektivität ausschließen zu wollen, hat Arno Holz zusammen mit Johannes Schlaf eine literarische Erneuerung versucht, die in der Prosastudie „Papa Hamlet“ gipfelte. Das verstörende Werk zeigt den unvermeidlichen sozialen und wirtschaftlichen Untergang der Familie Thienwiebel. Armut und Gewalt der äußeren Welt sind gespiegelt in der sprachlichen Darstellung, die auf Beschönigendes verzichtet und daher Stottern, Stammelnen und Schreien der gesprochenen Sprache Laut für Laut und mit Modal- und Antwortpartikeln, Interjektionen, Analepsen, Anakoluthen und Wiederholungen abbildet.

So extrem wie bei Holz / Schlaf ist die gesprochene Sprache im Roman und Drama des 20. Jahrhundert kaum wieder verwendet worden. Betten

⁴ Aus einem Brief von Holz, zit. nach Berthold (1967, S. 174).

(1985) hat Dramentexte von Franz Xaver Kroetz, Martin Sperr, Wolfgang Bauer, Botho Strauß, Thomas Bernhard und anderen mit Transkriptionstexten von Telefongesprächen, Erzählungen und Familiengesprächen verglichen und die Frage gestellt, ob es sich bei den Dramentexten um Annäherungen an die Sprachrealität oder um gezielte Stilisierungen handelt. Eindeutig beantworten lässt sich die Frage nicht, nur in Einzelanalysen die Grade der Abstufung klären.

Eine solche Einzeluntersuchung hat Schwitalla (in Druck) mit einer Analyse der Sprache in Andreas Maiers Roman „Wäldchestag“ vorgelegt. Die Grundsprache sei zwar der schriftliche Bericht, in den Dialogen finde sich jedoch eine Vielfalt und Variabilität gesprochensprachlicher Phänomene.

Andreas Maier setzt eine Tradition nicht-reduzierter literarischer Mündlichkeit fort, die bei Arno Holz und Johannes Schlafs *Papa Hamlet* (1889) begann, in den 20er Jahren von Alfred Döblin und Irmgard Keun weitergeführt und erst in den letzten Jahrzehnten wieder intensiviert wurde (z.B. Günter Grass, Hubert Fichte, Eckard Henscheid, Ulla Hahn [...]). [...] Maier [kommt] der gesprochensprachlichen Alltagsrealität ziemlich nahe (Schwitalla in Druck, Schlussabsatz).

So ähnelt sich zwar die sprachliche Gestalt der literarischen Textsorten und der modernen alltagsweltlichen Textsorten, die Ursachen für die Verwendung gesprochensprachlicher Merkmale in den medial schriftlich realisierten Textsorten sind aber unterschiedlich. In der Literatur wird damit ein Kunstprogramm umgesetzt, das die philosophische Diskussion um Reproduktion oder fiktionale Gestaltung fortsetzt. Der Sprachgebrauch der alltagsweltlichen Textsorten hingegen ist eine Reaktion auf die veränderten Medienwelten und die veränderten gesellschaftlichen Normen.

2.4 Einordnung der mündlichen Strukturen

Das vorhergehende Kapitel hat gezeigt, dass sich Merkmale der mündlichen Kommunikation sowohl als Ausdruck einer kunstphilosophischen Diskussion in literarischen Texten als auch in alltagsweltlichen Textsorten finden. Wie sind diese Befunde einzuschätzen? Handelt es sich um ein unvermeidliches Phänomen der Neuzeit (Ongs *Secondary Orality*), um eine literarische Stilrichtung, um einen rhetorischen Kniff oder um ein Stilmittel, das neben Anapher, Chiasmus und Hyperbaton die Wirksamkeit der Rede erhöht? Die möglichen Einordnungen werden im Folgenden vorgestellt.

2.4.1 Sekundäre Oralität

„The electronic transformation of verbal expression [...] has brought consciousness to a new age of secondary orality.“ (Ong 1990, S. 135) Mit diesem Satz hat Ong seine Ausführungen zu den Auswirkungen des post-typographischen Zeitalters begonnen. Ong hat erkannt, dass die elektronischen Medien⁵ Bücher und Zeitungen nicht verdrängen werden, sondern vielmehr das Phänomen *Mündlichkeit* bereits nachhaltig verändert haben. Eine neue, sekundäre Mündlichkeit sei entstanden:

This new orality has striking resemblance to the old [...]. But it is essentially a more deliberate and self-conscious orality, based permanently on the use of writing and print [...]. Secondary orality is both remarkably like and remarkably unlike primary orality (Ong 1990, S. 136).

Für den Vergleich von primärer und sekundärer Mündlichkeit nennt Ong die in Tabelle 2.1 auf der nächsten Seite aufgelisteten Unterscheidungskriterien, die vor allem das Gruppengefühl und das Verhältnis Sprecher — Zuhörer betreffen.

Ong meint mit sekundärer Oralität also die Mündlichkeit der elektronischen Medien, die sich ihrer Mündlichkeit bewusst ist und die Vorteile ihrer medialen Gestaltung ausnutzt. Ein Fernsehmoderator kann im Unterschied zum Zeitungsredakteur die Zuschauer scheinbar persönlich begrüßen, aufmunternd in die Kamera zwinkern oder flüsternd angeblich geheime Insider-Informationen vermitteln. Wo jedoch vor 100 Jahren diese Gestaltungsmittel unbewusst eingesetzt wurden, sind sie heute als Vorteil der mündlichen Kommunikation erkannt worden und werden daher gezielt eingesetzt – bewusste Mündlichkeit im Gegensatz zur Schriftlichkeit.

Ongs Phänomen der *sekundäre Mündlichkeit* beschreibt damit eine Veränderung der Mündlichkeit, nicht aber eine Veränderung der Schriftlichkeit. Gerade die Einführung des Computers hat jedoch dazu geführt, dass die erkannten Vorteile der mündlichen Kommunikation (Emotionalität, Informalität und Dialogizität) verstärkt auch für die schriftliche Kommunikation angestrebt werden.

Das zeigt sich am deutlichsten im veränderten Sprachgebrauch der Chats und E-Mails, der Mündlichkeit inszeniert. Wegmann (1998) verweist darauf, dass in Chats tatsächlich das Kriterium *Unvergänglichkeit* aufgehoben ist (der Text wird schnell weggescrollt, die Teilnehmer stehen unter großem Zeitdruck, zurückblättern ist daher kaum möglich), dass dieses Merkmal aber auch nicht mehr zwingend zur Schrift gehört. „Man könnte

⁵ Gemeint sind Telefon, Radio, Fernsehen und alle Arten von Rekordern. Der Computer war zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens von Ongs Schrift (1982) noch nicht weit verbreitet.

primary	secondary
➤ strong group sense, true audience	➤ sense for groups is immeasurably larger than those of primary oral culture (global village)
➤ group-minded because no feasible alternative had presented itself	➤ group-minded self-consciously and programmatically
➤ members are turned outward because they have had little occasion to turn inward	➤ we are turned outward because we have turned inward
➤ primary orality promotes spontaneity because the analytic reflectiveness implemented by writing is unavailable	➤ secondary orality promotes spontaneity because through analytic reflection we have decided that spontaneity is a good thing
➤ example presidential debate (1860): wildly responsive audience	➤ today on tv: audience is absent, invisible, inaudible
➤ oratory was then allowed to be hostile, open antagonism was possible	➤ now tight control, closure, gentle
➤ primary orality is reaching back through two millennia, based on oral lifestyle and oral thought structure	➤ secondary orality has no living contact with its oral roots

Tabelle 2.1: Merkmale der primären und sekundären Mündlichkeit, zusammengestellt nach Ong (1990, S. 135–138)

vielmehr – in Anlehnung an Walter J. Ong – von einer ‚sekundären Literalität‘ sprechen, von einer multimedial eingeübten und inszenierten Schrift, einer Schrift, die sich manch Mündlichem verschreibt und dennoch geschrieben bleibt.“ (Wegmann 1998, S. 50)

Die Anlehnung an Ong für diesen Begriff ist allerdings schwierig. Denn in Analogie zur *sekundären Mündlichkeit* (Mündlichkeit, die bewusst münd-

lich ist und die Vorteile dieses Mediums gezielt einsetzt) müsste *sekundäre Literalität* eine Schriftlichkeit bezeichnen, die sich ihrer Schriftlichkeit bewusst ist und ihre Vorteile, also die Fähigkeit zur Tradierung und zur komplexen Informationsvermittlung, gezielt einsetzt. Gemeint ist aber das Gegenteil: Schriftlichkeit, die sich ihrer Differenz zur Mündlichkeit bewusst ist und die Merkmale der Mündlichkeit (Spontaneität, Informalität) imitiert, um diesen Abstand zu verkleinern. Diese Schriftlichkeit ist daher nicht als *sekundär* zu bezeichnen.

2.4.2 Orale Literatur

Döring (1996) schlägt vor, in Analogie zu Ongs sekundärer Oralität die Sprachentwicklung in Gegenwartsromanen mit dem Ausdruck *orale Literatur* zu bezeichnen. Er meint damit den „semi-orale[n] Stil[es] in Texten der jüngeren deutschen Erzählprosa“ (Döring 1996, S. 227). Allerdings ist auch hier die Analogie zu Ong irreführend, denn Döring verleiht den Ausführungen von Ong eine andere Bedeutung:

Einen neuen Sinn freilich erhält der anstößige Terminus *orale Literatur*, wenn man ihn dem ebenfalls von Ong skizzierten Phänomen einer ‚sekundären Oralität‘ zurechnet: der Simulation von Mündlichkeit als Effekt in der Schrift. Sekundär oral deshalb, weil die heutige Kultur sich nicht künstlich naiv als schriftunkundige hinstellen kann — als primär oral bezeichnet Ong nur gänzlich unliteralisierte Kulturen — und jede Form von Anknüpfung an Mündlichkeit heute eine literal vermittelte ist (Döring 1996, S. 226f.).

Es ist nicht ganz klar, ob sich die Definition (Effekt in der Schrift) auf den Begriff *orale Literatur* (das wäre möglich) oder auf die *sekundäre Oralität* (das wäre eine Fehlinterpretation) bezieht. Sicherlich unzutreffend ist aber die Aussage, Ong habe mit primär oral nur unliteralisierte Kulturen gemeint. Ong nennt ja als Beispiel für primäre Oralität die amerikanischen Präsidentendebatten von 1860, bezeichnet damit also nicht eine unliteralisierte Kultur. Sekundäre Oralität ist jedoch an die Einführung der elektronischen Medien und die damit zusammenhängende Konkurrenzsituation zu Buch und Zeitung gebunden.

Entkoppelt man jedoch den Begriff der *oralen Literatur* von Ongs Ausführungen, erscheint er als sinnvolle Beschreibung des beobachteten Phänomens in der Literatur, dass sich die Sprache vieler Gegenwartsromane an den Erscheinungsmerkmalen der Oralität orientiert. *Oral* sollte dann nicht im Sinne von *mündlich realisiert, also vorgelesen*, sondern im Sinne von *an die Oralität angelehnt, konzeptionell mündlich formuliert* verstanden werden.

Literaten verwenden einen sehr bewussten Sprachstil, der Wort für Wort durchdacht mit der sprachlichen Gestaltung eine inhaltliche Botschaft verbindet. Döring verweist darauf, dass Peter Kurzeck durch das erzählerische Element Erinnerungen lebendig macht und dass Christian Kracht durch die gruppenspezifische Oralität zeitgenössische Wirklichkeit abbildet. Die Stilmittel der *oralen Literatur* haben also Kunstcharakter und spiegeln keine generelle Veränderung der Schriftsprache.

Merkmale von gesprochensprachlichen Kommunikationssituationen tauchen jedoch auch in alltagsweltlichen Textsorten auf, die keine künstlerische Botschaft enthalten. Für diese Merkmale ist der Begriff *orale Literatur* nicht zutreffend.

2.4.3 Unplanned Discourse

Für Ochs (1979) ist das wichtigste Merkmal zur Unterscheidung von geplantem und ungeplantem Diskurs die Zeitkomponente. Ein ungeplanter Diskurs findet demnach in einer Gesprächssituation statt, die weder geplant noch vorbereitet wurde. Bei einem geplanten Diskurs hingegen sind die Ausdrucksformen zuvor durchdacht und organisiert worden. Als Beispiele nennt Ochs die Kindersprache als ungeplanten Diskurs, die schriftlich fixierte Rede als typischen geplanten Diskurs. Die meisten Diskurse befinden sich jedoch zwischen diesen beiden Extrempolen. Hier ist also eine ähnlich graduelle Unterscheidung wie bei Koch / Oesterreicher angedacht, allerdings scheint die mediale Realisierung wesentlich stärker über die Zuordnung zu bestimmen als bei Koch / Oesterreicher: „written discourse may be more plannable than spontaneous spoken discourse. In writing, the communicator has more time to think out what he is going to say and how it will be said“ (Ochs 1979, S. 58).

Ochs bemerkt aber auch, dass es medial schriftlich realisierte Textsorten gibt, die einen spontanen, nicht organisierten Eindruck machen. Romanautoren würden oft versuchen, zwanglose Alltagssituationen abzubilden, ebenso wie geübte Rhetoriker wie Journalisten, Politiker und Akademiker gerne spontan wirken würden. Den dabei entstehenden Diskurs nennt Ochs *Planned unplanned discourse*, legt aber die Betonung auf *planned*: „Simply displaying certain features is not sufficient for a discourse to be unplanned. The discourse must lack forethought and prior organization on the part of the communicator“ (Ochs 1979, S. 78).

Eine ähnliche Beobachtung macht Tolmach Lakoff (1993, S. 241): „But this distinction [between spontaneity and forethought] is not necessarily made in terms of the mode of communication itself; we can easily imagine [...] types of nonspontaneous oral discourse, and spontaneous written discourse“. So fänden sich Merkmale von spontan gesprochener Sprache in modernen Romanen, in Fernsehspots, die ja zuvor schriftlich fixiert werden,

und in soap-operas, die nach einem Drehbuch auswendig gelernt werden. Die Umstände seien hier jedoch geändert, die Merkmale seien nicht mehr Merkmal einer Kommunikationssituation, sondern würden verwendet, um bestimmte Funktionen zu übermitteln. „We have been trained to believe that, when we encounter these devices in written communication, we must translate them as signals of emotional intensity. But in ordinary transcripts, we find them in every sentence, in every context“ (Tolmach Lakoff 1993, S. 251).

Auch wenn die Übertragung von einem Medium in das andere also nicht immer geglückt sei, auch wenn ein Merkmal seine Funktion von Spontaneität zu Emotionalität wechsle, sei aber erkennbar, dass die Verzahnung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehme: „the contemporary introduction of oral devices into written communication suggests the merging of the oral and literate traditions“ (Tolmach Lakoff 1993, S. 260).

Spontaneous written discourse oder *Planned unplanned discourse*: Das Kennzeichen solcher Diskurse ist nach Ochs (1979) und Tolmach Lakoff (1993) die häufige Verwendung von Merkmalen, die normalerweise aus Gründen der mangelnden Planungszeit zwangsläufig entstehen, manchmal aber auch erhöhte Emotionalität suggerieren würden. Gerade rhetorisch geschulte Personen würden diese Merkmale häufig verwenden. Damit einher geht aber ein allmähliches Verwischen der Grenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, zumal die Funktionsänderung nicht immer eintritt. Chatkommunikation ist zwar geschriebensprachlich, steht aber unter großem Zeitdruck, so dass die Planungszeit entfällt. Merkmale der mündlichen Kommunikation wie Satzabbrüche, „Fehl“-Konstruktionen und Verschleifungen sind in diesem Umfeld kaum bewusst gesetzt, sondern sind tatsächlich Zeichen spontanen Formulierens. Man sollte diese Merkmale daher zunächst wertneutral untersuchen und erst aus dem Kontext die Ursache und Funktion ableiten.

2.4.4 Gesprächsprachliche Elemente

Eine solche wertneutrale Benennung ist die Bezeichnung *gesprächsprachliche Elemente*. Gemeint sind damit eben nicht Merkmale, die direkt einem Transkript der gesprochenen Sprache entnommen sind (also zum Beispiel dem Transkript eines Streitgesprächs), sondern Merkmale, deren äußere Form auf einen Kontext der gesprochenen Sprache verweisen, die aber dennoch medial schriftlich realisiert sein können. Damit umfasst der Begriff *gesprächsprachliche Elemente* mehr Textmerkmale als der in Kap. 2.1.1 beschriebene Begriff *Merkmale der konzeptionellen Mündlichkeit*: Es handelt sich dabei erstens um die sprachlichen Textmerkmale der konzeptionellen Mündlichkeit, zweitens aber auch um sprachliche Textmerkmale, die eine nächstsprachliche Situationsbedingung nur simulieren. Gesprächsprach-

liche Elemente sind also auch solche Elemente, die von Kommunikationsteilnehmern nach Reflektion ihres Ursprungs und ihrer Wirkung (nähesprachlich) im distanzsprachlichen Bereich verwendet werden, um konzeptionelle Mündlichkeit zu simulieren.

Schwitalla (2003) hat mit seiner Einführung zur gesprochenen Sprache einen Überblick über die Elemente des gesprochenen Deutsch gegeben, die in der Forschung oft genannt wurden und die empirisch in Kommunikationssituationen der mündlichen Nähekommunikation häufig anzutreffen sind. Wenn diese Elemente in medial schriftlich realisierten Textsorten vorkommen, verweisen sie auf den Raum der mündlichen Kommunikation, sie nähern sich der Mündlichkeit an, ohne medial mündlich realisiert zu sein. Gesprochensprachliche Elemente sind sprachliche Merkmale, die von der medialen Realisierung unabhängig sind (die also sowohl medial mündlich als auch medial schriftlich realisiert sein können), die in Form und Wirkung aber den Ausdruckselementen der konzeptionellen Mündlichkeit gleichen und dadurch eine nähesprachliche Konzeption aufweisen oder simulieren.

3 Das Textsortenfeld *Zeitungsartikel*

3.1 Textsortenklassifikation

Das Textsortenfeld *Zeitungsartikel* hat sich in den vergangenen 30 Jahren immer weiter aufgegliedert. So findet sich in dem Korpus von 1965 nur die klassische Fernsehkritik. Im Korpus der Gegenwartszeitungen ist das Feuilleton der meisten Zeitungen um eine Medienseite erweitert worden. Entsprechend gibt es nicht nur die Fernsehkritik, sondern es gibt die Fernsehfilmkritik, die reality-tv-Kritik, den Medienbericht und die Medienkritik. Aus heutiger Sicht ist es daher sehr schwer geworden, das Textsortenfeld *Zeitungsartikel* zu typologisieren. Die gängige Einteilung nach den beiden Kriterien *meinungsbetont* und *informationsbetont* ist kaum durchzuhalten, denn oft ist die Information um eine Stellungnahme des Autors erweitert, und die polemische Meinungsäußerung wird durch Informationen untermauert.

Sinnvoller erscheint es, weitere Kriterien einzuführen, wie das Löffler (1997, S. 100) getan hat. Löffler unterscheidet fünf Obergruppen: kontaktorientierte, informationsbetonte, meinungsbetonte, auffordernde und instruierend-anweisende Texte. Gerade die letzte Gruppe der Ratgeber-Textsorten ist in den vergangenen Jahren wesentlich häufiger in den Zeitungen zu finden als 1965. Das mag eine Reaktion auf den Buchhandel sein, für den 2002 die Ratgeber-Literatur eines der wenigen noch boomenden Marktsegmente war.

Kontaktorientierte Textsorten sind in erster Linie Heiratsannoncen und Stellenangebote, die jedoch nicht zum redaktionellen Teil der Zeitung gehören und daher für die Erstellung der Korpora *Zeitungen 1965*, *Zeitungen 1982* und *Zeitungen 2001 / 2002* nicht berücksichtigt wurden. Statt dessen wurden als kontaktorientierte Textsorten solche Artikel gewertet, mit denen Autoren Kontakt zum Leser suchen, indem sie das Interesse des Lesers wachrufen. Dazu gehört der Teaser, den Bild-Redakteure standardmäßig auf Seite eins verwenden. Der Teaser kündigt das Thema eines Artikels der Innenseiten meist mit etwas reißerischer Wortwahl an, um den Kunden zum Kauf der Zeitung zu bewegen. Aber auch Bildunterschriften und Bildtexte (bei ersteren ist das Foto ein Zusatzangebot zu dem Artikel, ein Bildtext besteht dagegen hauptsächlich aus dem Foto, dem ein kurzer Text meist in Kursiv-Schrift beigeordnet ist) sind kontaktorientierte Textsorten, denn ein großformatiges Foto weckt die Aufmerksamkeit des Lesers.

Zu den informationsbetonten Texten zählt der Bericht, der ein thematisch weitreichendes Feld umfasst: Politisches Geschehen, Tagungen, Gerichtsprozesse, Architekturbeschreibungen, Fußball-Bundesliga-

Neuigkeiten, Festivals, Klatsch und Tratsch, Hintergrundinformationen, Kulturevents, Medien, Preisverleihungen, Wettbewerbe, Korrespondentenmitteilungen und Modetrends. Neben dem Bericht gibt es das Dossier, das zu einem speziellen Thema aus mehreren Blickwinkeln informiert, den zeitgeschichtlichen Rückblick und die Meldung, die als harte Nachricht ausschließlich Informationen transportiert (mit abnehmender Wichtigkeit von Satz zu Satz), als weiche Nachricht ins feuilletonistische tendiert. Der *Eckenbrüller* ist eine solche Meldung, die — wie zum Beispiel in der Zeitung *Welt* — auf der ersten Seite meist oben links platziert ist und ein amüsanter oder skandalöses Ereignis besonders präsent übermittelt.

Lüger (1995, S. 113f.) sortiert in die Kategorie der informationsbetonten Texte auch die Reportage ein, verweist aber zusätzlich auf die breite Handlungsperspektive und die Einbeziehung der Autorenperspektive bei der Reportage. Tatsächlich ist die Reportage nicht nur informationsbetont. Vielmehr wird ein Ereignis, etwa ein Produktionshergang oder ein Ausflug, aus der persönlichen Sicht des Journalisten geschildert, der an dem Ereignis selbst teilnimmt und seine Eindrücke möglichst präzise und plastisch schildert. Information steht dabei im Vordergrund, ist aber nicht das entscheidende Kriterium. Dasselbe gilt für den Reisebericht und das Porträt, das aus verschiedenen Anlässen (Geburtstag, Jubiläum, Tod, dann als *Nachruf*) eine Person des öffentlichen Interesses darstellt. Bei beiden Textsorten geht es nicht darum, Einwohnerzahlen oder Lebensdaten, sondern einen Eindruck von einem Land (Lebenseinstellungen, Arbeitsmarkt, Geschichte) oder von einer Person (Charakter, Hoffnungen, Ziele) zu vermitteln. Dieser Eindruck wird durch die Perspektive des Journalisten gebrochen und enthält daher neben den Fakten auch kommentierende Einschätzungen.

Die klassischen Textsorten der meinungsbetonten Texte sind Kommentar, Kritik und Glosse. Die traditionelle Kritik, die ehemals Konzerte, Theater, Literatur, Ausstellungen und Filme besprach, ist inzwischen auf unzählige weitere Themenbereiche ausgedehnt worden. Im Korpus finden sich folgende weitere Rezensionsobjekte: Musical, Oper, Ballett, Architektur, Hörbuch, Sprachgebrauch, Kabarett, Jazzmusik, Platten, CDs, Kino, Zeitschriften, Fernsehen, Fernsehfilm, Medien, Computerspiel, Auto, Tagung, Wissenschaft. Außerdem ist inzwischen die Kolumne sehr weit verbreitet, weil die Redakteure nicht mehr nur Informationsvermittler sind, sondern ein eigenes Profil entwickeln. Auch hier gibt es Parallelen in der Wirtschaft: Firmen bieten nicht nur Dienstleistungen an, sondern vermitteln über die so genannte *Corporate Identity* ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Der Kommentar ist nicht mehr nur auf politische Themen beschränkt. Sport, Kulturpolitik, Auswüchse des modernen Lebens und Lebenseinstellungen werden satirisch, philosophisch oder nachdenklich geprüft.

Neben diesen klassischen Texten gibt es im Gegenwarts-Korpus Textsorten, die das Erscheinungsbild jeder Zeitung prägen und als Serie von den

Lesern jeden Tag erwartet werden. Diese kleinen *Bonmots* heißen in der taz *berichtigung* (mit thematischer Bindung: eigene Sprachkritik) und *gurke* (berichtet über den Reifall des Tages) und in der Mainpost *Tilman* (im Stadtteil: eine fiktive Person kommentiert spöttelnd lokale Ereignisse) und *Würzburger Wecker* (mit dem ein namentlich genannter Redakteur gegen eingefahrene Strukturen anschreibt).

Als auffordernde Textsorte zählt der Appell, der im Korpus allerdings nur durch die Bild-Zeitung („Werden Sie Grand-Prix-Star“¹) und die Prima Sonntag (z.B. Aufruf zu gemeinnütziger Arbeit als Senior-Trainer) vertreten ist. Umso häufiger gibt es die instruierend-anweisenden Ratgeber-Texte, die den Leser bei der Bewältigung des Alltags unterstützen sollen. Diese Ratgeber-Texte informieren darüber, was „in / out“ ist (Bild-Zeitung), sie geben Tipps zum Flirten und für die Gesundheit, bedienen mit Horoskopen die abergläubischen Leser, empfehlen Gesellschaftsspiele und enthalten mit Fernseh-, Veranstaltungs- und Konzertankündigungen praktische Hinweise.

Damit ergibt sich für das Textsortenfeld *Zeitungsartikel* die in Tabelle 3.1 auf der nächsten Seite dargestellte Klassifikation. Tabelle 3.2 auf Seite 47 zeigt die zugehörigen Funktionen.

¹ Bild, 10. 1. 2002, *Werden Sie Grand-Prix-Star*, S. 1.

kontaktorientierte Texte	informationsbetonte Texte	meinungsbetonte Texte	auffordernde Texte	instruierend-anweisende Texte
<ul style="list-style-type: none"> ➤ Teaser ➤ Bildunterschrift (Artikel + Bild + Bildunterschrift) ➤ Bildtext (Bild + kurzer Text) 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Meldung mit harter Nachricht oder als feuilletonist. <i>Eckenbrüller</i> ➤ Bericht (Themen: polit. Geschehen, Tagung, Gerichtsprozess, Architektur, Fußball, Festival, Klatsch, Hintergrund, Kultur, Medien, Preisverleihung, Wettbewerb, Korrespondentennachricht, Mode) ➤ Dossier ➤ Rückblick ➤ ➤ Reportage ➤ Porträt (Anlass: Geburtstag, Jubiläum, Tod) ➤ Reisebericht 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Glosse (fester Platz, wechselnde Autoren) ➤ Kolumne (fester Platz, fester Autor) ➤ Kommentar (zu Politik, Sport, Kulturpolitik, modernes Leben, Lebenseinstellung) ➤ Kritik (über Konzert, Musical, Oper, Theater, Ballett, Ausstellung, Architektur, Literatur, Hörbuch, Sprachgebrauch, Kabarett, Jazzmusik, Platte, CD, Kino, Zeitschrift, Fernsehen, Medien, Computerspiel, Auto, Tagung, Wissenschaft) ➤ Bonmots (z.B. <i>berichtigung</i>, <i>taz</i>; <i>Tilman</i>, MP) 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Appell 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Ratgebertexte (mit den Themen „in/out“ (Bild), Flirten, Gesundheit, Gesellschaftsspiele, Bücher, Horoskope, Fernsehen, Veranstaltungshinweise, Konzertankündigungen)

Tabelle 3.1: Das Textsortenfeld Zeitungsartikel: Klassifikation

kontaktorientierte Texte	informationsbetonte Texte	meinungsbetonte Texte	auffordende Texte	instruierend- anweisende Texte
<ul style="list-style-type: none"> ➤ Aufmerksamkeits- weckung ➤ Kaufanreiz 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Information ➤ zunehmend auch Wertung (Reporta- ge, Porträt) 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Wertung ➤ Stellungnahme ➤ Personalisierung des Autors ➤ Leserbindung durch Wiederho- lung (Kolumne) 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Aufruf zu einer Handlung 	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Hilfe für den Le- ser bei der Bewälti- gung des Alltags; dadurch wird die Zeitung für den Le- ser unverzichtbar ➤ Rat

Tabelle 3.2: Das Textsortenfeld *Zeitungsartikel*: Funktionen

3.2 Kommunikationsbedingungen

Die Kommunikationsbedingungen der Emotionalität, Themenbindung und der Dialogizität sind für Zeitungsartikel je nach Textsorte unterschiedlich. Es gibt jedoch einige Merkmale, die für alle Ausprägungen des Textsortenfeldes gelten.

Da sind zunächst die Kommunikationsparteien, die bei jeder Zeitung ähnlich aussehen. Auf der einen Seite stehen die Mitarbeiter der Redaktion, die die Zeitung täglich gestalten. Das sind längst nicht nur die Redakteure, denn diese müssen nicht nur schreiben, organisieren und redigieren, sondern auch „die Seite bauen“, weil nur noch wenige Zeitungen den finanziellen Aufwand für eigene Layouter tragen können. Der Redakteur muss also viel Zeit für Redaktionsalltag (Anrufe, Konferenzen, Terminkoordination), Qualitätssicherung (Redigieren) und Seitenbau aufwenden. Daher ist er auf Freie Mitarbeiter angewiesen. Freie Mitarbeiter sind Journalisten, oft Laien, die haupt- oder nebenberuflich für die Zeitung arbeiten, dabei aber nicht fest angestellt sind. Sie werden entweder nach Zeilen oder pauschal pro Artikel bezahlt. Das Honorar ist meist gering (1997 hat die Stadtrektion der Mainpost 50 Pfennig pro Zeile, die Kulturredaktion 50 Mark pro Artikel gezahlt), dafür müssen die so genannten *Freien* aber weder Verantwortung noch Organisationsarbeit übernehmen.

Einen ähnlichen Status haben die Autoren, die ebenfalls pauschal pro Artikel (allerdings höher) bezahlt werden. Bei Autoren handelt es sich um Fachleute, die nach Aufforderung einen Artikel zu ihrem Fachgebiet schreiben. Freie Mitarbeiter, die besonders häufig für die Redaktion arbeiten, können als Pauschalisten arbeiten: Sie erhalten Zahlungen für eine festgelegte Stundenanzahl, sind allerdings nicht fest angestellt. Damit honoriert der Arbeitgeber einen erhöhten Rechercheaufwand (der bei Freien Mitarbeitern nicht extra bezahlt wird) und die redaktionelle Mitarbeit.

Redaktionelle Mitarbeit leisten auch die Volontäre, die während ihrer zweijährigen Ausbildung zum Redakteur verschiedene Stationen im Redaktionshaus durchlaufen und meist für je ein bis zwei Monate in einer Redaktion arbeiten. Bis vor wenigen Jahren haben sich manche Redaktionen Erfasser geleistet, die Pressemeldungen und maschinengeschriebene Artikel abgetippt und in das Computersystem gestellt haben. Inzwischen verlangen fast alle Redaktionen, dass Pressemeldungen und Artikel in elektronischer Form eingehen, so dass der Beruf des Erfassers kaum noch existiert. Schließlich gibt es noch die Praktikanten (oft Schüler, manchmal Studenten), die meist kostenlos für einige Wochen in einer Redaktion arbeiten. Dafür werden sie von den Redakteuren in den Redaktionsalltag eingewiesen. Ob Praktikanten die Redakteure stützen oder behindern, ist umstritten und sicherlich auch von den Beteiligten abhängig.

Redakteure, Pauschalisten, Freie Mitarbeiter, Volontäre, Fachautoren, Praktikanten und Erfasser erstellen also die Artikel. Meist ist ein Autor² für einen Artikel verantwortlich, seltener sind Kooperationen von zwei Autoren. Im Idealfall wird jeder Artikel gegengelesen: Artikel von Freien Mitarbeitern werden von Redakteuren, Artikel von Redakteuren von Kollegen redigiert — wenn genug Zeit ist. Außerdem gibt es Korrekturleser, die kurz vor Redaktionsschluss die gesamte Zeitung korrigieren. Allerdings wird das Geld für diese letzte Kontrollinstanz manchmal eingespart, wodurch sich Tipp-Fehler, syntaktische Fehler und Fehler, die durch die elektronische Korrektur verursacht werden, häufen. Der heterogene Autoren-Kreis und die verschiedenen vorhandenen oder nicht vorhandenen Kontrollinstanzen sind dafür verantwortlich, dass *der* Zeitungsartikel eben nicht ein homogenes Erscheinungsbild hat (wie das von Koch und Oesterreicher (1985) und Hennig (2000) angenommen wird), sondern je nach Autor in Qualität und Umfang variiert.

Auf der anderen Seite der Kommunikation stehen die Leser: eine disperse, anonyme Menge, die nicht anwesend und durch ihre Masse nicht differenzierbar ist. Da Zeitungen aber zunehmend um ihre Abonnenten bangen müssen, werden Marktforschungsinstitute beauftragt, Leserprofile zu erstellen. Diese Marktanalysen führen dazu, dass Sonderseiten für Rentner, Jugendliche oder junge Familien angeboten werden. Einerseits sollen so bestehende Leserkreise gefestigt, andererseits neue Gruppen erschlossen werden. Auch wenn die Angebote immer spezieller auf die Adressaten abgestimmt werden, ist der individuelle Leser dem Autor fast nie bekannt.

Der Leser kann keinen direkten Beitrag zur Interaktion leisten, also die Gestaltung der Artikel nicht beeinflussen. Er kann aber sehr wohl auf bereits erschienene Artikel reagieren, indem er Leserbriefe schreibt, Abonnements kündigt, Anzeigen schaltet, E-Mails an die Redaktion schickt, in der Redaktion anruft, an Preisausschreiben teilnimmt (der Aufruf der Mainpost Stadredaktion *Schicken Sie uns Ihr Lieblingsrezept* führte im Winter 2001/02 zu einem großen Echo) oder online-Umfragen beantwortet. Diese Form der Beteiligung wird von den Zeitungsmachern unterstützt, weil damit die Leserbindung gefördert wird.

Von der Autorensseite aus wird der Leser manchmal direkt adressiert. Diese Adressierungen (*Lieber Leser*) finden sich in zeitungsinernen Mitteilungen, die über Preiserhöhungen oder Änderungen des Anzeigenschlusses informieren, oder in meinungsbetonten, auffordernden und instruierend-anweisenden Artikeln. Durch die Adressierung der anonymen Menge versuchen die Autoren, die Eigenschaften der Distanzkommunikation zu überbrücken. Die Institutionalität wird außerdem verschleiert, indem die Autoren zum Teil mit Bild, manchmal sogar mit einem kurzen Lebenslauf abgebil-

² Der Begriff *Autor* wird im Folgenden als übergeordneter Begriff für Redakteure, Pauschalisten etc. verwendet, also nicht im Sinne von *Fachautor*.

det werden. Im Studentenspecial *Alma* der Mainpost ist so ein Lebenslauf mit Bild bei jedem Artikel abgedruckt, um die Botschaft *Von Studenten für Studenten* zu transportieren.

Die Zeitung ist ein schriftliches Medium, die damit verbundenen Eigenschaften (vor allem Anonymität) werden aber wie oben beschrieben zum Teil überbrückt. Trotzdem ist die räumliche und zeitliche Trennung gegeben. Online–Auftritte und Angebote zum Chatten versuchen, die zeitliche Trennung zu verkleinern und die Zahl der Leser zu vergrößern. Als sekundäres Medium braucht die Zeitung nur auf Seiten der Redaktion technische Hilfsmittel. Der Leser bekommt die Zeitung ins Haus geliefert. Zum Lesen der Online–Ausgabe ist allerdings ein Computer notwendig, die Zeitung wird hier zum tertiären Medium. Es gibt Pläne, das Zeitungspapier durch so genannte *e–paper* zu ersetzen: Das ist eine einzelne Folie, auf die das Geschriebene elektronisch übertragen wird. Sollte sich diese Übertragungsform durchsetzen, wird die Zeitung generell zum tertiären Medium.

Die Zeitung ist ein Medium der Distanzkommunikation. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch klar, dass Zeitungsartikel nicht von Redakteuren für Leser geschrieben werden. Es handelt sich vielmehr um eine vielschichtige Autorengruppe, die eine ebenso vielschichtige Lesergruppe adressiert. Durch Marktanalysen, Leseradressierungen und Angebote zur Kommunikation versuchen die Zeitungsverlage, aus der anonymen, distanzierten Menge einen personalisierten Autoren– und Leserkreis zu erschaffen, um die Leserbindung zu erhöhen und damit die Käuferschicht zu stabilisieren.

3.3 Prototypische Vorstellungen von *Zeitungssprache*

Wesentlich schwieriger lässt sich die Mikrostruktur, also die sprachliche Gestaltung von Zeitungsartikeln bestimmen. Abhängig von den beschriebenen Kommunikationsbedingungen, von der Rubrik und dem Thema ist jede Textsorte anders gestaltet. Erstaunlicherweise gibt es dennoch eine recht genaue Vorstellung davon, wie Zeitungssprache aussieht. Lüger (1995, S. 26) beobachtet in Presstexten eine Abnahme hypotaktischer Satzformen und das Vordringen des Nominalstils und setzt diese in Verbindung mit den Produktionsbedingungen: „Gerade der Zwang zur gerafften, aber trotzdem noch präzisen Wiedergabe dürfte dem Trend zu sprachlicher Komplexität (Nominalstil, Blockbildung, Komposita) entgegenkommen.“ Auf lexikalischer Ebene lasse sich festhalten, dass in Presstexten häufig Neuschöpfungen, fachsprachliche Ausdrücke, Entlehnungen und Augenblickskomposita (Lüger 1995, S. 30f.) verwendet würden. Abgesehen von diesen syntaktischen und lexikalischen Besonderheiten stellt Lüger aber fest, dass allgemeine Aussagen über *die* Pressesprache aufgrund der Unterschiede zwischen den einzelnen Zeitungen und Zeitschriften kaum möglich sind.

Komplexe Nominal- und Präpositionalphrasen nennt Straßner (1997, S. 37f.) als typisches Merkmal der Sprache in frühen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Typisch seien außerdem afinite Nebensatzkonstruktionen und passivische Konstruktionen gewesen. Der lexikalische Wortschatz habe Fremd- und Fachworte umfasst, Regionalismen seien dagegen nur selten aufgetreten. Die Zeitung nach 1945 ist nach Straßners Beobachtung dagegen geprägt durch den Sprachgebrauch der Agenturen, was zu einem „sprachlich-stilistischen Einheitscharakter“ (Straßner 1997, S. 48) geführt habe. Außerdem verfügten gerade junge Redakteure über eine geringere sprachliche und textuelle Kompetenz. Besonders prangert Straßner die Verwendung des Lead-Prinzips (das Wichtigste zuerst), das „stereotype Abhaken der sog. journalistischen W-Fragen“ (Straßner 1997, S. 49), Nominalisierungen, Funktionsverb-Gefüge und Präpositionalkonstruktionen an. Nur in den meinungsbetonten Textsorten finde sich eine Abweichung von diesem Einheitscharakter.

Wolf Schneider, ehemaliger Leiter der Hamburger Journalistenschule, hat bereits 1986 mit seinem Buch „Deutsch für Profis“ festgehalten, wie Journalisten im verständlichen Deutsch formulieren können. Das Buch ist weit verbreitet, die Konrad-Adenauer-Stiftung hat es 1996 zur Ausbildung von Nachwuchsjournalisten eingesetzt. In diesem Buch gibt es auch ein Kapitel, das die Frage stellt „Soll man schreiben, wie man spricht?“ (Schneider 1986, S. 113–122)

Schneider orientiert sich an der Regel *Schreibe, wie du sprichst*, die allerdings zur Hälfte falsch sei. Vorteile der mündlichen Rede seien das „Frische, Spontane, Saftige, Ungekünstelte“ (Schneider 1986, S. 116). Demgegenüber nennt Schneider jedoch sechs Nachteile, die den Gebrauch der mündlichen Rede für die Schriftsprache unpassend machen. Die mündliche Rede sei nicht geeignet für komplizierte Sachverhalte, ihre Syntax sei oft fehlerhaft (mit abgebrochenen und sich im Kreis drehenden Sätzen), Wiederholungen führten zu „unendlicher *Geschwätzigkeit*“ (Schneider 1986, S. 115), Füllwörter und Flickwörter gingen auf die Nerven, Modewörter und Klischees ersetzten den treffenden Ausdruck. Schneiders letztes Argument besagt, dass die Rede nach 500 Jahren Buchdruck selbst durchdrungen von schriftsprachlichen Formulierungen sei und daher nicht Vorbild der Schriftsprache sein könne.

Besonders vehement richtet sich Schneiders Protest gegen die „Füll- und Flickwörter“, die in Maßen eingesetzt zwar Würze verleihen und Verständlichkeit verbessern könnten, meist aber als „schieres Füllsel“ (Schneider 1986, S. 120) wie in dem Satz *Das ist aber schlimm* fungieren würden. Diese „Füllsel“ solle man möglichst oft streichen.

Richtig sei es also, die Funktion der mündlichen Rede (Direktheit, Anschaulichkeit) zu übernehmen, die sprachlichen Formen der mündlichen Rede (Schneider nennt syntaktische Eigenheiten, Alternativformen, drastische Formulierungen und Modalpartikeln) seien jedoch zu vermeiden.

Die prototypischen Vorstellungen von Zeitungssprache bewegen sich also in zwei Richtungen. Die so genannte *schlechte* Zeitungssprache ist gekennzeichnet durch komplexe Nominalphrasen, fachsprachliche Lexik und stereotype Einheitsformulierungen. *Gute* Zeitungssprache hingegen ist eine Schriftsprache, die schwierige Sachverhalte leicht verständlich herausarbeitet, ohne dafür die Mittel der mündlichen Rede zu exzessiv zu nutzen.

Beim genauen Lesen von unterschiedlichen Zeitungsartikeln wird man jedoch schnell feststellen, dass längst nicht alle Presstexte diesen Vorstellungen entsprechen. Abweichungen von den prototypischen Vorstellungen in Form von gesprochen sprachlichen Elementen wurden in den drei Korpora gesammelt, die in Kapitel 4 beschrieben werden.

3.4 Motivation und Erwartungen für die Untersuchung des Textsortenfeldes

Die Informationsgesellschaft hat sich durch den beschriebenen medialen Wandel verändert. Die Medien E-Mail, Chat und SMS-Text sind durch die zeitlich enge Bindung von Produktion und Rezeption (bis hin zur zeitlichen Kopräsenz beim Chatten) besonders offen für viele Formen des mündlichen Kommunizierens. Da viele Mitglieder der nachwachsenden Generation Early-Adopters sind — das heißt, sie sind aufgeschlossen gegenüber neuen Technologien — findet die computervermittelte Kommunikation immer größere Verbreitung. Es ist daher zu erwarten, dass die Medien Computer und Handy die Verwendung der bisherigen Medien beeinflussen. Bezogen auf die Schriftsprache müsste eine Veränderung hin zu mehr Mündlichkeit zu beobachten sein.

Wenn eine solche Veränderung der geschriebenen Sprache stattfindet, müsste sie schnell im Medium *Zeitung* nachweisbar sein. Die *Zeitung* ist ein tagesaktuelles Medium, das unter Zeitdruck ständig neu produziert wird und daher den Sprachgebrauch der Gesellschaft spiegelt. Hinzu kommt, dass Journalisten sprachlich geschult sind und daher neue Trends schnell aufspüren und weitergeben.

Da angenommen wird, dass dieser Trend zum saloppen, gesprochen sprachlichen Formulieren durch die neuen Medien eventuell verursacht, zumindest aber verstärkt wird, sollte ein Vergleichskorpus von 1965 entweder deutlich weniger oder weniger variantenreiche Belege von gesprochen sprachlichen Elementen enthalten.

Bei der Übertragung von Eigenheiten der mündliche Kommunikation in das schriftliche Medium gibt es allerdings Grenzen der Übersetzungsmöglichkeiten. So fehlt beim schriftlichen Formulieren der gesamte Bereich der Prosodie, der bei der phonischen Realisierung eingesetzt wird: Die suprasegmentalen Merkmale Artikulation, Gesprächsgeschwindigkeit

und Akzent müssen daher in der Schriftsprache kompensiert werden. Die Internetkommunikation verwendet dafür emoticons. Gefühlsausdrücke werden mit Hilfe von Klammern, Punkten und Sonderzeichen in lachende und weinende Gesichter übersetzt. Inflektive (**seufz*, **knuddel*) oder Akronyme (*rotfl* = *rolling on the floor laughing*) ersetzen nonverbale Kommunikationsgesten.

Emoticons und Akronyme sind in den Zeitungsartikeln nicht vorhanden. Anders sieht es bei den Inflektiven aus. *giggle*, *seufz*, *sob*, *snog*, *räusper*, *räusper* werden durchaus verwendet, zum Teil sogar mit Asterisken, allerdings noch sehr beschränkt (von Walter Baumann und auf der Medienseite) und nicht in den traditionellen Textsorten. Phänomene wie lächelndes Sprechen, Kopfschütteln und Zeigegesten können jedoch nicht in das schriftliche Medium übertragen werden.

Schwierig ist die Verwendung deiktischer Verweise, die sich auf einen gemeinsamen Situationskontext beziehen. Ein solcher Kontext wird durch die Ortsmarken (*Berlin.*) und die Dachzeilen bzw. Unterüberschriften (*Hitzige Debatte in der Frankfurter Paulskirche*) teilweise geliefert. Detaillierte Verweise auf räumliche Kontexte sind dennoch kaum möglich und daher nicht zu erwarten. Zeitliche und persönliche Verweise sind dagegen möglich, da der Autor beim Schreiben den Zeitpunkt des Erscheinens kennt und zumindest auf sich selbst Bezug nehmen kann.

Zeitungsartikel sind als schriftliche Texte monologisch, Sprecherwechsel entfallen daher. Dennoch kann Dialogizität imitiert werden, indem der Autor Bezug nimmt auf scheinbar hörbare Leserreaktionen oder Antworten auf gestellte Fragen annimmt und korrigiert.

Da Produktion und Rezeption zeitlich entkoppelt sind, besteht beim Zeitungsartikel die Möglichkeit, den Entstehungsprozess zu verdecken. Satzabbrüche, Fehlformulierungen und Wiederholungen können gelöscht werden. Sollten sie dennoch auftreten, ist der Artikel entweder nicht sorgfältig redigiert worden (hier beeinflusst der Zeitdruck doch die Produktion: Besonders häufig kommen doppelte Satzteile vor, weil die erste Formulierung beim Korrigieren nicht gelöscht wurde), oder aber diese Phänomene sind mit einer bestimmten Funktion eingesetzt worden. Es wird zu fragen sein, worin diese Funktion besteht.

Prosodie, deiktische Verweise, Sprecherwechsel und produktionsbedingte normabweichende Konstruktionen sind Folgen der zeitlichen und räumlichen Kopräsenz der Kommunikationsteilnehmer. Diese Kopräsenz ist – medial bedingt – beim Zeitungsartikel nicht gegeben, so dass die damit verbundenen sprachlichen Phänomene nur als Imitation auftreten können.

4 Das Korpus

Im Rahmen der Promotion sind drei Korpora entstanden. Zunächst soll die Methode zu ihrer Erstellung dargestellt werden, dann werden die Korpora selbst beschrieben.

4.1 Methode

4.1.1 Datenbank

Für eine Untersuchung der Zeitungssprache und die damit verbundene Stilbetrachtung ist der Aufbau einer Datenbank nicht unbedingt der beste Untersuchungsweg, wie McEnery und Wilson (2001) festgestellt haben. Denn Stil („The concept of style is based on the assumption that authors have a choice between different ways of putting things“ (McEnery und Wilson 2001, S. 117)) ist abhängig von der Individualität des Autors und der jeweiligen Umgebung. Diese Arbeit verbindet jedoch die Sprach- und Stilanalyse (wie ist Zeitungssprache gestaltet?) mit der Untersuchung einer medialen Übertragung (verändert die gesprochene Sprache die Schriftsprache?). Diese mediale Übertragung ist kein individuelles Stilphänomen, sondern ein genereller Trend, der sich mit Hilfe von Korpora nachweisen lassen müsste.

Um eine Veränderung der Schriftsprache nachzuweisen, reicht es allerdings nicht aus, nach einem bestimmten Phänomen zu suchen, was die Erstellung eines Korpus erheblich erleichtern würde. Da *Mündlichkeit* eine Vielfalt von Phänomenen hervorbringt, müssen die Texte offen gelesen werden und alle Auffälligkeiten gesammelt werden. Schegloff (1997) hat die Probleme, die mit solch einer offenen Suche einhergehen, treffend in einem Aufsatz beschrieben, der sich eigentlich mit Reparaturphänomenen in gesprochener Sprache beschäftigt. In diesem Artikel erörtert Schegloff allgemeine Prozeduren zur Korpuserstellung, die eben nicht allgemein sind: „Nothing but method keeps us from being ‚objective‘ about the subjective.“ (Schegloff 1997, S. 539)

Schegloff schlägt vor, nicht von vornherein das Ziel der Untersuchung festzuschreiben. Denn eine klare Vorstellung des zu Findenden würde im Laufe einer Untersuchung oft immer verschwommener, eine offene Herangehensweise könne dagegen nach und nach zu klaren, meist zutreffenderen Vorstellungen führen. Diese Vorgehensweise beschreibt Schegloff zusammenfassend so: „we first include generously, and then exclude accountably.“ (Schegloff 1997, S. 539)

Bei diesem analytischen Prozess würden vor allem die Grenzfälle Probleme bereiten, also diejenigen Belege, die aussehen wie die anderen, aber vielleicht doch anders gebaut sind. Gerade diese Grenzfälle würden zu einer klaren Definition dessen, was man gefunden hat, beitragen: „Boundary cases are on *both* sides of the boundary, and in specifying the boundary, they help specify what belongs inside it and what does not.“ (Schegloff 1997, S. 502)

Die Korpora dieser Untersuchung sind nach der beschriebenen offenen Vorgehensweise entstanden. Für die Korpora wurden nur solche Elemente berücksichtigt, die in Zeitungsartikeln außerhalb von Zitaten verwendet werden. Zitate übertragen Teile der medialen Mündlichkeit in das schriftliche Medium. Die Veränderungen, die hierbei auftreten, hat Makkonen-Craig (1999) aufgezeigt. Basis für die Zitate ist ein Ausschnitt der medial mündlichen Kommunikation. Die vorliegende Untersuchung betrachtet jedoch die schriftliche Kommunikation der Zeitungssprache in den Bereichen, in denen keine bewusste Imitation der medialen Mündlichkeit stattfindet. Übertragungsphänomene in Zitaten, die ja ausschließlich auf ihre Quelle zurückzuführen sind, bleiben daher ausgeblendet.

Für das Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* wurden von Juni 2001 bis Januar 2002 die überregionalen Tageszeitungen Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Süddeutsche Zeitung (SZ), Welt, Frankfurter Rundschau (FR), tageszeitung (taz) und Bild sowie die regionale Tageszeitung Mainpost (MP) und die regionale Wochenzeitung Prima Sonntag (PS) ausgewertet. Zusätzlich wurden für das Vergleichskorpus *Zeitungen 1965* FAZ und SZ von März und April 1965 sowie für das Korpus *Zeitungen 1982* Ausgaben der taz von März 1982 gelesen. Damit wurden für die drei Korpora 199 Zeitungsexemplare ausgewertet und 3059 Belege kategorisiert. Die genaue Zusammensetzung der Korpora wird in Kapitel 4.2.2, Kapitel 4.2.3 und Kapitel 4.2.4 beschrieben.

Gesammelt wurden zunächst alle sprachlichen Äußerungsformen, die von den prototypischen Vorstellungen von Zeitungssprache abweichen. Diese Äußerungsformen wurden in einer elektronischen Datenbank (Lotus Approach) abgelegt. Neben den Zitaten wurden in der elektronischen Karteikarte Informationen zu Quelle, Datum, Rubrik, Textsorte, Seite, Überschrift, Autorennamen und sonstigen Auffälligkeiten vermerkt. Der Typ wurde zunächst freigelassen. Eine solche elektronische Karteikarte sieht dann wie in Abbildung 4.1 auf der nächsten Seite aus.

4.1.2 Kategoriensystem

Nach Fertigstellung der Korpora wurden die gesammelten Belege gesichtet und in mehreren Durchgängen sortiert. Zunächst wurden alle Belege in sechs Oberkategorien einsortiert: *Grapheme und Silben*, *Morphologie und Wortbildung*, *Lexik*, *Syntax*, *Formulierungsverfahren* und *Simulierte Sprechsituation*.

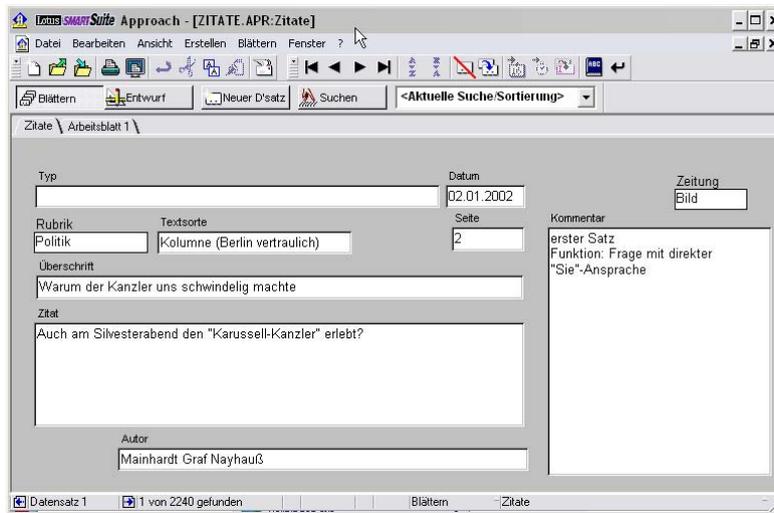


Abbildung 4.1: Elektronische Karteikarte in Lotus Approach

nen. Bei weiteren Sortierdurchgängen entstand ein Kategoriensystem, das die gefundenen Belege in immer feinere Untergruppen einteilte. Jeder Beleg wurde mit den bereits einsortierten Belegen verglichen und daraufhin entweder in eine bereits bestehende Gruppe integriert oder als erster Beleg für eine neue Gruppe gewertet oder als Grenzfall, der außerhalb der gesuchten Elemente liegt, zumindest vorläufig aussortiert. Nach Abschluss der Sortierung wurden die aussortierten Belege erneut geprüft und entweder in einer nachträglich entstandenen Gruppe abgelegt oder endgültig aussortiert.

Als Orientierung für die Erstellung des Kategoriensystems dienten Schwitallas Darstellungen der typischen Elemente der gesprochenen Sprache (Schwitalla 1994, Schwitalla 2003) und die Grammatik von Zifonun u. a. (1997), die auch diskurssensitive Formen wie Ellipsen und Anakoluthe enthält. Für die Betrachtung der Partikeln wurden Helbig's Partikellexikon (Helbig 1988) und Grammatik (Helbig 1999) sowie die Grammatik von Hentschel und Weydt (1994) berücksichtigt. Weitere Grundlagen waren die Untersuchungen von Hartmann, die lexikalische Eigenheiten der gesprochenen Sprache aufzählen (Hartmann 1994, Hartmann 2001), Mihms Betrachtung des Ruhrgebietsdialekts (Mihm 1995) mit 30 Merkmalen auf der lautlichen Ebene, in der Formenlehre und in der Syntax, sowie die Ergebnisse von Betz (2000).

Außerdem wurden die Ergebnisse von Untersuchungen bestimmter Einzelphänomene bei der Erstellung des Kategoriensystems einbezogen. Da sind Burkhardts Untersuchungen zu Interjektionen (Burkhardt 1998), Gesprächswörtern (Burkhardt 1982, Burkhardt 1989) und Partikeln (Burkhardt 1985), die dieses Feld allerdings anders auffächern als die Untersuchung von Nübling (Nübling in Druck), die von einem interjektionalen Spek-

trum spricht, aus dem sie Gliederungs- und Gesprächspartikeln ausschließt. Willkop (1988) bestimmt Gliederungspartikeln nicht nur funktional, sondern auch formal, und rechnet Rückmeldungspartikeln und Interjektionen zu den Gliederungspartikeln, die damit den *Gesprächswörtern* von Henne (1978) ähneln, nicht jedoch als eigenständige Wortklasse betrachtet werden. Kehrein und Rabanus (2001) schlagen ein Modell zur funktionalen Beschreibung von Diskurspartikeln vor, das sie mit den drei Funktionsklassen *Kommunikationsorganisation*, *Inhaltliche Stellungnahme* und *Sprecherbefindlichkeit* aufgliedern. Bannert und Schwitalla (1999) schließlich ordnen syntaktische Einheiten nach der Reichweite ihrer Segmentierungsleistung. Günthner (1999) untersucht den Konzessivkonnektor *obwohl*, für den sie eine Tendenz zum Diskursmarker beobachtet. Schwitalla (2002b) gibt einen Forschungsüberblick und gliedert die Gesprächspartikeln nach Funktionen. Schlobinski (2001b) beschäftigt sich mit der Wortform *Inflektiv*, die längst nicht mehr nur auf die Comicsprache reduziert ist.

Phänomene der syntaktischen Besonderheiten von gesprochener Sprache interessieren auch Fiehler (1999), der mit den Operator-Skopus-Strukturen die Beziehung zwischen Operator und der nachfolgenden vollständigen Äußerung klärt. Auer (1997) untersucht die Besetzungsmöglichkeiten im Vor-Vorfeld, ebenso wie Scheutz (1997), der die Übergänge zwischen „Linksversetzungen“ und Freien Themen betrachtet. Skuplik und Kindt (1998) legen mit ihrem Projektbericht eine Definition für Ausklammerungskonstruktionen vor. Selbstreparaturen beschäftigen Uhmann (1997), die mit einer erweiterten Kopffregel die Abhängigkeit der Wiederholung von der Position des funktionalen Kopfes bestimmt.

Der umstrittene *Ellipsen*-Begriff hat mehrere Veröffentlichungen zu diesem Thema zur Folge. Jürgens (1997) schlägt eine neue Kategorisierung für satzäquivalente Formen vor, Busler und Schlobinski (1997) stellen fest, dass der Rückgriff auf vollständige Basisstrukturen ebenso notwendig wie problematisch ist, und auch Selting (1997) entwirft eine Typologie für *Ellipsen*, die neben der grammatischen Form den Kontext berücksichtigt. Diese Überlegungen Seltings führen auch zu einer Problematisierung des *Satz*-Begriffs (Selting 1995), für den Selting allerdings nicht nur die Nachteile, sondern die Vorteile durch Flexibilität für die Gesprächsorganisation erkennt.

Untersuchungen zu anderen Phänomenen finden sich außerdem in der ausführlichen Bibliographie von Hoffmann (1998) zur Grammatik der gesprochenen Sprache.

Der Vorschlag von Wolf (2002, S. 169), „beim Klassifizieren von Wörtern zunächst ‚Zeichenklassen‘ und als Subklassen davon ‚Wortklassen‘ (bzw. ‚Wortarten‘) anzunehmen“ und somit die Semantik in der Grammatik stärker zu betonen, hätte die Erstellung des Kategoriensystems für diese Arbeit sicherlich erleichtert. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Wolf (2002) war das Kategoriensystem jedoch schon so weit fertig gestellt, dass dieser Zugang leider nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

Das entstandene Kategoriensystem teilt damit 3059 Belege in sechs Oberkategorien mit 34 Unterkategorien und 38 weiteren Unterklassifizierungen ein.

Auf der Ebene der Grapheme und Silben wurden Elisionen mit der Unterscheidung zwischen Apokopen, Synkopen und allomorphen Wortverkürzungen, Assimilationen, Lautabschwächungen, Nachahmung gesprochen-sprachlicher Phonetik (durch Großschreibung, Satzzeichen, Graphemwiederholungen, Weglassen von Wortgrenzen) und Nachahmung dialektaler Lautungen gesammelt.

Nicht sehr ergiebig war das Feld der Morphologie- und Wortbildungsphänomene. Neben ungewöhnlichen Wortbildungen waren hier vor allem die Augmentativpräfixe, Diminutivformen und die Kurzwörter interessant. Deklinations-,fehler¹ und normabweichende Genitivmarkierungen als Imitation der gesprochen-sprachlichen Lautung traten eher selten auf.

Auf der lexikalischen Ebene wurden deiktische Verweise (für Personen, Zeit und Ort), Artikelzusätze bei Namen, Vagheitsausdrücke, Etceteraformeln, Gradpartikeln und Gesprächswörter (Modalpartikeln, Gesprächspartikeln, Onomatopetika, interjektionale Ausdrücke) gesucht. Aufgefallen sind außerdem gesprochen-sprachliche Alternativformen, drastische Ausdrücke, Dialektwörter und Anglizismen.

Als syntaktische Besonderheiten sind Herausstellungsstrukturen (Ausklammerungen, Nachträge, Voranstellungen vor das Vorfeld, Verberststellungen), Formen der Thematisierung, Operator-Skopus-Strukturen, Anredeformen, Kurzformen (Exklamativsätze, formelhafte Kurzsätze, elliptische und analeptische Konstruktionen), Anakoluthe und Aposiopesen sowie irreguläre syntaktische Formen in das Kategoriensystem eingegangen. Zu den irregulären syntaktischen Formen zählt auch *weil* mit Verbzweitstellung, das inzwischen tatsächlich Eingang in die Schriftsprache gefunden hat.

Die letzten beiden Kategorien betreffen größere Ausdruckseinheiten. Die Formulierungsverfahren umfassen Sprichwörter, Redewendungen, Wiederholungsstrukturen und, als Erweiterung davon, Reformlierungsstrukturen.

Abschließend wurden simulierte Sprechsituationen klassifiziert: Autorenkommentare, Autorenreaktionen und Leseradressierungen wurden als Versuch gewertet, eine Autor-Leser-Kommunikation zu etablieren. Als zugehörig zu einer imaginären Face-to-Face-Kommunikation wurden solche Belege eingeordnet, die eine scheinbar spontane Ausdrucksform enthalten oder auf orale Äußerungen verweisen. Zuletzt wurden die Herkunftsbereiche der Sprachvariationen (mit den Bereichen Werbesprache, Jugendsprache, Mothertalk und Chatkommunikation) kategorisiert.

¹ Zu dem Begriff *Fehler* vgl. Kapitel 5.2.5.

4.1.3 Qualitative, diachrone und quantitative Auswertung

Die drei Korpora wurden erstellt, um unterschiedliche Auswertungsarten zu ermöglichen. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf der qualitativen Auswertung des Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* und damit auf der Betrachtung der einzelnen Belege. Welche gesprochensprachlichen Phänomene treten mit welchen Wirkungen auf? Der diachrone Vergleich mit den Korpora *Zeitungen 1965* und *Zeitungen 1982* soll aufzeigen, welche Phänomene erst in der Gegenwart auftreten, bzw. ob manche Phänomene mit veränderter Funktion verwendet werden.

Schwieriger gestaltet sich die quantitative Auswertung. Um eine aussagekräftige Statistik zu erreichen, müssten die zugrunde liegenden Datenbasen zumindest annähernd gleich groß sein. Diese Vereinheitlichung widerspricht jedoch der Realität. Man könnte die gleiche Menge von Zeitungsexemplare zugrunde legen. Die FAZ ist jedoch wesentlich umfangreicher als die taz, so dass die Wortmenge in einer FAZ-Ausgabe erheblich höher ist als in einer taz-Ausgabe. Man könnte jeweils hundert Leitkommentare aus jeder Zeitung als Untersuchungsbasis festlegen. Doch je nach Thema und Autor variiert auch die Artikellänge erheblich, so dass die Wortmenge unterschiedlich ist.

Es bleibt also nur die Lösung, die Wörter oder, besser noch, die Buchstaben zu zählen, um eine gleiche Ausgangsbasis zu ermöglichen. Dann jedoch gibt es das Problem der unterschiedlichen Textsorten: Die Meldung „Was ist nur mit den Briten los“, der Bericht „Der (wahre) Sieger“ und der Ratgeber-Text „Ambulant a la carte“ aus der Prima Sonntag (PS) vom 27. 7. 2003 haben zusammen rund 4170 Buchstaben. Die Meldung „Pferd geklont“, die Glosse „Zuzahlen“ und der Kommentar „Monti gegen Microsoft“ aus der FAZ vom 7. 8. 2003 haben zusammen knapp 4100 Buchstaben. Das sind zwar in der Menge zwei vergleichbare Datenbasen, in der inhaltlichen und sprachlichen Gestaltung gehen jedoch PS-Bericht und FAZ-Kommentar so weit auseinander, dass ein Vergleich nicht möglich ist.

Auch die Idee, an einem Stichprobentag nur eine bestimmte Textsorte, zum Beispiel die Textsorte *Bericht* auszuwerten, führt zu keinem aussagekräftigen Ergebnis. Die PS vom 27. 7. 2003 enthält insgesamt 18 gesprochensprachliche Elemente, in der FAZ vom 7. 8. 2003 finden sich zehn Belege — in allen Textsorten. Bei einer Verkleinerung der Datenbasis durch die Beschränkung auf eine Textsorte wird die Belegmenge so klein, dass es sich bei den Ergebnissen nur noch um Zufallsergebnisse handelt.

Ein kleineres Problem ist außerdem der Zeitaufwand für die Erstellung eines Korpus unter Berücksichtigung der Größe der Datenbasis. Die Auswertung eines Exemplars der FAZ ohne Wortzählung dauert etwa zwei Stunden. Mit Wortzählung erhöht sich diese Verarbeitungszeit erheblich. Das Gesamt-

korpus mit 199 Zeitungsexemplaren ist daher für die statistische Auswertung nicht geeignet.

Um trotzdem eine quantitative Auswertung zu ermöglichen, wurde eine prozentuale Verteilung errechnet. Es wurde berechnet, welche Verteilung von gesprochensprachlichen Elementen innerhalb einer Zeitung vorliegt. Wenn zum Beispiel in der taz insgesamt 502 Belege gefunden wurden, von denen 44 auf allomorphe Wortverkürzungen, 15 auf drastische Wortwahl entfallen, dann entsprechen 502 Belege 100 Prozent der Belege in der taz, von denen 8,76 Prozent auf die Wortverkürzungen, 2,99 Prozent auf Drastik entfallen. In der Bild hingegen wurden 616 Belege gefunden, das entspricht wieder 100 Prozent innerhalb der Bild-Zeitung, davon wurden 143 Belege (23,21 Prozent) als Wortverkürzungen klassifiziert, zwei Belege (0,32 Prozent) als drastisch. Natürlich lassen sich auch diese Zahlen kaum vergleichen, es lässt sich aber immerhin ein verstärkter Trend zum drastischen Formulieren in der taz, zur Wortverkürzung in der Bild-Zeitung erkennen. Bewertet man alle Ergebnisse auf diese Weise und setzt sie in Grafiken um, die man übereinander legt (siehe Anhang B), werden Maxima und Minima in der Verteilung augenfällig. Über einen Vergleich dieser Verteilung wurden Sprachporträts der untersuchten Zeitungen erstellt (siehe Kapitel 7).

4.2 Die Korpora

Grundlage dieser Untersuchung sind drei Korpora: das Korpus *Zeitungen*, das Korpus *Zeitungen 1982* und das Korpus *Zeitungen 2001 / 2002*. In diesen Korpora sind Belege für die Verwendung gesprochensprachlicher Elemente in deutschen Zeitungen gesammelt und kategorisiert. Im folgenden Kapitel sollen die ausgewerteten Zeitungen kurz vorgestellt werden, um Unterschiede in der Sprachverwendung auch vor diesem Hintergrund zu klären. Anschließend wird die Zusammensetzung der drei Korpora erläutert.

4.2.1 Von konservativ bis links–alternativ: Kurzporträts der untersuchten Zeitungen

Als Basis für die Auswertung wurden bewusst sehr unterschiedliche Medienorgane ausgewählt: Die Zeitungen unterscheiden sich in Größe, politischer Ausrichtung, Verlagsaufbau und Leserpublikum. Aus der Reihe fällt die *Prima Sonntag*, die nur wöchentlich erscheint und kostenlos ist. Sie wurde mit ausgewertet, weil die kostenlosen Anzeigenblätter in den letzten Jahren verstärkt publiziert werden und das Zeitungsbild einer Stadt inzwischen entscheidend prägen.

4.2.1.1 Bild

Die Bild-Zeitung (Auflage 1998 nach Meyn (1999, S. 111) über 4,5 Millionen; Auflage I/04 nach IVW (2004): 4.537.945) erscheint seit 1952 und gehört in den Bereich der Straßenverkaufspresse, das heißt, sie kann nicht abonniert werden. Sie wird wie die Welt vom Axel Springer Verlag herausgegeben und ist durch ihre reißerischen Überschriften, die großformatigen Fotos und die Prominentengeschichten in aller Munde. Anfangs enthielt das vierseitige Blatt hauptsächlich Agenturfotos, knappe Texte und Anzeigen. Da der Erfolg jedoch zunächst ausblieb, wandelte sich die Bild-Zeitung zum Textblatt, das Schlagzeilen als Reizmittel einsetzte und die gängigen journalistischen Textmuster bewusst auflöste.

Diese Auflösung führt dazu, dass in der Bild-Zeitung, die in einem Buch erscheint, meinungsbetonte und informationsbetonte Textsorten nur schwer auseinander zu halten sind. Auf den meist zwölf Seiten wird die Politik zur Skandalnachricht und die Skandalnachricht zur politischen Äußerungsform. Feste Textmuster finden sich nur auf der zweiten Seite mit dem Bild-Kommentar und der Kolumne „Post von Wagner“ sowie auf der letzten Seite mit Christiane Hoffmanns Szene-Kolumne „Ich weiß es!“ und den Wetternachrichten.

Über die Sprache der Bild-Zeitung sind viele Untersuchungen erschienen. Straßner (1997, S. 50f.) bemerkt, dass die Bild-Redakteure über den „Häcksel-Stil“ den Leser gängeln, indem sie ihm das Denken abnehmen. Rhetorische Fragen und Entscheidungsfragen würden zur Meinungslenkung, Anreden zur Erzeugung von Pseudo-Dialogizität eingesetzt. Mit drastischem Ausdruck und schnoddrigen Formulierungen versuchten die Redakteure, die Emotionalität zu erhöhen.

Ähnliche Merkmale nennt Lüger (1995), der für die Syntax unter anderem kurze Sätze und für die Lexik die drastischen und regionalen Ausdrucksformen als Merkmale der Bild-Sprache nennt. Diese Merkmale würden eine zeitungsspezifische Sprachverwendung bewirken, die dafür Sorge, dass „in der BILD-Zeitung der Individualstil einzelner Journalisten gegenüber dem Sprachstil der Zeitung kaum noch in Erscheinung tritt“ (Lüger 1995, S. 33).

4.2.1.2 Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung (Auflage 1998 nach Meyn (1999, S. 108): 400.000; Auflage I/04 nach IVW (2004): 490.138), tendenziell eher konservativ ausgerichtet, wird nicht von einem Verlag, sondern von einem Herausgeberkollektiv publiziert. Dieter Eckart, Berthold Kohler, Günther Nonnenmacher, Frank Schirrmacher und Holger Steltzner prägen jeweils Teile des Blattes und ermöglichen, so die Idee, auf diese Weise eine von Verlag oder Chefredakteur unabhängige Gestaltung. Im Gesellschaftsvertrag der Frankfurter Allgemeinen Zeitung GmbH vom 12. Dezember 1949 heißt es in

Paragraph 2: „Die Frankfurter Allgemeine Zeitung ist in voller Unabhängigkeit von Regierungen, Parteien und Interessentengruppen auf freiheitlich-staatsbürgerlicher Grundlage zu führen.“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH (Hrsg.) 1997, Band 1, Klappentext).

Diese kollektive Gestaltung führt aber auch zu Problemen. Nicht immer sind die Herausgeber einer Meinung. Solche internen Meinungsverschiedenheiten werden dann in Gesellschafterversammlungen geklärt.

Von der Zeitungskrise 2001 / 2002 ist auch die FAZ nicht verschont geblieben. Der eingebrochene Anzeigenmarkt zwang zu Sparmaßnahmen (Reisekosten und Firmenwagen wurden reduziert) und Entlassungen, die gerade erst neu aufgebauten *Berliner Seiten* wurden wieder eingestellt.

Die FAZ erscheint täglich mit fünf Büchern, wie die Zeitungsteile genannt werden. Buch eins enthält die Politik, Buch zwei die Wirtschaft, Buch drei Finanzmarkt und Sport, Buch vier das Feuilleton. Das fünfte Buch variiert jeden Tag: Donnerstags enthält es zum Beispiel das Reiseblatt, freitags den Immobilienmarkt. 1997 haben mehr als dreihundert Redakteure und rund 450 freie Mitarbeiter das Blatt produziert (Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH (Hrsg.) 1997, Band 4, Klappentext).

Die 1996 beschlossene und 1998 in Schulen und Behörden eingeführte Rechtschreibreform wurde von der FAZ, wie von allen Zeitungen, im August 1999 zunächst umgesetzt. Nach einem Jahr beschlossen die Herausgeber jedoch, dass die Reform zu viele Probleme verursacht. Seitdem gelten in den FAZ-Artikeln wieder die Normen der alten Rechtschreibung, ein Entschluss, der in unzähligen Leserbriefen meist positiv bewertet wurde. Generell gilt, dass das Sprachvermögen von FAZ-Redakteuren hoch eingeschätzt wird: „Die größte Wahrscheinlichkeit, auf gutes Deutsch zu treffen, bietet in der deutschsprachigen Presse das ‚Streiflicht‘ und die Seite 3 der *Süddeutschen Zeitung* und das Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen*“ (Schneider 1986, S. 176).

4.2.1.3 Frankfurter Rundschau (FR)

Eher in das linke Tageszeitungsspektrum ist die Frankfurter Rundschau einzuordnen, ihre Grundhaltung wird in einem Anhang zum Arbeitsvertrag für Redakteure als „sozial-liberal (links-liberal) bezeichnet“². Entsprechend liegt ein Schwerpunkt bei der Berichterstattung auf sozialen Themen wie Minderheitenschutz, Frieden und Gleichberechtigung. In ihren vier Büchern sind die Rubriken Politik und Rundschau (1), Feuilleton (2), Frankfurter Lokalteil und *Aus aller Welt* (3) sowie Wirtschaft und Sport (4) untergebracht.

Herausgegeben wird die FR (Auflage 1998 nach Meyn (1999, S. 109): 190.000; Auflage I/04 nach IVW (2004): 201.205), die seit 1945 erscheint, vom Druck- und Verlagshaus Frankfurt am Main. Sie gehörte bis Mai 2004

² Zitiert nach Meyn (1999, S. 110).

der Karl–Gerold–Stiftung und wird geleitet von Chefredakteur Wolfgang Storz.

Die Krise am Zeitungsmarkt hat bei der FR zunächst Entlassungen und Gehaltskürzungen erzwungen. Als jedoch deutlich wurde, dass das nicht reichen würde, hat das Land Hessen im Frühjahr 2003 eine Bürgerschaft zugesagt. Die Einstellung der Zeitung wurde damit verhindert, aber eine endgültige Sicherung noch nicht erreicht. Im März 2004 verhandelten die Deutsche Druck– und Verlagsgesellschaft (DDVG), die eine Holding der SPD ist, die Gewerkschaftsholding BGAG und die Kapitalgesellschaft 3i über eine Beteiligung. Anfang Mai hat die DDVG 90 Prozent der Frankfurter Rundschau übernommen, zehn Prozent bleiben bei der Karl–Gerold–Stiftung. Zur Sanierung der Zeitung sollen der Redaktionssitz in der Frankfurter Innenstadt verkauft und weitere 150 bis 250 Angestellte entlassen werden. 2000 hatte die FR 1600 Mitarbeiter, im Juli 2003 waren es 1250. Zum Zeitpunkt der Übernahme durch die DDVG arbeiteten noch rund 1000 Angestellte für die FR.

Kritiker fürchten durch die Übernahme der SPD Holding um die Unabhängigkeit der FR. Zumindest mit dem neuen Gesellschaftsvertrag wird das ausgeschlossen: Auch nach der Übernahme soll die FR als „unabhängige, überregionale und sozialliberal ausgerichtete“ Zeitung fortgeführt werden. Auch Chefredakteur Storz schließt eine politische Beeinflussung aus.

4.2.1.4 Mainpost

Von Juli 1945 bis Juni 1947 haben die Amerikaner 2.000 Kandidaten überprüft, die sich um eine Konzession zur Zeitungsherausgabe bewarben. Trotz des großen Andrangs fanden sich für die Würzburger Lizenz keine einheimischen Herausgeber. Der Leipziger Musikverleger Heinrich G. Merkel (geboren in Schlesien), laut Militärregierung „katholisch, konservativ und parteilos“³, erhielt schließlich die eine Lizenz, die andere Lizenz ging an Richard Seubert aus der Rheinpfalz, der bis 1933 an sozialdemokratischen Blättern gearbeitet hatte. Seubert wurde der erste Chefredakteur der Mainpost, die ab dem 24. November 1945 zweimal wöchentlich mit einer Startauflage von 100.000 erschien.

Heute bilden Mainpost mit Schweinfurter Tagblatt und Bote von Haßgau (gemeinsame Auflage: 135.000) sowie Volksblatt und Volkszeitung (Auflage: 18.000) die Zeitungsgruppe Mainpresse⁴, die seit 1991 von der Stuttgarter Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck herausgegeben wird. Dieses Kooperationsmodell ermöglichte den beiden Zeitungen Mainpost und

³ Zitiert nach Dülk (1995, S. 101).

⁴ Verlagsaufbau und Auflagenzahlen zitiert nach Mainpresse Zeitungsverlagsgesellschaft (Hrsg.) (1995, S.11–17); Stamm (1999, S. 95) gibt die Gesamtauflage der Mainpost für 1999 mit 157.300 an; nach IVW (2004) beträgt die Gesamtauflage im Quartal I/04 156.623.

Volksblatt, das 1952 nach dem Ende der Lizenzära erschien, das Überleben in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Der Zeitungsmantel wird außerdem an „Bote vom Grabfeld“ und „Steigerwald Bote“ weitergegeben. Die drei erst genannten Titel verfügen über rund 100 Redakteure und 1000 freie Mitarbeiter.

Die Mainpost Würzburg, die für das Korpus ausgewertet wurde, erscheint seit 1952 täglich und besteht inzwischen aus vier Büchern: Im ersten Buch befinden sich Politik, Wirtschaft und Sport, im zweiten *Das Thema* (mit Nachrichten aus Franken und Kultur), im dritten Stadt- und Landnachrichten, im vierten das *Journal* (Service-Themen und *Aus aller Welt*). Die Mainpost versteht sich bewusst als regionale Zeitung, daher fächert sie sich in mehrere lokale Ausgaben auf. Dem Leser stehen neben der Nachrichtenvermittlung verschiedene Serviceangebote zur Verfügung. Im Sinne dieser lokalen Bindung werden die Leser auf Leserreisen eingeladen und aufgefordert, in der Redaktion anzurufen oder in der Weihnachtszeit Kekszrepte einzuschicken.

4.2.1.5 Prima Sonntag

1998 sind in der Bundesrepublik Deutschland rund 1300 lokale Anzeigenblätter mit einer Auflage von 84 Millionen Exemplaren erschienen (Meyn 1999, S. 101), 2001 betrug die Auflage der 1300 Anzeigenblätter sogar 90 Millionen Exemplare (Merkl 2001, S. 39). Diese Anzeigenblätter werden an alle Haushalte kostenlos verteilt und finanzieren sich über ihre Werbekunden und Kleinanzeigen.

Die Prima Sonntag ist ein solches Anzeigenblatt. Der Verleger war mit dem Anzeigenblatt zunächst in Aschaffenburg erfolgreich, bevor er es 1998 als erste Sonntagszeitung nach Würzburg brachte. In der Anfangszeit fiel die Prima Sonntag (Auflage 2001 nach Merkl (2001, S. 40): 70.000) durch reißerische Aufmacher auf. Inzwischen ist das Layout gemäßigt, auch wenn die Schlagzeilen noch immer ins Auge fallen (PS vom 10. August 2003: „Hitzefrei für alle? ‚Quatsch‘!“).

Das Anzeigenblatt erscheint in einem Buch mit zehn Seiten. In den Rubriken werden mehrere Textsorten vermischt, es gibt aber Seiten für ‚Szene, Trend’s, Treffs‘ (sic!), *Typisch Frau!* und *Gesund & Fit*. Neben lokalen Meldungen finden sich Kommentare zu politischen (Skandal-)Ereignissen, Sportberichte, viele Ratgebertexte und ganzseitige Anzeigen.

4.2.1.6 Süddeutsche Zeitung (SZ)

Die Süddeutsche Zeitung (Auflage 1998 nach Meyn (1999, S. 108): 425.000; Auflage I/04 nach IVW (2004): 537.400) erscheint seit 1945 in München. Sie wird vom Süddeutschen Verlag herausgegeben und von zwei Chefredakteuren geleitet. In der Grundrichtung verfolgt die SZ eine konservative

Linie, in ihrem Redaktionsstatut heißt es: „Sie verteidigt und erstrebt freiheitliche, demokratische Gesellschaftsformen nach liberalen und sozialen Grundsätzen.“⁵

Im Gegensatz zur FAZ, die ihren Leitartikel auf der ersten Seite platziert, hat die SZ die Kommentarspalte nach innen verlegt. Statt dessen findet sich auf der ersten Seite das berühmte *Streiflicht*, das als Glosse par excellence schon viele Schulstunden bereichert hat. Auch die SZ besteht aus fünf Büchern: Das erste Buch enthält Politik und Panorama, im zweiten Buch ist das Feuilleton untergebracht, das dritte Buch informiert über Wirtschaft, Börse und Finanzen, das vierte Buch über Sport, das fünfte Buch veröffentlicht den Lokalteil München.

Als Abonnementzeitung befinden sich SZ und FAZ in einem ständigen Konkurrenzkampf um die Leser. Das führt manchmal zu skurrilen Tauschgeschäften: Im Februar 2001 hat das Feuilleton der SZ überraschend Feuilleton–Leiter und Literatur–Chef von der FAZ übernommen. Seitdem haben mehrere Redakteure die Arbeitsorte München und Frankfurt gewechselt. Auch die SZ muss zurückgehende Anzeigenaufträge und Werbeeinnahmen ausgleichen.

4.2.1.7 tageszeitung (taz)

„Bei der allgemein zu beobachtenden Erstarrung und Verkrustung der deutschen Zeitungssprache richtet sich die Hoffnung auf die Alternativpresse. Vor allem ‚DIE TAGESZEITUNG (taz)‘ versucht sich seit 1979 als ‚Giftzwerg‘ durch ‚Pressefrechheit‘ von der etablierten Presse abzusetzen.“ (Bucher und Straßner 1991, S. 143) Mit diesem Bestreben hat es die links–alternative Zeitung taz (Auflage 1998 nach Meyn (1999, S. 110): 60.000; Auflage I/04 nach IVW (2004): 84.182) zu einer Alleinstellung im deutschen Zeitungsmarkt geschafft. Der Preis dafür sind ständige Finanznöte, die das Blatt seit Jahren um seine Existenz kämpfen lässt. Auf einem der Höhepunkte der Finanzkrisen hat die taz von Oktober bis Dezember 1999 wöchentlich Wetten abgeschlossen. Motto: „300 Abos bis zum nächsten Samstag oder [...]“. Nur zwei der elf Wetten wurden gewonnen. Die taz ist daher neunmal mit verändertem Layout erschienen, unter anderem als „taz adlig“ (23.10.99), ohne Schlagzeilen (9.10.99) und als „Boulevard–taz“ (27.11.99).

Die taz mit der derzeitigen Chefredakteurin Bascha Mika erscheint in einem Buch, das alle Rubriken enthält: Politik, Wirtschaft und Umwelt, Meinung, Kultur, Sport (die Rubrik heißt in der taz *leibesübungen*) und *die wahrheit*, die mit soft news, Comic und Glosse wohl mit der Rubrik *Vermischtes* zu vergleichen ist. Typisch sind eigene Textsorten wie *berichtigung* oder *gurke des tages*, die sich von den traditionellen Textsorten der konservativeren Zeitungen (etwa Meldungen und Eckenbrüller) unterscheiden.

⁵ Zitiert nach Meyn (1999, S. 108).

Der anfangs bewusst provokante Sprachstil ist inzwischen etwas abgemildert. Schwitalla (1993, S. 7f.) verweist auf diese angepasstere Berichterstattung: „Es halten sich noch die originellen Formulierungen von Schlagzeilen [...], gewollte Stilbrüche [...], aber die sprachlichen Mittel zur Abhebung vom grauen Mittelmaß der Agenturtexte — Szenejargon, Sprechsprachliches, Ironie und Doppeldeutigkeit, Anspielungen auf bekannte Film-, Roman- und sonstige Titel — nehmen immer mehr ab.“ Ein Grund dafür dürfte die Veränderung der Arbeitsstruktur sein: Zunächst bezogen alle Beschäftigten einen Einheitslohn (600 Mark), hierarchische Strukturen wurden so weit wie möglich vermieden. Inzwischen fungiert eine Verlags-Genossenschaft als Herausgeberin, und die Einheitslöhne wurden abgeschafft.

Da die tageszeitung sich hauptsächlich aus Vertriebs Erlösen finanziert (Meyn gibt den Anteil der Einnahmen aus Anzeigen mit unter zehn Prozent an, bei anderen Zeitungen liege er dagegen bei über 60 Prozent (Meyn 1999, S. 164)), ist sie von der Krise am Anzeigenmarkt weniger stark betroffen als die anderen Zeitungen.

4.2.1.8 Welt

Mit finanziellen Problemen zu kämpfen hat auch die Welt (Auflage 1998 nach Meyn (1999, S. 109): 220.000; Auflage I/04 nach IVW (2004): 289.381), die seit 1946 im Springer Verlag erscheint. Meyn beziffert die Defizite, die von der CDU-nahen Zeitung jedes Jahr eingefahren werden, für 1998 mit 40 Millionen Mark (Meyn 1999, S. 109). Als Chefredakteur Thomas Löffelholz ab 1995 versuchte, der Welt eine liberalere Grundhaltung zu verleihen (Löffelholz sprach sich unter anderem für das Kruzifix-Urteil aus), verlangte Leo Kirch, der mit 35 Prozent der Aktien an der Springer AG beteiligt war, die Ablösung des Chefredakteurs.

Heute wird die Welt von Dieter Stolte herausgegeben, Jan-Eric Peters ist Chefredakteur. Die Zeitung gliedert sich in vier Teile: Politik und Magazin (Buch 1), Wirtschaft (Buch 2), Finanzen und Sport (Buch 3) sowie Feuilleton und *Aus aller Welt* (Buch 4).

4.2.2 Das Korpus Zeitungen 2001 / 2002

Wie bereits beschrieben, wurden für das Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* acht Zeitungen ausgewertet. Es wurden bewusst unterschiedliche Zeitungen ausgewählt, um mit dem Korpus das vielfältig Zeitungsspektrum der Bundesrepublik Deutschland zu repräsentieren. Die Prima Sonntag erscheint wöchentlich, mit vier Ausgaben ist daher das Erscheinungsvolumen eines Monats berücksichtigt.

Von Juni 2001 bis Januar 2002 (mit einer Erweiterung im Juli 2003) wurden 154 Zeitungsexemplare gelesen und daraus 2914 Belege für die Ver-

Zeitung	Zeitraum	Exemplare	Belege
Bild	Dez. 2001 / Jan. 2002	20	616
FAZ	Juni / Juli / Sept. 2001	16	236
FR	Nov. 2001	20	557
Mainpost	Juni / Juli / Okt. / Nov. 2001	26	217
Prima S.	Okt. 2001 / Juli 2003	4	72
SZ	Juli / Okt. 2001	26	479
taz	Dez. 2001 / Jan. 2002	21	502
Welt	Nov. 2001	21	235
Gesamt		154	2914

Tabelle 4.1: Zusammensetzung des Korpus *Zeitungen 2001 / 2002*

wendung gesprochensprachlicher Elemente katalogisiert. Bei FAZ, taz, Welt und Bild wurde jeweils die Deutschlandausgabe, bei PS und MP die Würzburger Ausgabe, bei der SZ die Bayernausgabe gelesen. Das Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* setzt sich damit so zusammen, wie in Tabelle 4.1 gezeigt.

Es passiert oft, dass in einem Beleg mehrere gesprochensprachliche Elemente vorkommen. So sind in 2091 Zitaten insgesamt 2914 gesprochensprachliche Elemente enthalten. Eine Aufschlüsselung, wieviele Elemente in welchem Bereich auftreten, findet sich im Anhang A.

4.2.3 Das Korpus *Zeitungen 1965*

Neben den aktuellen Ausgaben wurden für den diachronen Vergleich auch ältere Zeitungs-Ausgaben ausgewertet. In das Korpus *Zeitungen 1965* wurden Belege von jeweils einem Monat FAZ- und SZ-Ausgaben aufgenommen, die 1965 erschienen sind. Es wurden 40 Zeitungsexemplare ausgewertet, die 174 Belege für gesprochensprachliche Elemente enthielten.

4.2.4 Das Korpus *Zeitungen 1982*

Da die taz erst seit 1979 erscheint, war eine so frühe Auswertung wie bei FAZ und SZ nicht möglich. Statt dessen wurden einige Ausgaben vom März 1982 berücksichtigt. Es wurden fünf Zeitungsexemplare ausgewertet, die 40 Belege für gesprochensprachliche Elemente enthielten. Tabelle 4.2 beschreibt die Zusammensetzung der diachronen Vergleichskorpora mit insgesamt 214 Belegen in 45 Ausgaben.

Zeitung	Zeitraum	Exemplare	Belege
FAZ	März 1965	19	90
SZ	April 1965	21	84
Gesamt 1965		40	174

taz	März 1982	5	40
------------	-----------	----------	-----------

Tabelle 4.2: Zusammensetzung der Korpora *Zeitungen 1965* und *Zeitungen 1982*

Auch für die beiden Korpora von 1965 und 1982 gilt, dass mehrere Belege in einem Zitat auftreten können. Bei dem Korpus *Zeitungen 1965* treten daher 174 Belege in 141 Zitaten auf, beim Korpus *Zeitungen 1982* sind es 40 Belege in 23 Zitaten.

5 Qualitative Auswertung des Korpus Zeitungen 2001 / 2002

Bei 2914 Belegen im Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* ist es nicht möglich, jeden einzelnen Beleg vorzustellen und zu diskutieren. Statt dessen wird jeweils eine Auswahl der gefundenen Elemente vorgestellt. Verwendung und Funktion dieser Belege werden besprochen und auf unterschiedliche Nutzungen in den Zeitungen hingewiesen. Außerdem ist zu dieser Dissertation eine Datenbank im Internet¹ verfügbar, in der sich die drei Korpora mit insgesamt 3128 Belegen befinden.

5.1 Grapheme und Silben

Die geschriebene Sprache ist normiert. Lautweglassungen und Lautanpassungen, wie sie sich bei der mündlichen Kommunikation aus den Produktionsbedingungen zwangsläufig ergeben, sind in der schriftlichen Kommunikation nicht notwendig. Nicht die Zunge wird bewegt, sondern die Finger, für die es nicht erheblich ist, wie weit die Artikulationsorte verschiedener Laute voneinander entfernt sind. Normabweichungen ergeben sich hier höchstens durch eine Fehlbewegung beim Tippen (bei einer hohen Tippgeschwindigkeit kann die Reihenfolge der Buchstaben durcheinander geraten, so dass Wörter wie „unterschiedlich“ entstehen) oder eine nachträgliche, jedoch unvollständige Korrektur, durch die zum Beispiel ein bei der Nominativergänzung korrigierter Plural versehentlich beim verbalen Kern erhalten bleibt. Solche Normabweichungen werden in der Zeitung in der Regel vor der Veröffentlichung korrigiert

Veränderungen der normierten Graphemverwendung in der schriftlichen Kommunikation sind daher nicht oder nur selten durch die Produktion bedingt. Da sie dennoch im Korpus vorhanden sind (474 Belege), ist nach der Funktion dieser Imitationen zu fragen.

5.1.1 Elision

Elisionen sind Lautweglassungen, die beim Sprechen schnelles Formulieren ermöglichen, ohne relevante Informationen auszulassen. Die Verständigung ist also nicht beeinträchtigt. *Apokopen* bezeichnen Lautweglassungen

¹ Der Zugang zur Datenbank befindet sich auf der Website des Verlages unter www.verlagsgespraechsforschung.de.

am Ende eines Wortes, *Synkopen* in der Mitte des Wortes. *Allomorphe Wortverkürzungen* betreffen die bestimmten und unbestimmten Artikel und das Pronomen *es*, die gekürzt und an das vorhergehende Wort angehängt werden.

5.1.1.1 Apokopen

Apokopen sind durch die Unbeweglichkeit der Zunge und die Notwendigkeit der schnellen Informationsvermittlung bestimmt. Eine präzise Artikulation, die alle Schwa-Laute und Plosivlaute berücksichtigt, wird entsprechend als hyperkorrekt, eventuell sogar als Angriff empfunden.

Im Zeitungskorpus finden sich Apokopen (23 Belege) in zwei verschiedenen Verwendungsweisen: als Ausdruck persönlicher Befindlichkeit oder als Anlehnung an eine stilistische Hochsprache. In jedem Fall ist die Anwendung auf die meinungsbetonten Textsorten im Bereich von Feuilleton und Politik beschränkt.

Für den Ausdruck persönlicher Befindlichkeit sind die Lautweglassungen oft mit einem deiktischen Verweis auf die Person des Autors verbunden: „Ich geh jetzt duschen“² verkündet Walter Baumann, nachdem er seine wöchentliche Kolumne über Szenetreffs am Wochenende beendet hat. Die Bild-Kommentatorin Jana Weise betont die Subjektivität ihrer Einschätzung: „Aber ich find es richtig gut“³.

Neben der Weglassung des Schwalautes (18 Belege) ist es auch möglich, Endsilben oder Nasallaute zu kürzen (3 Belege): „Na was denn nu?“⁴ fragt ein taz-Redakteur ungehalten in der *berichtigung*, mit der die Mitarbeiter täglich eigene Fehler der Vortagsausgabe ankreiden. Ein wenig gönnerhaft beschreibt ein anderer taz-Mitarbeiter die Zielgruppe des Fernsehsenders RTL 2: „Zuschauer waren meist pubertierende Jungs. [...] Na klar. Is ja schon irgendwie aufregend.“⁵ Die Weglassung von /t/ nach dem Frikativlaut (in Verbindung mit Modalpartikeln und einer unvollständigen Satzstruktur) wird hier eingesetzt, um die Empfindungen der *Jungs* in ihrer angeblich eigenen Sprache darzustellen und damit ein bisschen lächerlich zu machen.

Im Gegensatz zu der bisher beschriebenen Verwendung werden Apokopen aber auch eingesetzt, um besondere Hochachtung auszudrücken. Mit dem Ausdruck „Ein solch’ bewußtes Verhalten der Kunst“⁶ würdigt die FAZ in einem Nachruf das Kunstverständnis eines Musikers. Oft finden sich auch Anlehnungen an die als hochwertig empfundene Bibelsprache, manchmal als Bindung an die inhaltliche Ausrichtung (unter der Überschrift „Bruder Laden“: „quasi Aug’ in Auge gegenüber“⁷), manchmal als ironische Sentenz

² FR, 9. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

³ Bild, 31. 1. 2002, *Moment mal!*, S. 2.

⁴ taz, 7. 12. 2001, *berichtigung*, S. 15.

⁵ taz, 4. 1. 2002, *Des Prollsenders neue Kleider*, S. 13.

⁶ FAZ, 24. 9. 2001, *Der intelligente Ton*, S. 47.

⁷ SZ, 9. 10. 2001, *Bruder Laden*, S. 17.

als Ausdruck von Bildung („ja, wie wär’ dies Erdental zu durchschreiten ohne Riesling [...] und Gaisdutte?“⁸).

5.1.1.2 Synkopen

Lautweglassungen in der Wortmitte (23 Belege) sind anders als die am Wortende nicht auf meinungsbetonte Textsorten beschränkt. Vokalauslassungen vor dem Vibrant /r/ (20 Belege) und die Kürzung des Schwalautes aus der unbetonten Endsilbe finden sich auch in Berichten und Meldungen von Politik und Sport.

Die Kürzung des Schwalautes in der Endsilbe (3 Belege) tritt fast nur in stereotypenhafter Verwendung auf: „Frauen umschwirr’n IHN wie Motten das Licht.“⁹ heißt es in der Klatschkolumne der Bild über einen Prominenten. Mit ähnlichen Worten fasst die Autorin einer Kinokritik in der FR den Filminhalt zusammen: „Männer umschwirr’n sie wie Motten das Licht, und wenn sie ein paar Haare verlieren, das kümmert sie nicht.“¹⁰ Einerseits wird hier ein persönlicher Bezug zwischen Autor und Leser angedeutet, andererseits verrät jedoch die stereotype Formulierung das Baukastenprinzip dieser Bezugsherstellung.

Variabler werden Pronominaladverbien wie *drum*, *drauf*, *drunter*, *drüber* und das Adverb *grad* eingesetzt. Auch hier gibt es die Verwendung als Redewendung („Sei’s drum“¹¹), ebenso aber auch als Teil einer anschaulichen Schilderung („mit Wurst- und Freibierbuden drum rum“¹²), als Ausdruck der angeblichen Volksmeinung („Sie trug ein transparentes Kleid - und nix drunter, oder doch?“¹³) und als verallgemeinernde These („Die Jungs sind gut drauf“¹⁴). Verbunden sind damit Eigenschaften der Nahkommunikation wie Vertraulichkeit, Dialogizität und Situationseinbindung.

5.1.1.3 Allomorphe Wortverkürzungen

Wortverkürzungen werden sehr häufig verwendet (352 Belege). Besonders die Bild-Redakteure bedienen sich dieses Mittels zur Ausdruckskürzung: Über 40 Prozent der gefundenen Belege stammen aus der Bild-Zeitung.

Das liegt wohl zum einen an der sprachökonomischen Gestalt. Durch die Zusammenziehung von Präposition und Artikel (*aufs*, *durchs*, *fürn*, *fürs*, *hintern*, *ins*, *überm*, *übers*, *untern*, *vorm*, *vors*), die Verkürzung von *es* oder die Verkürzung des unbestimmten Artikels (*’nen nassen Popo*; *’ne fette*

⁸ SZ, 24. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

⁹ Bild, 28.1.2002, *Leider ist die neue Miss Germany schon an einen Elektriker vergeben*, S. 14.

¹⁰ FR, 8. 11. 2001, *Genitalteilchen*, S. 18.

¹¹ MP, 15. 6. 2001, *Eine Schüssel voll Chianti*, S. A1.

¹² taz, 17. 2. 2001, *Vernichten und opfern*, S. 16

¹³ Bild, 28. 1. 2002, *Darf man so ins Familienfernsehen?*, S. 4.

¹⁴ SZ, 20. 7. 2001, *Die Freiheit nehm’ ich mir*, S. 14.

Scheibe abschneiden; entspricht 'ner Fastenkur; auf 'nem Ameisenhügel) spart der Autor mehrere Buchstaben. Die Bild-Zeitung mit ihrem Schwerpunkt auf der Bildgestaltung ist auf solche wortverkürzenden Maßnahmen besonders angewiesen. Bei den beschränkten Platzmöglichkeiten der ersten und letzten Seite sind daher Formulierungen wie „dann aber lieber H(asi)&M(ausi) — und 'ne saftige Prise mehr Weiblichkeit!“¹⁵ hilfreich.

Zum anderen trägt die saloppe Wortwahl zu einer inhaltlichen Verschiebung bei. Die Relevanz des Gesagten wird herabgesetzt („Dazu gibt's eine Portion Geschichtsunterricht.“¹⁶), Lässigkeit betont („den Laptop so selbstverständlich untern Arm geklemmt, als wär's die Zeitung“¹⁷) oder die pejorative Bewertung der nachfolgenden Information unterstrichen („Und dann darf er doch wieder nur Serienkrimis fürs Fernsehen inszenieren. Schade.“¹⁸).

Manchmal verkürzen Autoren *es*, um den inhaltlichen Bezug unklar halten zu können. Das kann absichtlich geschehen, um Doppeldeutigkeiten hervorzurufen („Harrison Ford (59) tut's wieder!“¹⁹), oder unabsichtlich, wenn die Betonung statt dessen auf das Verb gelegt wird („Jetzt spukt's bei ‚Diesen Wussows‘!“²⁰).

Verkürzungen von *es* werden an Verben angehängt: *bleibt's, brennt's, brodel't's, bringt's, dämmert's, fanden's / fand's, fängt's, findet's, gab's / gäb's / gibt's, geht's / ging's, genügt's, gilt's, hilft's, hat's / hätten's, hört's, juckt's, kann's, klappt's, klingelt's, kommt's, läuft's, liegt's, macht's, mag's, mannt's*²¹, *merkt's, nehmen's, passiert's, regt's, reicht's, sagt's, scheint's, schüttelt's, soll's, spielt's, sprach's / spricht's, spukt's, stand's, stinkt's, trau's, tun's / tät's / tat's / tut's, versuchen's / versucht's, wird's, wundert's, zeigt's*. Außerdem ist die Verbindung mit *sein*-Verbformen (*ist's, sei's, sind's, waren's / war's / wär's*), mit Pronomen (*die's, er's, ich's, man's, sich's, sie's, wer's, wie's, wir's, wo's*) und Präpositionen (*damit's, ob's, weil's, wenn's*) möglich. Damit sind im Korpus 284 Belege in 75 unterschiedlichen Verwendungsformen für diese Wortverkürzung belegt.

Wortverkürzungen werden in allen Zeitungen verwendet. Während sie jedoch in FAZ, FR, SZ und Welt fast ausschließlich im Feuilleton vorkommen, setzen Mainpost-Autoren sie für meinungsbetonte Textsorten der Politik ein, in der taz sind sie in Korrespondentenberichten zu finden, und Bild-Redakteure verwenden sie sogar für Sport- und Wirtschaftsberichte.

¹⁵ Bild, 11. 1. 2002, *Die schönsten Stimmen sind gekürt! Aber wann kommt der Preis fürs schönste Dekolleté?*, S. 12.

¹⁶ FR, 5. 11. 2001, *Immer feste druff*, S. 14

¹⁷ taz, 3. 1. 2002, *Friedliche Erzfeinde*, S. 15.

¹⁸ FAZ, 26. 9. 2001, *Das Gesicht erzählt*, S. 53

¹⁹ Bild, 24. 1. 2002, *Show-Telegramm*, S. 4

²⁰ Bild, 24. 1. 2002, *Kann Frau Wussow mit Voodoo ihren Mann zurückzaubern?*, S. 4.

²¹ Eine Momentanbildung: desubstantivische Verbkonversion von (Thomas) Mann.

5.1.2 Assimilation

Assimilationen sind Lautanpassungen, die beim schnellen Sprechen Phoneme mit unterschiedlichen Artikulationsorten einander angleichen, indem ein Laut an den vorhergehenden oder den nachfolgenden angebunden wird. Mündlich führt das kaum zu Verständigungsproblemen, in der schriftlichen Kommunikation wird der Ausdruck *kippm* (statt *kippen*) allerdings für Verwirrung sorgen.

Entsprechend selten finden sich Belege für Assimilation im Zeitungskorpus (4 Belege). Ein besonders ungewöhnlicher Fall tritt in der bereits erwähnten Baumann-Kolumne auf: „Vor dem Eingang musstu deinen Ausweis zeigen (no kids!)“²². Diese Lautanpassung ist weder eine Anspielung auf *Mothertalk* (dann hieße es *muttu*) noch die Imitation eines türkischen Akzents (dann hieße es *mussu*), der ja seit Erkan und Stefan modern ist. Entweder handelt es sich hier um einen Ausschnitt der Chat- bzw. SMS-Kommunikation, die beide Abkürzungen verwenden, wenn auch mit unterschiedlicher Zielsetzung: Der Chatter muss Zeit sparen, der SMS-Schreiber Platz. Oder es handelt sich um ein individuelles Baumann-Idiom. Der FR-Kolumnist Walter Baumann schreibt eben, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“ und protestiert damit gegen die gängigen Schreibnormen.

5.1.3 Lautabschwächung, Enklise

Bei der Artikulation von unbetonten und betonten Wörtern wird das unbetonte Wort (Enklitikon) manchmal an das vorhergehende betonte Wort angelehnt. Besonders häufig passiert das bei dem Pronomen *Du*, indem der Vokal zum Schwa-Laut abgeschwächt (Enklise) und an das Verb der 2. Person Singular angehängt wird.

Betonungen lassen sich in der Schriftsprache wegen der fehlenden prosodischen Ausdrucksmerkmale kaum ausdrücken. Die Abbildung der beschriebenen Lautabschwächungen (6 Belege) sind daher meist Stilmittel zur Unterstützung einer kumpelhaften Ausdrucksweise, wie sie zum Beispiel manchmal in der FR zu finden ist: „Kannste aber mal sagen!“²³, „da brauchste kein extra Krieg, Mann“²⁴. Durch die Anlehnung an Verben der zweiten Person sind Lautabschwächungen außerdem oft mit einer Leseradressierung verbunden („Damit kannst 50 Reihenhäuser bauen.“²⁵, wobei hier das Pronomen vollständig entfällt und damit der Effekt einer dialektalen Lautung hergerufen wird).

²² FR, 27. 11. 2001, *Würfeln*, S. 34.

²³ FR, 2. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 30.

²⁴ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

²⁵ Bild, 23. 1. 2002, *Effe, ein „Drache“ darf nicht wie ein Suppenhuhn spielen!*, S. 10.

5.1.4 Nachahmung gesprochen Sprachlicher Phonetik

Dynamische Unterschiede verweisen nicht nur in einer musikalischen Interpretation auf Motiv, Nebenthema und Akzent. Auch beim Sprechen liefern suprasegmentale Merkmale Hinweise auf die Interpretation. Diese Merkmale werden von Zeitungsredakteuren durch Majuskeln, Satzzeichen und Abweichungen von der Rechtschreibnorm ersetzt.

5.1.4.1 Großschreibung als prosodische Hervorhebung

Stimmhebungen, Akzente und erhöhte Lautstärke werden in Zeitungsartikeln unter anderem durch die Verwendung von Majuskeln ausgedrückt (7 Belege). Einerseits wird einer Mitteilung dadurch Nachdruck verliehen („Arbeitslose haben wir nämlich - GRÜNDLICH SATT!“²⁶), oder sie wird verstärkt („diese Originalität der Serie von Pollesch-Abenden (man möchte ja immer wieder ‚Stücke‘ sagen, aber das sind keine Stücke. NEIN, DAS SIND SIE NICHT!)“²⁷).

Andererseits wird die mit bestimmten Illokutionen verbundene Lautstärke auf diese Weise in das Schriftmedium übertragen. Ein Starthelfer etwa wird von den drei sprachlichen Ausdrucksformen *Auf die Plätze, fertig und los* die dritte mit erhöhter Lautstärke versehen, damit das Startsignal für alle Wettbewerbsteilnehmer gut hörbar ist. Ähnliches findet sich im Korpus: „Und schon geht’s LOS!“²⁸

Diese Verwendung von Versalschrift ist allerdings auf wenige Zeitungen beschränkt. Belege finden sich nur in der FR und in der Bild. Außerdem hat sie noch nicht in alle Textsorten Eingang gefunden. Bisher tritt sie lediglich in Kolumnen und Theaterkritiken auf. Ein Grund dafür dürfte die etwas derbe Argumentationsweise sein, die für subtile Verweise kaum geeignet ist.

5.1.4.2 Ausrufungszeichen als Akzentersatz

Eher selten (4 Belege) verwenden Autoren das Ausrufungszeichen, um die Betonung eines Wortes abzubilden. Einer der Belege stammt erstaunlicherweise aus einem Tagungsbericht, der im Feuilleton der SZ erschienen ist: „Windows XP [...] führt diese beiden völlig unterschiedlichen Produktionen endlich! zusammen.“²⁹ Der Autor unterstreicht damit seine Meinung, dass diese Zusammenführung überfällig ist. Im Gegensatz zur Versalschrift ist diese Art von Wortakzent auch in eher informationsbetonten Artikeln zu finden.

²⁶ Bild, 10. 1. 2002, *So geht’s mit unserer Wirtschaft weiter*, S. 2.

²⁷ FR, 29. 11. 2001, *Wo die Housemusik spielt*, S. 21.

²⁸ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

²⁹ SZ, 29. 10. 2001, *Irischer Frühschoppen*, S. 16.

5.1.4.3 Graphemwiederholung

Graphemwiederholungen werden für unterschiedliche Zwecke eingesetzt (18 Belege). Das Spektrum reicht von der reinen Nachahmung lautmalerischer Besonderheiten, die typisch für die gesprochene Sprache sind, über den Ausdruck von Entzücken und Harmonie bis hin zur Übertragung nicht-sprachlicher Elemente, die aus der Musikwelt übernommen wurden.

Bild und taz verwenden Graphemwiederholungen, um den Eindruck eines mündlichen Mediums hervorzurufen. Während Bild-Redakteure diese Wiederholungen oft für den Ausdruck von Ausrufen und Kurzfragen einsetzen („Aaaaachtung!“³⁰, „Bitteeeee?“³¹), verbindet ein taz-Autor in einem politischen Kommentar über die PDS mit der Abbildung von Lautdehnung eine politische Botschaft: „Schließlich kommt es auf die So-zia-li-sa-tioooooon an!“³² Zugleich verleiht er dem Text damit eine ironische Note.

Tatsächlich sind Lautdehnungen mit ihrem übertriebenen Ausdruck oftmals Mittel für Ironie („Dabei ist es hier doch soooo nett“³³). Manchmal werden Graphemwiederholungen jedoch auch eingesetzt, um einer Aussage Nachdruck zu verleihen, etwa wenn ein positives Urteil untermauert („Immer wieder schööön.“³⁴) oder Entzücken vermittelt („Mopsig: Da war’s noch Babyspeck und sooo süß“³⁵) werden soll. Der Übergang zur ironischen Verwendung ist allerdings fließend.

Weitere Funktionen der Abbildung von Lautdehnungen sind Augmentation („Freche Nonne mit einem Riiiesen-Herz: [...] Jutta Speidel“³⁶) oder schlicht Verstärkung der Sprechhandlung *Zustimmung* („Jaaaaa!“³⁷).

Schließlich werden Graphemwiederholungen nicht nur eingesetzt, um Sprache zu imitieren, sondern auch, um musikalische Verläufe abzubilden: „Das Endlosdüeldüü war dasselbe wie überall.“³⁸

Das Feld für den Einsatz von Graphemwiederholungen ist also groß. Entsprechend wenig beschränkt sind die Rubriken und Textsorten, in denen sich Belege finden lassen: von Politik-Kommentar über Sport-Bericht bis Feuilleton-Kritik. Trotz dieser Verwendungsmöglichkeiten findet sich jedoch kein einziger Beleg in FAZ und SZ. Die Einhaltung der Rechtschreibnormen wird hier anscheinend höher bewertet als eine Erweiterung des Spektrums der Ausdrucksmöglichkeiten. Ironie und Entzücken werden zudem wohl auf andere Art vermittelt.

³⁰ Bild, 11. 1. 2002, *Die schönsten Stimmen sind gekürt! Aber wann kommt der Preis fürs schönste Dekolleté?*, S. 12.

³¹ Bild, 21. 1. 2002, *Verona enthüllt, warum sie mit Franjo so selten schmust*, S. 14.

³² taz, 11. 1. 2002, *Viktoria Gysi*, S. 2.

³³ PS, 14. 10. 2001, *Samy Deluxe-Fire-Tour 2001*, S. 6.

³⁴ MP, 16. 7. 2001, *18 Balladen für den wiederholten Genuss*, S. B1.

³⁵ Bild, 31. 1. 2002, *Was findet Máxima bloß an Prinz Mops?*, S. 5.

³⁶ Bild, 25. 1. 2002, *Die TV-Nonne schimpft über die Luder*, S. 4.

³⁷ MP, 20. 7. 2001, *Vom wohlgeformten Profil der Politik*, S. A1.

³⁸ taz, 2. 1. 2002, *Globalisierung tötet Russen*, S. 20.

5.1.4.4 Wegfall der Spatien

Während in der mündlichen Kommunikation Wortgrenzen kaum existieren und eine erhöhte Sprechgeschwindigkeit durch das Bedürfnis von mehr Information in kürzerer Zeit bewirkt wird, dient das Weglassen von Spatien in der schriftlichen Kommunikation von Zeitungsartikeln mehreren Zielen (4 Belege).

Am nächsten kommt der ursprünglichen Verwendung der Ausdruck von Formeln, die so als Formeln gekennzeichnet werden: „Kenn–Se–den–noch? Das ist *der* deutsche Klatschreporter“³⁹ Auch Schnelligkeit wird auf diese Weise assoziiert („wenn sie sich, hastdunichtgesehen, das pflaumenweiche Frühstücksei auf die Seidenkrawatte [...] applizieren.“⁴⁰). Abweichend von der mündlichen Kommunikation ist aber die Verwendung als Ausdruck von Beliebigkeit, wie sie in der MP zu finden ist: „die Welt sei doch eh schlecht undsoweiterundsofort“⁴¹.

5.1.5 Dialektale Lautung

Die Vielfalt der Nachahmungen von dialektalen Lautungen (33 Belege) ist erstaunlich. Niederdeutsche und oberdeutsche Dialekte werden häufig verwendet. Noch nicht vertreten sind dagegen die ostmitteldeutschen Dialekte. Das zeigt, dass Dialekte wie Sächsisch oder Erzgebirgisch entweder weniger bekannt sind oder weniger geschätzt werden.

Die bairischen Dialekte sind am häufigsten vertreten. Sie werden entweder unbewusst in den Sprachfluss integriert („In manchen Jahren wäre selbst der gutwilligste Cineast wie der Blinde vor der Euro-Gala gesessen“⁴² als Beleg für den ostfränkischen Dialekt) oder aber von Redakteuren, die aus einer anderen Gegend stammen, zur Satire verwendet: „Ihr seids scho a richtige Gauditruppen.“⁴³ (*Gaudi* geht zurück auf lat. *gaudium* und ist über das Kirchenlatein in den Sprachgebrauch gelangt. Es ist sowohl im bairischen als auch im alemannischen Dialekt vorhanden.)

Neben den üblichen bairischen Formulierungen („Knödl–Spiele“⁴⁴ als Anspielung auf *Schweinshaxn mit Knödln* und *bisserl / bissel* als unterschiedliche dialektale Realisierung der Diminutivform) finden sich auch ungewöhnliche Dialektausdrücke: „Es wird heißen, dass ich unsere aufstrebende kleine Stadt bloßgestellt und den ausg’schamten Rheinländern zum Spott dargeboten habe“⁴⁵. *ausg’schamt* heißt es in Fürstenfeldbruck, die Oberbay-

³⁹ taz, 25. 1. 2002, *Harry Pot–Head*, S. 13.

⁴⁰ SZ, 24. 7. 2001, *Kleine Hommage ans Wasser*, S. 13.

⁴¹ MP, 21. 11. 2001, *Tilman*, S. C1.

⁴² Welt, 30. 11. 2001, *Wenn Amélie Bridget trifft*, S. 29.

⁴³ taz, 10. 2. 2002, *Servus, liebe Grüne aus Bayern!*, S. 1.

⁴⁴ Bild, 25. 1. 2002, *In Dortmund wird Kehl reich, aber nicht Meister*, S. 11.

⁴⁵ SZ, 22. 10. 2001, *Ich wähle nicht!*, S. 16.

ern bezeichnen damit ein raffiniertes, ausgekochtes Verhalten. Die Konnotation ist negativ, die Wortbedeutung leitet sich von *ohne Scham* ab. Auch die Rheinländer kennen den Begriff, die Lautung ist dort allerdings anders: *jeschambd*.

Bei der Nachahmung anderer Dialekte steht weniger ein ironisches Element als vielmehr die offensichtliche Freude am kreativen Formulieren im Vordergrund. Für das Niederdeutsche sind plattdeutsche („Sobald der Homo sapiens sich als wat Feineres vorkam, sahen die Neandertaler in der Tat recht wulstig, unsublim, prolomäßig aus.“⁴⁶) und berliner Lautungen („Jawoll“⁴⁷ als Teil des preußischen Dialekts, der seinen Ursprung im Soziolekt der Militärsprache hat) vorhanden. Aus dem Rheinischen haben sich Elemente des Kölschen Dialekts durchgesetzt („Auch ohne Naddel war die Party doll“⁴⁸) — zumindest in der Bild-Zeitung (sechs Belege für *doll*), weitere Einzelbelege finden sich nur in der taz und in der Welt.

Nicht immer ist die dialektale Lautung ein Hinweis auf die Herkunft des Autors. Sie wird auch eingesetzt, um Stimmungen zu suggerieren. „gudde Morsche, liewer Leser!“⁴⁹ begrüßt Walter Baumann die Leser seiner Kolumne. Die Frikatisierung von /b/ ist im Pfälzer Dialekt verbreitet, besonders in Karlsruhe ist die Lautung oft zu hören. Doch bereits zwei Wochen später hat Baumann den Dialekt gewechselt: „Wolle mer’s eroi losse?“⁵⁰ fragt er. Das ist kein Kölsch, denn dann hieße es *wolle mer’n neilasse, wolle mer’s reilosse / reilasse / rinlasse* oder ähnlich. *eroi* ist eine Lautung, die in Mainzer Dialekten üblich ist und als festes Zitat in den Karnevalsendungen aus Mainz fungiert. Der Ort Biber (Main-Kinzig-Kreis bei Darmstadt) führt diese Lautung als ortstypische Dialektart an. Ob Baumann nun Karlsruher oder Biberer ist, lässt sich über die dialektale Lautung also kaum feststellen.⁵¹ Baumann verwendet die dialektalen Lautungen dennoch, um mit einem morgendlichen Gruß Gemütlichkeit und mit einer Karnevalsfrage Ausgelassenheit zu vermitteln.

5.2 Morphologie und Wortbildung

Durch Wortbildung passt der Sprachbenutzer seine Ausdrucksmöglichkeiten an die sich ständig verändernde und sich weiterentwickelnde Umgebung an. Suffixableitungen schaffen neue Bezeichnungen für gesellschaftliche und

⁴⁶ FAZ, 26. 9. 2001, *Zivilisationskampf im Neandertal*, S. 59.

⁴⁷ Bild, 31. 1. 2002, *Die Nacht in der Boris Beckers 2. Karriere begann [sic!]*, S. 12.

⁴⁸ Bild, 30. 1. 2002, *Ene, mene, muh und out bist du*, S. 12.

⁴⁹ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

⁵⁰ FR, 30. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

⁵¹ Auf Anfrage hat eine Redaktionskollegin mitgeteilt, dass Herr Baumann in Bayreuth geboren sei, inzwischen aber in Neuisenburg (südlich von Frankfurt, östlich von Mainz) lebe — Baumann ist also weder Karlsruher noch Biberer.

technische Entwicklungen. Augmentativpräfixe dienen unserem Bedürfnis nach Intensivierung. Kurzwörter erleichtern das schnelle Formulieren. Einige dieser Phänomene (102 Belege) haben Eingang in die schriftlichen Zeitungsartikel gefunden.

5.2.1 Wortbildungsphänomene

Emotionale Wertungen und Augenblicksformulierungen werden durch verschiedene Wortbildungsmuster sprachlich umgesetzt (23 Belege). Als Ursachen lassen sich drei Motive erkennen.

Oft bedienen sich Autoren der Wortbildung, wenn sie damit ihre negative Einstellung zum Ausdruck bringen können. Das kann über Substantivableitungen mit dem Suffix *-erei* („das antike Welterbe [wird] verwaltet [. . .], als sei es Bestand eines launisch geführten Heimatmuseums, in dem Schlamperei, Faktenhuberei und Jux koexistieren“⁵²) oder über kombinierte Präfixableitungen mit *Ge-* + *-e* („mit moralisierendem Weißwurst–Gequatsche und patentem Zewawischundweg–Gehabe“⁵³) geschehen.

Auch bei den Verbableitungen werden die Mittel der Wortbildung eingesetzt, um der Basisbedeutung eine pejorative Nebenbedeutung beizugeben. So philosophiert der Bild–Kolumnist Wagner nicht, sondern er „philosophelt“⁵⁴ nur — durch das Verbsuffix *-el(n)* und das damit verbundene Merkmal *etwas* macht der Autor deutlich, dass Wagners philosophische Ansätze nicht sehr tiefgründig sind.

Auf einer anderen Notwendigkeit beruhen Wortbildungen in Musikkritiken. Es ist für den Kritiker schwer, die erlebte Musik mit Worten zu beschreiben. Das führt zu gereihten Komposita wie „Schnalz-, Knall- und Schmalz-symphonie“⁵⁵.

Schließlich dienen die gefundenen Wortbildungsphänomene zum intensivierenden Ausdruck des eigenen Standpunktes. Zusammenrückungen wie „der ach-so-moralische Autor“⁵⁶ und „im Kino Orfeo’s Erben [gibt es] den den-musst-du-gesehen-haben-Film Absolut Warhola“⁵⁷ entlarven Redewendungen als inhaltsleere Floskeln, die dem Autor als ironischer Kommentar dienen.

Ein Schwerpunkt für die Verwendung solcher Wortbildungsphänomene findet sich in der FAZ und dort in der Textsorte *Kritik*. In der Feuilleton–Redaktion der FAZ arbeiten ausschließlich studierte, oft promovierte Geistes– und Naturwissenschaftler, die ein ausgeprägtes sprachliches

⁵² FAZ, 12. 6. 2001, *Muse, Muse, du mußt wandern*, S. 49.

⁵³ FR, 27. 11. 2001, *Zewawischundweg–Gehabe*, S. 23.

⁵⁴ SZ, 4. 10. 2001, *Briefe vom Jägermeister*, S. 21.

⁵⁵ FAZ, 15. 6. 2001, *Bringen Sie uns schnellstens nach Oldenburg*, S. 44.

⁵⁶ SZ, 22. 10. 2001, *Elftes Gebot: Du sollst auch mal glücklich sein!*, S. 17.

⁵⁷ FR, 30. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

Gespür für die Möglichkeiten der Wortbildung besitzen. Aber auch in den Berichten, Meldungen, Kolumnen und Reportagen in anderen Zeitungen verwenden die Autoren unterschiedliche morphologische Konstruktionen. Augenblicksbildungen, wie sie in der mündlichen Kommunikation oft verwendet werden, sind auch in Zeitungsartikeln verbreitet, vermutlich, weil der Artikel nur wenige Stunden aktuell sein muss.

5.2.2 Augmentativpräfixe

Augmentativpräfixe sind Präfixe, die zur Intensivierung des nachfolgenden Adjektivs oder Substantivs dienen und von denen es gleichlautende, nicht aber gleichbedeutende Morpheme gibt. Sie sind insofern gesprochensprachlich, weil ihre Funktion (Augmentation) über die reine Tatsachenvermittlung hinausgeht. Autoren verwenden Augmentativpräfixe meistens dazu, ihre Emotionen (Entrüstung, Wut, Erregung) zu vermitteln. Die meisten der gefundenen Augmentativpräfixe (40 Belege in 39 Zitaten) sind reihenbildend (siehe Tabelle 5.1), einige der Präfixe sind aber auch nur mit einem Inhaltsmuster belegt (siehe Tabelle 5.2 auf der nächsten Seite).

Präfix	Grundwort
<i>super-</i>	<i>-schwul, -geil, -schön, -provokativ, -toll, -lasch, -stinkig, -schlank, -brücke, -Fotos, -Talente, -Techniker, -Edi</i>
<i>superduper</i>	<i>Event</i>
<i>stink-</i>	<i>-normal, -sauer</i>
<i>knall-</i>	<i>-hart, -rot</i>
<i>stock-</i>	<i>-seriös, -sauer</i>
<i>mega-</i>	<i>-mau, -krise, -hammersexy</i>
<i>sau-</i>	<i>-komisch</i>
<i>schweine-</i>	<i>-teuer</i>
<i>ober-</i>	<i>-quatsch, -chillig</i>
<i>turbo-</i>	<i>-schnell</i>
<i>giga-</i>	<i>-peinlich</i>
<i>Monster-</i>	<i>-Maschine</i>
<i>Riesen-</i>	<i>-Ehekrach</i>

Tabelle 5.1: Tabelle der reihenbildenden Augmentativpräfixe

Am produktivsten ist die Verwendung des Präfix' *super-*, das besonders häufig von Bild-Redakteuren eingesetzt wird. Es reicht nicht, wenn eine Frau *toll* ist, sie muss *supertoll* sein. Begabung wird so ebenso steigerbar („Mit Christian Timm und Hanno Balitsch werden zwei Super-Talente

ebenfalls abhauen.“⁵⁸) wie Versagen („Superlasch, Fiedler hält“⁵⁹) und Wut („Der Supertechniker ist super-stinkig“⁶⁰). Typisch ist die Staffelung mehrerer Augmentativpräfixe, wie im letzten Beispiel, die manchmal geradezu zu einer Orgie intensivierender Ausdrücke führt: „Nach dieser kurzen Werbebeeindrückung (hallo, Katia Schneider! *giggle*) fahren wir fort mit einem superduper oberchilligen Event“⁶¹.

Aus dem jugendsprachlichen Bereich mit Anlehnung an die Begriffe der Computerwelt stammen die Präfixe *giga-* und *mega-*, die ausschließlich in der Bild-Zeitung Verwendung finden: „Küster (21), die mega-hammersexy Freundin von Popproduzent Bohlen (47)“⁶² spiegelt auch sprachlich die Kurzlebigkeit und den Event-Charakter dieser Beziehungen.

Präfix	Grundwort
<i>schnurz-</i>	<i>-egal</i>
<i>zappen-</i>	<i>-duster</i>
<i>klamm-</i>	<i>-heimlich</i>
<i>proppen-</i>	<i>-voll</i>
<i>sturz-</i>	<i>-betrunken</i>
<i>sterbens-</i>	<i>-langweilig</i>
<i>grotten-</i>	<i>-schlecht</i>
<i>splitterfaser-</i>	<i>-nackig</i>
<i>bein-</i>	<i>-hart</i>

Tabelle 5.2: Tabelle der Augmentativpräfixe, die nur in fester Verbindung mit einem Adjektiv vorkommen

In den Artikeln von FAZ und SZ finden sich die standardisierten Varianten der Präfix-Verwendung. Da wird die Inszenierung eines jungen Regisseurs als „sterbenslangweilig“⁶³ eingestuft, die Aussichten sind „schnurzegal“⁶⁴, und die Demonstration ist eine „proppenvolle“⁶⁵. Nur manchmal mischen sich diese konventionalisierten Augmentativpräfixe mit drastischen Formulierungen, die einem persönlichen Erlebnis Ausdruck verleihen („ein Lied, das in mir immer noch das Gefühl hervorrufft, als würde mir eine sturz-

⁵⁸ Bild, 29. 1. 2002, *Es hat sich ausgezettelt*, S. 11.

⁵⁹ Bild, 28. 1. 2002, *Dortmund: Das wird ja immer Koller*, S. 12.

⁶⁰ Bild, 30. 1. 2002, *Rosicky und die schöne Sängerin (16)*, S. 11.

⁶¹ FR, 23. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 28.

⁶² Bild, 2. 1. 2002, „*Ludervester*“!, S. 12.

⁶³ SZ, 18. 10. 2001, *Wer jetzt keinen Trost hat, findet keinen mehr*, S. 17.

⁶⁴ FAZ, 19. 6. 2001, *Hamburger Schnitt*, S. 49.

⁶⁵ SZ, 5. 10. 2001, *Das Ende vom Anfang*, S. 17.

betrunkene Kettenraucherin die Zunge in den Mund stecken“⁶⁶.), oder mit Anglizismen („In der 18. Minute wird die grottenschlechte Performance der deutschen Kicker bestraft“⁶⁷.). Der Kontrast zwischen emotionaler Intensivierung und Fachsprache des routinierten Kritikers lässt das Urteil umso harscher wirken.

Damit lassen sich für die Augmentativpräfixe drei Funktionen beobachten. Standardisierte Präfixbildungen dienen der Intensivierung, ohne jedoch die Emotionalität zu erhöhen. Die weniger konventionalisierten Bildungen werden — besonders von Bild–Autoren — eingesetzt, um Emotionen zu verstärken und dadurch die Meinung des Lesers zu beeinflussen. Eine kleinere Gruppe der Augmentativpräfixe ist dem Bereich der Jugendsprache zuzuordnen und soll suggerieren, dass der Autor modern und aufgeschlossen ist. Ein Schwerpunkt bei der Verwendung von Augmentativpräfixen liegt in den Kolumnen und Glossen (13 Belege), aber auch Meldungen, Kommentare und Berichte sind offen für solche Intensivierungen.

5.2.3 Diminutivformen

Diminutivformen sind im mündlichen Dialog weit verbreitet sind – als Ausdruck einer Lebenseinstellung, wie sie zum Beispiel von der Popsängerin *Blümchen* propagiert wird, als Ausdruck der Emotion Entzücken (*Sind die Kätzchen süß!*) oder als Ausdruck von Vertrautheit bei der Namensanrede (*Ach, Verachen, schön, dass Du anrufst*). Eher selten dienen die Diminutivformen tatsächlich dazu, die Basisbedeutung zu verkleinern wie bei Kleidungsstücken (*Kleidchen*) oder Produktbeschreibungen (*Büchlein*).

Keine dieser Verwendungsmöglichkeiten — Entzücken, Vertrautheit, objektive Verkleinerung — ist im Zeitungskorpus aufgetaucht. Dennoch sind Diminutivformen vorhanden (12 Belege). Sie werden mit drei Zielsetzungen verwendet.

Am häufigsten setzen Journalisten Diminutivformen ein, wenn sie von objektiven Maßstäben zu ironischen Bewertungen wechseln. Gerade bei Zahlen, deren Größe objektiv festgelegt ist, bietet sich diese ironische Verwendung an: „Gesund sind Muscheln [...] mit ihrem hohen Eiweißgehalt und der vielen Harnsäure übrigens auch nicht, vom obligatorischen Literchen Weißwein, das ja dazukommt, mal ganz abgesehen.“⁶⁸ So werden Millionen geschrumpft („dann bleibt von einigen Milliönchen doch noch recht viel hängen“⁶⁹) und Trinkmengen verkleinert („ein schönes Gläschen Chianti“⁷⁰), um die Größe dieser Bezeichnungen erst recht zu unterstreichen.

⁶⁶ SZ, 20. 7. 2001, *Das Stimmband der Freundschaft*, S. 14

⁶⁷ FR, 12. 11. 2001, *Däumlinge*, S. 13

⁶⁸ FAZ, 21. 6. 2001, *Der Muschelkrieg*, S. 44.

⁶⁹ FAZ, 21. 6. 2001, *Er möchte gar nichts Größeres sein*, S. 44.

⁷⁰ MP, 15. 6. 2001, *Eine Schüssel voll Chianti*, S. A1.

Die ironische Verkleinerung ist auch unabhängig von Zahlen und Maßeinheiten möglich. Übertriebene Vorsicht wird dann folgendermaßen kommentiert: „Den bestehenden denkmalgeschützten Häuserfronten darf kein Simslein gekrümmt werden.“⁷¹

In negativen Kritiken findet sich die Tendenz, Diminutivformen zu benutzen, um die Bedeutungslosigkeit des beschriebenen Gegenstandes zu unterstreichen. „Nümmerchen reiht sich so an Nümmerchen.“⁷² heißt es dann verachtungsvoll über eine Theaterinszenierung.

Schließlich tauchen Diminutivformen dann auf, wenn der Autor dadurch einen Kontrast hervorrufen will — sei es der zwischen Gewalt und Verniedlichung (über den Darsteller eines psychopathischen Serienkillers: „weil er so ein attraktives Kerlchen ist“⁷³.) oder zwischen Macht und liebkosender Bezeichnung („Seit einigen Monaten wissen [sie], dass Elizabeth II. ein Tantchen sei“⁷⁴).

Im Gegensatz zur Mündlichkeit sind die Diminutivformen in Zeitungsartikeln weitaus häufiger mit ironischem Bezug eingesetzt. Entzücken oder objektive Verkleinerung werden anders ausgedrückt, nicht aber durch Diminutive.

5.2.4 *i*-Ableitungen

Eine andere Form der Verkleinerung ist die Abkürzung des Namens zusammen mit einer *i*-Ableitung, die dann liebkosend wirkt und Vertraulichkeit suggeriert — oder Verachtung impliziert (9 Belege). Über die Hälfte der gefundenen Belege stammen aus der Bild-Zeitung, die damit verschiedene Register der emotionalen Wertung nutzt. So wird Berlins regierender Bürgermeister nach der Homosexualitätsdebatte vertraulich mit *Wowi* tituiert und damit zum Objekt der Klatsch-Berichterstattung („Da Klaus ‚Wowi‘ Wowereit Sabine Christiansen so glücklich macht, entsteht da bei ihr womöglich der Wunsch nach ‚mehr‘?“⁷⁵). Der beliebte Rennfahrer Schumacher verliert seine Privatsphäre und wird als persönliches Vorbild für jeden anfassbar („Happy Birthday, Schumi!“⁷⁶). Der Nachbar Österreich schließlich wird gutmütig belächelt („Die Ösis feiern ihren Helden“⁷⁷).

Auch in anderen Zeitungen finden sich solche *i*-Ableitungen mit „Teenie-Jux“⁷⁸ (sic!) und „Studis“⁷⁹. Die Verwendung ist allerdings wertneutraler und eher dem allgemeinen Sprachgebrauch entnommen.

⁷¹ FAZ, 12. 6. 2001, *Laßt nicht die Hoffnung fahren*, S. 53.

⁷² FR, 27. 11. 2001, *Kuscheltier im Mixer*, S. 34.

⁷³ taz, 7. 1. 2002, *Helden des Terrors*, S. 17

⁷⁴ MP, 13. 6. 2001, *Windsor-Würstchen* „Lisbeth“, S. A1.

⁷⁵ Bild, 16. 1. 2002, *Kann Sabine Christiansen Wowereit umdrehen?*, S. 5.

⁷⁶ Bild, 3. 1. 2002, *Schumi hat Geburtstag*, S. 10.

⁷⁷ Bild, 21. 1. 2002, *Der neue Ski-König*, S. 11.

⁷⁸ SZ, 9. 10. 2001, *Der Partyschreck*, S. 18.

⁷⁹ taz, 11. 1. 2002, *Die Methode der sanften Kopfgeburt*, S. 15.

Andere Formen der Abkürzung, die ohne *i*-Suffix auskommen, sind ebenfalls eher wertneutral und über alle Zeitungen gleichmäßig verteilt (weitere 13 Belege). Sie betreffen meist Fremdwörter, die aus sprachökonomischen Gründen gekürzt werden: *Homo, Bio, Promi, Doku, Melo, Demo, Öko, Brill*. Das letzte Beispiel stammt wieder aus der Bild-Zeitung („[er] holte drei Ringe ab: einen fetten Verlobungs-Brilli [...], zwei Platinringe“⁸⁰) und passt nicht ganz in die Reihe. Die Abkürzung ist nicht sprachökonomischen Überlegungen geschuldet, sondern ist als Ausdrucksform der Textsorte *Klatsch-Bericht* Teil eines gespielten Understatements.

5.2.5 Irreguläre Flexion als Lautimitation

In einer Face-to-Face-Kommunikation gibt es zwischen Produktion und Rezeption des sprachlichen Produkts keine Zeitverzögerung. Die Folge sind Verschleifungen und normabweichende Formulierungen, die nicht korrigiert werden. Diese produktionsbedingten „Fehler“⁸¹ bleiben für den Rezipienten hörbar, werden aber kaum als „Fehler“ wahrgenommen. Im Gegenteil, ein Schaffner, der bei der Frage nach der Fahrkarte jede Silbe genau artikulieren würde, fiel wohl auf und würde unangenehm belehrend wirken.

Andere Normabweichungen werden bewusst gewählt: Die Verwendung von Dativ statt Genitiv nach bestimmten Präpositionen wird schon seit längerem von sprachpflegerischen Gesellschaften beklagt. Außerdem wird das Genitiv-/s/ bei Namen, die ebenfalls auf dentalen oder alveolaren Frikativen enden, vermieden, um Lautüberschneidungen auszuweichen.

Die Normabweichungen, die durch die Kopplung von Produktion und Rezeption und durch die fehlende lautliche Markierung bedingt sind, finden sich auch im Zeitungskorpus (5 Belege), obwohl Produktion und Rezeption hier zeitlich entkoppelt sind (die Verschleifungen und Normabweichungen könnten also korrigiert werden) und die Genitivmarkierung durch Apostroph möglich ist (eine Graphemunterscheidung ist also im Gegensatz zur Lautunterscheidung vorhanden). Auch Dativ statt Genitiv („statt einem hohen Anteil an Grün“⁸²) ist entsprechend der sprachlichen Gewöhnung vorhanden.⁸³

Sätze wie „Nicht *sein* Malerfreund vielleicht, sondern — Kanzlers sind ja zu zweit ins italienische Pesaro gefahren — ihr Malerfreund, Dorissens?“⁸⁴ oder „Dabei soll sich George W. Bush für sein Teil schon [...]

⁸⁰ Bild, 16. 1. 2002, *Wird dir im April geheiratet, Verona?*, S. 12.

⁸¹ Der Begriff *Fehler* wird nur in Anführungszeichen verwendet, um darauf hinzuweisen, dass die Einordnung von normabweichenden Formulierungen als „Fehler“ zwar üblich, nicht aber zwangsläufig richtig ist. Grundlage der Einordnung als „Fehler“ ist eine Grammatik der schriftsprachlichen Normierung, die Eigenleistungen der konzeptionellen Mündlichkeit nicht berücksichtigt.

⁸² PS, 28. 10. 2001, *Farben des Herbstes*, S. 5.

⁸³ Zum Wechsel der Rektion von Präpositionen siehe Elter (i. Dr.), Fußnote auf S. 123.

⁸⁴ SZ, 19. 7. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

gewandelt haben.“⁸⁵ sind daher als Imitation des mündlichen Formulierens zu interpretieren. Bei dem ersten Zitat handelt es sich um eine der vielen Klatschmeldungen, die den Kanzler und seine Gattin betreffen – ein eher ungewöhnliches Sujet für die SZ. Da es sich außerdem um die Glosse *Streiflicht* handelt, soll hier wohl die Textsorte *Klatschgeschichte* ironisch reflektiert werden und das eben nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich. Eine ähnliche Interpretation bietet sich für das zweite Zitat an, ebenfalls einem *Streiflicht* entnommen, das einen Insider-Kommentar indirekt aufgreift und daher dessen sprachliche Struktur übernommen hat.

5.3 Lexik

Anders als bei den Graphemen, deren Inventar beschränkt ist, ist die Zahl der Wörter kaum zu bestimmen. 115 000 Stichwörter mit über 500 000 Beispielen und Bedeutungserklärungen listet der „Duden Rechtschreibung“ (Dudenredaktion 1996), das zehnbändige Wörterbuch von Duden gibt sogar 200 000 Stichwörter mit rund 300 000 Bedeutungserklärungen an — und auch damit sind wohl kaum alle Wörter der deutschen Sprache erfasst.⁸⁶ Entsprechend groß sind die Möglichkeiten der Wortwahl. Der Satz *Dein Auto ist kaputt* kann als *Dein Töff-Töff hat den Geist aufgegeben* oder als *Dein Wagen hat einen technischen Defekt* realisiert werden. Welche Lexik der Sprecher wählt, hängt davon ab, welche Intention er hat, ob ein Freund Schadenfreude formuliert oder ein Mechaniker eine Diagnose abgibt. Bestimmte Wahlmöglichkeiten sind dabei eher dem Bereich der gesprochenen Sprache zuzuordnen. Deiktische Verweise sind auf eine Situationsverschränkung angewiesen, Modalpartikeln und Intensitätspartikeln setzen mit ihrem emotionalen Bezug meist eine Vertrautheit der Partner voraus, und drastische Formulierungen sind mit ihrer starken Wertung oft Augenblicksformulierungen einer Face-to-Face-Kommunikation. Vertrautheit und Situationsbezogenheit schaffen Leserbindung. Die Lexik in Zeitungsartikeln ist daher zunehmend vom konzeptionell mündlichen Sprachgebrauch geprägt (1242 Belege), wie dieses Kapitel zeigt.

5.3.1 Deiktische Verweise

5.3.1.1 Personendeixis

Deiktische Verweise auf Personen (42 Belege) finden sich in drei Formen: als Verweis auf den Leser (als Bildunterschrift: „seine Blicke kleben dir am

⁸⁵ SZ, 25. 7. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

⁸⁶ König (1994) meint, dass das Deutsche über etwa 4000 Grundmorpheme verfügt. Der daraus entwickelte Wortschatz umfasse zwischen 100 000 und 300 000 Wörter mit bis zu 500 000 Bedeutungen. Der aktive Wortschatz übersteige jedoch nicht 20 000 Wörter.

Körper wie Fliegenpapier“⁸⁷), als Verweis auf eine nicht genauer identifizierbare Allgemeinheit („Heute sind wir ja alle so weit.“⁸⁸) oder als Verweis auf die Person des Autors. Der Bezug auf den Leser oder auf die Allgemeinheit ist eher stilistischem Gestaltungswillen geschuldet. So entwirft der Literaturredakteur Thomas Steinfeld mit dem ersten Zitat ein künstlerisches Szenario. Der Bezug auf ein allgemeines *wir* soll den Leser zur Mittäterschaft verleiten.

Wenn der Autor mit *ich* auf sich selbst verweist, verfolgt er damit unterschiedliche Ziele. Am häufigsten sind diese *ich*-Formulierungen in formelhaften Verbindungen wie „das muss ich zugeben“⁸⁹ oder „Wie ich höre“⁹⁰. Die Floskeln und Verweise auf persönliche Einschätzungen und Erfahrungen sorgen für einen verbindlichen Ton.

Im Bereich des Feuilletons verwenden Autoren *ich*, wenn sie ihre Kritik ausdrücklich als subjektive Einschätzung markieren wollen. „Trotz alledem wurde die anhaltend beklatschte Premiere (für mich) zur Enttäuschung“⁹¹ beklagt sich der SZ-Kritiker Joachim Kaiser, der allerdings damit spielt, dass er renommiert ist und sein Urteil daher kaum als lediglich subjektive Einschätzung verstanden wird. Anders als im Gespräch, bei dem die Formulierung *für mich* die Bereitschaft des Sprechers anzeigt, die Meinung der Mehrheit zu akzeptieren, will hier der Autor die Mehrheit beeinflussen. Näher am mündlichen Gespräch sind die Formulierungen von Walter Baumann: „Ich fand’s da ganz nett, neulich mal“⁹². Die Häufung der gesprochensprachlichen Merkmale führt dazu, dass diese Einschätzung tatsächlich nur eingeschränkte Gültigkeit (nämlich für Herrn Baumann) besitzt.

Der deiktische Verweis auf die eigene Person kann auch bis hin zum persönlichen Geständnis („Ich bin heut mal fast so Macho-mäßig wie Rudi Assauer (57)!“⁹³) oder zur Beschreibung der eigenen Lebenssituation („ich muss M.U.S.S.!!! jetzt nämlich weg...“⁹⁴) führen. Ob diese Geständnisse und Situationsbeschreibungen der Realität entsprechen, ist allerdings fraglich. Vielmehr kokettieren die Autoren hier wohl mit einem Selbstentwurf, der das eigene Profil stärken und die Sympathie des Lesers erreichen soll.

Personendeixis zum Ausdruck der Subjektivität, wie sie auch in der mündlichen Kommunikation oft verwendet wird, findet sich verstärkt in taz und FR. Welt und Mainpost verwenden Personendeixis dagegen kaum. Autoren, die über soziale Themen schreiben, sind offensichtlich eher bereit, ihre

⁸⁷ SZ, 4. 10. 2001, *Das Weltgericht der Philologen*, S. 15.

⁸⁸ Welt, 2. 11. 2001, *Glückwunsch*, S. 30.

⁸⁹ taz, 2. 1. 2002, *Roter Stern Schöneberg*, S. 16.

⁹⁰ Bild, 31. 1. 2002, *Liebe Holländer*, S. 2.

⁹¹ SZ, 9. 10. 2001, *Schöne Sphinx ohne Geheimnis*, S. 18.

⁹² FR, 23. 11. 2001, *WaltersWochenende*, S. 28.

⁹³ Bild, 15. 1. 2002, *Zum Versinken schön! Titanic-Star Kate Winslet zeigt sich von achtern*, S. 12.

⁹⁴ FR, 9. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

Einschätzung auf Intuition und persönlicher Erfahrung basieren zu lassen. Die linksalternative taz will zudem weniger die reine Nachricht vermitteln, sondern vielmehr engagiert zur Meinungsbildung beitragen.

5.3.1.2 Formen des Ich-Ersatzes

Wenn der Autor von eigenen Erlebnissen berichten will, ohne das Pronomen *ich* zu verwenden, stehen ihm drei Formen des Ich-Ersatzes zur Verfügung (15 Belege).

Das unbestimmte Pronomen *einem / einen* ersetzt das Pronomen *man* im Dativ und im Akkusativ. Manchmal ist es jedoch nicht nur Stellvertreter für *irgendein Mensch*, sondern vertritt ein individuelles *ich*. Redakteure verwenden diesen Ich-Ersatz, wenn der Bezug auf die eigene Person etwas verschleiert werden soll: „Dennoch juckt’s einen natürlich schon“⁹⁵.

Eine andere Form des Ich-Ersatzes ist die Verwendung von *unsereins*: „Aber vielleicht begegnet unsereins solchem Tun schon wieder mit einer kritischen Außenseite“⁹⁶. Das Pronomen nimmt eine Mittelstellung zwischen *ich* und *wir* ein. Beschrieben wird zwar das Erlebnis des Autors, die Erfahrung daraus wird aber auf den Leser übertragen.

Nur ausnahmsweise wird der Ersatz mit *meine Wenigkeit* realisiert („Ariane Sommer (24) und meine Wenigkeit“⁹⁷). Die Verkleinerung der eigenen Person soll das Gegenteil bewirken und die Wichtigkeit des Sprechers betonen. Der Hinweis auf die eigene Person ist nur möglich, wenn der Autor bekannt ist. Das Zitat stammt folgerichtig aus einer Kolumne.

Waren die deiktischen Verweise mit *ich* eher in den linksgerichteten Zeitungen zu finden, sind die Formen des Ich-Ersatzes eher ein Merkmal der konservativeren Zeitungen FAZ und SZ. Subjektive Kommentare werden auf diese Weise verschleiert.

5.3.1.3 Zeitdeixis

In der Face-to-Face-Kommunikation sind zeitliche Verweise möglich, weil der Bezugspunkt (das *hic-et-nunc*) klar ist. Anders in der schriftlichen Kommunikation: Produktion und Rezeption sind getrennt. Eine temporale Adverbialangabe mit *jetzt* ist also vom Leser anders zu verstehen als vom Zuhörer. Dennoch finden sich deiktische Zeitverweise relativ häufig im Korpus (17 Belege). Das liegt zum einen daran, dass die Zeitung nur einen Tag lang aktuell ist, der zeitliche Bezugspunkt also eng begrenzt ist. Zum anderen wissen die Redakteure, wann der Artikel erscheint und nehmen bei Bezügen auf Zeitpunkte auf den Erscheinungstermin Rücksicht. Ein Konzert, das beim Schreiben des Artikels *übermorgen* stattfindet, wird für *morgen* angekündigt.

⁹⁵ taz, 24. 1. 2002, *Nirgendwo im Internet*, S. 14.

⁹⁶ SZ, 17. 10. 2001, *Ton der Angst*, S. 19.

⁹⁷ Bild, 14. 1. 2002, *Christiansen & Wowereit! Sie wären so ein schönes Paar...*, S. 14.

Im Korpus sind fünf unterschiedliche Belege für deiktische Zeitverweise vorhanden: *jetzt*, *neulich*, *heute*, *gestern*, *grad*. *Jetzt*, *heute* und *gestern* sind durch das aufgedruckte Datum eindeutig identifizierbar. Weniger eindeutig sind die Bezeichnungen durch *neulich* („Neulich in der S-Bahn zum Flughafen.“⁹⁸) und *grad* („eine Geschichte, die — wenn man die Artikel der letzten zehn Jahre nebeneinander legt, was ich grad tue — auf ein katastrophisches Ende hinauslaufen muss.“⁹⁹). Dem Leser wird damit eine Unmittelbarkeit suggeriert, die der in der Face-to-Face-Kommunikation entspricht.

5.3.1.4 Ortsdeixis

Während sich zeitliche Verweise auf das Erscheinungsdatum beziehen können, sind ortsgebundene Verweise in der Zeitung problematischer. Nur selten weiß der Leser, wo der Autor sich zum Zeitpunkt des Schreibens befindet, und der Aufenthalt des Lesers als Teil einer anonymen Menge ist gar nicht festlegbar. Entsprechend reduziert sind die Belege für Ortsverweise im Korpus (7 Belege). Sie werden verwendet, wenn durch einen szenischen Einstieg die Aktualität des Berichts unterstrichen werden soll. Die Beschreibung „Neben mir im Sitz: ein Orientale, eindeutig! Ägypter vielleicht. Araber.“¹⁰⁰ versetzt den Leser in eine Flug-Situation. Das geschilderte Ereignis wird für den Leser dadurch unmittelbar erlebbar.

Einen ähnlichen Effekte haben Formulierungen, die einen vorgestellten Gegenstand detailliert beschreiben (in einem Reisebericht: „Doch wie nervös machen die vielen Fußstapfen im Schnee - nein, nicht die Spuren der Vögel, der Hasen, der Rehe, sondern diese großen da, die runden, tiefen.“¹⁰¹). Auch hier findet eine Situationseinbindung des Lesers statt, die die Distanz zwischen Autor und Leser überdeckt. Diese lebhafteszenische Beschreibung findet sich am häufigsten in der Textsorte *Reise- und Kongressbericht*.

5.3.2 Artikel bei Namen

Für Prominente ist es meist ein Kompliment, wenn ihr Name mit einem Artikelzusatz verbunden wird. Der Sprecher spielt damit auf die Bekanntheit des Namens an, die eine automatische Identifizierung ermöglicht, auch wenn der Name selbst sich auch auf viele tausend andere Menschen beziehen könnte. Die adressierte Person ist jedoch so präsent in den Medien, dass die Zuordnung eindeutig ist.

Der Artikelzusatz, der die Bekanntheit einer Person unterstreicht, ist in den Zeitungsartikeln oft zu finden (23 Belege): „Im Roman ‚Malina‘ nahm

⁹⁸ SZ, 2. 10. 2001, *Angst vorm Fliegen*, S. 19.

⁹⁹ taz, 13. 12. 2001, *Wir kannten keinen anderen*, S. 17.

¹⁰⁰ SZ, 2. 10. 2001, *Angst vorm Fliegen*, S. 19.

¹⁰¹ SZ, 24. 7. 2001, *Über allen Wipfeln*, S. 15.

die Bachmann, ein Jahr nach Celans Freitod in der Seine, poetischen Abschied von ihm“¹⁰², „Sein Buch [...] war die Vorlage für diesen neuen Nicholson“¹⁰³, „Der Elber war so untergetaucht, dass er sogar mit [...] Verspätung aus dem Urlaub zurück kam“¹⁰⁴.

Am häufigsten verwenden Bild-Redakteure die Artikelzusätze. Das liegt daran, dass die Bild-Zeitung täglich über Klatschgeschichten rund um prominente Personen berichtet, dass sie den Glamour Hollywoods in die kleinen Stuben der deutsche Leser bringen will und dass sie dem Leser suggerieren will, er könne so teilhaben an der Welt der Prominenten. Dabei wird mit dem Artikelzusatz meist nicht nur Bekanntheit, sondern oft eine zusätzliche Charakterisierung verbunden: je nach Zielperson Hochachtung („Auf den Hackl Schorsch ist eben doch Verlass. . .“¹⁰⁵) oder Verachtung („Die Ermakowa wollte Boris erneut vor Gericht zerren.“¹⁰⁶). Dem Leser wird also nicht nur der Prominentenstatus suggeriert, sondern ihm wird zugleich eine Einordnung dieser Person angeboten.

Eher selten wird der Artikelzusatz verwendet, um eine Textsorte zu imitieren, wie in dem folgenden Beispiel: „Bei RTL heiraten sie wieder. Die Katharina den Fabian zum Beispiel.“¹⁰⁷ So lauten die ersten zwei Sätze einer Fernsehkritik zu einer Heiratsshow. Weder *Katharina* noch *Fabian* sind dem Leser bekannt. Die Bekanntheit der Personen wird nur vorgetäuscht. Die Verwendung der Vornamen deutet zusätzlich auf eine kleine abgeschlossene Welt hin, wie sie zum Beispiel in einer Dorfgemeinschaft vorhanden ist. Der scheinbare *Dorfklatsch* wird jedoch durch den Nachsatz *zum Beispiel* als Farce entlarvt. Der Autor scheint also zunächst über ein wichtiges Ereignis im Leben eines gemeinsamen Bekannten zu berichten. Gleichzeitig verweist er jedoch auf den Wiederholungscharakter. Der Bericht wird zum ironischen Kommentar, der die Beliebigkeit im Massenmedium Fernsehen entlarvt.

Kein einziger Beleg für den Artikelzusatz ist in der Mainpost vorhanden. Für die regionale Tageszeitung ist es wichtiger, über lokale Ereignisse zu berichten. Klatschnachrichten über Prominente gehören nicht zum Zeitungsprofil der Mainpost.

5.3.3 Vagheitsausdrücke

Vagheitsausdrücke sind in der gesprochenen Sprache produktionsbedingt. Der Sprecher findet nicht auf Anhieb die genau passende Formulierung. Da er jedoch die Formulierung fortsetzen muss und die Weiterführung höchstens

¹⁰² Welt, 22. 11. 2001, *Aus Verheißung wurde Verhängnis*, S. 28.

¹⁰³ SZ, 10. 10. 2001, *Der schwarze Mann von Nevada*, S. 15.

¹⁰⁴ Bild, 23. 1. 2002, *Effe, ein „Drache“ darf nicht wie ein Suppenhuhn spielen!*, S. 10.

¹⁰⁵ Bild, 28. 1. 2002, *27. Sieg! Hackl ist wieder da — Und fährt jetzt „Porsche“ . . .*, S. 8.

¹⁰⁶ Bild, 8. 1. 2002, *Gibt das Russen-Model jetzt Ruhe?*, S. 9

¹⁰⁷ FR, 12. 11. 2001, *Bitte, sag ja!*, S. 13.

kurzfristig verzögern kann, benutzt er Vagheitsausdrücke, um das Unpräzise der gewählten Formulierung auch nach außen zu verdeutlichen oder um Zeit zu gewinnen.

Im schriftsprachlichen Medium sind solche Vagheitsformulierungen nicht notwendig. Der Produzent hat Zeit, die passende Formulierung zu suchen und kann unzutreffende Formulierungen streichen. Trotzdem sind Vagheitsformulierungen im größeren Umfang (41 Belege) im Zeitungskorpus vorhanden. Die Zielrichtung dieser Ausdrücke hat sich allerdings geändert. Es geht nicht mehr darum, das Unzureichende der eigenen Formulierung zu versprachlichen, sondern es geht darum, die eigene Meinung zum Ausdruck zu bringen: nämlich, dass eine zutreffendere Beschreibung des Sachverhalts nicht möglich ist. Mit dem Vagheitsausdruck vermittelt der Autor meist seine Ansicht, dass das Ereignis so wirr oder die Handlung so unwichtig ist, dass eine genauere Bezeichnung nicht möglich oder nicht notwendig ist. Die meisten Belege finden sich daher in negativen Kritiken, die auf den Feuilleton- und Kulturseiten der Zeitungen stehen.

Vagheitsausdrücke treten in unterschiedlicher Form auf — als Partikeln (mit schriftsprachlich eher unauffälligem *quasi*: „Liebeskrank‘ ist quasi die deutsche Provinztheaterversion des Stoffes“¹⁰⁸), Indefinitpronomen („zigtausend Fans“¹⁰⁹), Indefinitadverbien (*irgend* trägt das Bedeutungsmerkmal *unbestimmt*, hier in Verbindung mit analeptischem Satzbau: „Kommt einem irgendwie bekannt vor.“¹¹⁰), Formeln (zum Beispiel mit *oder so*: „Nicht dass wir es Peter Handke [...] nicht zutrauen würden: das Nicht zu nichten oder so.“¹¹¹) oder als Passepartoutworte, die in ihrer allgemeinen Form eine genauere Beschreibung ersetzen („Inge Meysel ist da und dieser Torwart und irgendeine Ariane Dingsbumms.“¹¹² — Ariane Sommer ist wohl bekannt, wird hier aber bewusst als so unbedeutend vorgestellt, dass dem Autor angeblich der Name entfallen ist).

In dieser Form, also als Teil der Kritik, werden Vagheitsausdrücke am häufigsten von FAZ-, FR- und SZ-Redakteuren verwendet. Die Vagheitsausdrücke werden dabei meistens als Mittel der Ironie eingesetzt und daher nicht als Unbestimmtheits-Signal, sondern sehr wohl als Kritik verstanden.

5.3.4 Etceteraformeln

Die relevante Information muss in der Face-to-Face-Kommunikationssituation schnell vermittelt werden, damit die Aufmerksamkeit des Rezipienten erhalten bleibt. Es ist daher nicht sinnvoll bei der Beschreibung eines Warteraumes in der Tierarztpraxis alle anwesenden Tiere zu nennen. Sinnvoller ist eine Aufzählung mit drei Elementen, deren

¹⁰⁸ FR, 6. 11. 2001, *Und bist du nicht willig*, S. 21.

¹⁰⁹ FAZ, 12. 6. 2001, *Muse, Muse, du mußt wandern*, S. 49.

¹¹⁰ FAZ, 19. 6. 2001, *Der Sündenfall als Salonunfall*, S. 51.

¹¹¹ taz, 21. 1. 2002, *berichtigung*, S. 15.

¹¹² FR, 19. 11. 2001, *Gottschalk*, S. 10.

Fortsetzbarkeit durch eine Etceteraformel angezeigt wird – also zum Beispiel durch einen Satz wie *Da saßen Hunde, Wellensittiche, Ratten und so weiter*.

Diese Etceteraformeln werden von Zeitungsredakteuren ebenfalls verwendet, um offene Aufzählungen abzukürzen (13 Belege). Gleichzeitig wird diese Aufzählung aber um eine inhaltliche Komponente erweitert: Der Autor verwendet Etceteraformeln, um die Aufzählung als inhaltsleer zu markieren.

In der Form unterscheiden sich die Etceteraformeln nur wenig: *und so fort*, *Und so weiter. Und so fort*, *das ganze Programm, und und und*, *, etc. etc'*, *und all das, usw., undsowweiter, undsowweiterundsofort, und so weiter und so weiter* lauten die verwendeten Formeln. Inhaltlich konzentriert sich die Verwendung aber auf drei Bereiche — Politik, Prominentennamen und Inhaltsangaben.

Bei politischen Berichten sollen damit belanglose Politikerreden entlarvt werden – wie es Bild-Redakteure gerne tun: „Nur Einsen in der Bekämpfung der Kriminalität, Wirtschaftsaufschwung, Arbeitslosigkeit [...], Gesundheitswesen und und und.“¹¹³ Diese angeblichen Erfolge werden durch die Reihung entwertet und als Angeberei markiert.

Etceteraformeln bei der Aufzählung von Prominentennamen drücken die Austauschbarkeit dieser Prominenten aus: „Beckmann, Biolek undsowweiter, den Talkshows am Abend geht es gut.“¹¹⁴ Der FR-Redakteur zeigt an, dass es medientaugliche Prominente für Talkshows gibt, die allerdings außer der Medientauglichkeit kein eigenes Profil entwickeln.

In feuilletonistischen Artikeln werden Inhaltsangaben manchmal mit Etceteraformeln abgekürzt, wenn schon wenige Stichworte genügen, um über die Schwerpunkte zu informieren. Mit dem Satz „ab 20 Uhr liest Christoph Spehr aus *Die Aliens sind unter uns (Social Fiction)*, etc etc.“¹¹⁵ kennzeichnet Walter Baumann das genannte Buch als klischeehaften Vertreter der Literatur über Außerirdische.

Gemeinsam ist allen gefundenen Etceteraformeln, dass sie bei Aufzählungen verwendet werden, die das öffentliche Leben betreffen. Der Bereich ist also nicht mehr die private Sphäre, sondern die Welt der Politik, der Prominenten und Künstler. Etceteraformeln werden hier nicht aus sprachökonomischen Gründen eingesetzt, sondern um beißende Kritik zu üben.

5.3.5 Gradpartikeln

In der Grammatik-Literatur konkurrieren mehrere Begriffe für intensivierende und deintensivierende Partikeln wie *ziemlich*, *ganz*, *irre* miteinander: Helbig (1999) bezeichnet diese Partikeln als *Steigerungspartikeln*, Hent-

¹¹³ Bild, 21. 1. 2002, *Lieber Kanzlerkandidat*, S. 2.

¹¹⁴ FR, 14. 11. 2001, *Vier mal netter*, S. 21.

¹¹⁵ FR, 2. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 30.

schel und Weydt (1994) kategorisieren sie als *Intensivpartikeln*, Drosdowski (1995) nennt sie *Gradpartikeln*¹¹⁶, und Erben (2000) verwendet für Partikeln wie *sehr, gänzlich, höchst, furchtbar* den Begriff *Gradadverbien*, die in der Umgangs- und Werbesprache durch Modewörter immer weiter ausgebaut würden. Da diese Partikeln nur zum Teil der Intensivierung dienen, immer jedoch angeben, bis zu welchem Grad eine Eigenschaft zutrifft, wird in dieser Arbeit in Anlehnung an Drosdowski (1995) der Begriff *Gradpartikel* verwendet, womit Partikeln oder unflektierte Adjektive bezeichnet werden, die mit Adjektiven, seltener mit Adverbien oder Verben verbunden sind und angeben, in wie weit der Inhalt dieser Beiwörter zutreffend ist.

Der Bereich der Intensivierung ist gerade in der mündlichen Kommunikation mit immer neuen Varianten außerordentlich produktiv. Lehmann (1991) erklärt das damit, dass sich Begriffe schnell abnutzen, der besondere Nachrichtenwert einer Mitteilung jedoch immer neu vermittelt werden soll: „Intensification is probably an area which continuously undergoes change in most languages; people are never content with available means to express the importance of what they have to say. Very much goes on here at the nonstandard level, where what was a strong expression yesterday is antiquated today.“ (Lehmann 1991, S. 520) Tatsächlich finden sich diese Modifizierung durch Gradpartikeln zunehmend auch in Zeitungsartikeln (72 Belege).¹¹⁷ Die Bandbreite der verwendeten Gradpartikeln ist groß: Sie reicht von den zwar intensivierenden, stilistisch aber eher neutralen Gradpartikeln wie *ganz, ziemlich, völlig* über die eher umgangssprachlichen Gradpartikeln *echt, unheimlich, mächtig, total, komplett, voll, extrem, irre* bis hin zu den expressiven, teilweise drastischen Partikeln *höllisch, tierisch, verdammt*.

Am größten ist die Gruppe der stilistisch neutralen Gradpartikeln. So kommt die Partikel *ganz* mit 29 Belegen in fast allen Zeitungen (außer in der Mainpost) vor, allerdings mit einer starken Häufung in Bild und taz. Fast immer ist die Gradpartikel mit anderen Elementen der mündlichen Kommunikation gekoppelt: mit einer Leseradressierung, die eine Face-to-Face-Kommunikation impliziert („Jetzt schauen Sie sich Serena Williams mal ganz genau an.“¹¹⁸), mit analeptischen Äußerungen („Da schüttelt er traurig den Kopf und geht. Geht gegen den Krieg, ganz bestimmt, so wie alles hier.“¹¹⁹) oder mit Modalpartikeln („Das war zwar kompliziert, aber doch auch ganz leichtfüßig und oft sehr, sehr komisch.“¹²⁰). Weil dieser Ge-

¹¹⁶ Für Helbig (1999) hingegen sind *Gradpartikeln* das, was Hentschel und Weydt (1994) als *Fokuspartikeln* bezeichnen: *Sogar ich habe Peter zum Geburtstag gratuliert* — die Partikel dient zur Quantifizierung des Skopus.

¹¹⁷ Lehmann (1991, S. 520) behauptet sogar, Intensivierungen seien „typical of the sometimes stilted register of journalistic prose“.

¹¹⁸ Bild, 9. 1. 2002, *Achten Sie mal auf die Haare . . .*, S. 8.

¹¹⁹ FAZ, 24. 9. 2001, *Jetzt wäre ein Keks nicht schlecht*, S. 58.

¹²⁰ FR, 30. 11. 2001, *Hundert Minuten Einsamkeit*, S. 20.

brauch wohl zu wenig intensivierend ist, wird die Gradpartikel manchmal auch gedoppelt („Die artifizielle Fotostrecke einer Frau [...] bringt ganz, ganz hässliche Komplexe.“¹²¹) oder zusätzlich durch eine Graphemwiederholung verstärkt („Ariane Sommer (24), süßes, kluges Lieblingsluder, wird Weihnachten, höret und staunet, ganz, gaaanz brav mit Ehemann Jens (35) feiern.“¹²²).

Bei den umgangssprachlichen Gradpartikeln ist die Bandbreite der verwendeten Partikeln wesentlich größer, dafür gibt es für die einzelnen Gradpartikeln weniger Belege. Auf der einen Seite werden sie zur ironischen Kontrastierung verschiedener Stilebenen verwendet („Eigentlich sollte sich ja auch bis Hawking herumgesprochen haben, dass es für die Zerebral- und Moralbefindlichkeit der Humanitas wie fürs Schicksal des Universums komplett schnuppe ist, ob der Sapiens Sapiens ein paar IQ-Punkte mehr oder weniger hat.“¹²³), auf der anderen Seite werden tatsächlich inhaltliche Komponenten intensiviert („Martina Ertl stapfte total mitgenommen aus dem Zielraum.“¹²⁴). Zum Teil werden auch jugendsprachliche Trends aufgenommen oder gespiegelt („voll aufgedonnert“¹²⁵).

Bei den expressiven oder drastischen Gradpartikeln ist das Ergebnis der Korpusanalyse verblüffend. Nicht Bild- und taz-Autoren verwenden diese Partikeln, sondern nur die Autoren von FR (2 Belege), SZ (3 Belege) und MP (2 Belege). Ironische Verwendungen sind nicht vorhanden, ebenso die Imitation einer anderen Gruppensprache. Statt dessen scheinen die Gradpartikeln *tierisch*, *höllisch* und *verdamm*t dann verwendet zu werden, wenn eine Aussage besonders ehrlich wirken soll. Sie dienen dann entweder zur Selbstcharakterisierung des Autors (aus einer Kolumne über die Schönhauser Allee, die zum letzten Mal erscheint: „Ich habe Deutsch auch nicht an der Uni, sondern mehr auf der Straße und vor dem Fernseher gelernt und muss deswegen tierisch aufpassen.“¹²⁶) oder zur Beschreibung einer anderen Person (in einem Nachruf: „Brasch sah verdammt gut aus“¹²⁷). Offenbar werden diese Gradpartikeln, die am stärksten einen gesprochensprachlichen Kontext spiegeln, noch selten verwendet. Aus diesem Grunde wirken sie, ganz im Sinne der eingangs erwähnten These von Lehmann (1991), besonders stark und ehrlich.

Der Bereich der Verwendung von Gradpartikeln ist sicherlich starken Wandlungen unterworfen. Während die semantisch neutraleren Gradpartikeln häufig und in fast allen Zeitungen verwendet werden, sind die Belege

¹²¹ FR, 8. 11. 2001, *Müttergenesungsblatt*, S. 21.

¹²² Bild, 18. 12. 2001, *Und wehe, wenn ER nicht lieb war...*, S. 1.

¹²³ FR, 15. 11. 2001, *Anschauliche Einblicke*, S. 20.

¹²⁴ Bild, 21. 1. 2002, „Skikurs“ statt Weltcup — *Martina Ertl am Tiefpunkt*, S. 11.

¹²⁵ Bild, 21. 1. 2002, *In/Out*, S. 14.

¹²⁶ FR, 16. 11. 2001, *Die Ausrottung der Müllwörter*, S. 23.

¹²⁷ FR, 6. 11. 2001, *Die deutsche Last auf beiden Schultern*, S. 19.

für umgangssprachliche und expressive Gradpartikeln eher vereinzelt. Gerade hier sind aber weniger Imitationen und Ironisierungen, dafür wechselnde und ausdrucksstarke Verwendungen zu beobachten.

5.3.6 Gesprächswörter

Unter der Wortklasse *Gesprächswörter* werden in dieser Arbeit Modalpartikeln, Gesprächspartikeln (mit den Unterklassen Antwortpartikeln, Gliederungssignale, Rückversicherungssignale), Onomatopoetika und interjektionale Ausdrücke behandelt. Der Status der Gesprächswörter als Wortklasse ist allerdings umstritten: Helbig (1988, S. 53) gesteht zwar zu, dass der Ansatz „wertvolle Einsichten“ liefert, bemängelt aber die für die eindeutige Bestimmung fehlenden morphologischen und syntaktischen Kriterien. In der später erschienenen Grammatik (Helbig 1999) ordnet er Interjektionen und die Wörter *ja, nein, doch, bitte, danke* der Wortart *Satzäquivalente* zu. Eine Subklasse *Antwortpartikeln* bezeichnet er als fragwürdig, da es sich bei den betreffenden Partikeln entweder um Satzäquivalente oder um auf Abtönungspartikeln reduzierte Sätze handele. Hentschel und Weydt (1994) führen zwar die Antwortpartikeln, Interjektionen und Abtönungspartikeln auf, sehen sie jedoch auf einer Stufe mit Konjunktionen und Präpositionen, die sie als *Partikeln im weiteren Sinne* bezeichnen. Beide Ansätze führen vielleicht formal gesehen zu eindeutigeren Ergebnissen, die funktionalen Unterschiede kommen jedoch m.E. zu kurz.

Daher werden in dieser Arbeit Partikeln und kurze lexikalische Einheiten, die das Rederecht gliedern, die zur Kontaktaufnahme dienen, die Aufmerksamkeit signalisieren oder eine Reaktion einfordern, als *Gesprächswörter* behandelt (707 Belege). Die Herkunft dieser Wörter ist meist der gesprochene Dialog. Eine Gliederung der Funktionen findet sich in Schwitalla (2002b). Auf eine Unterscheidung zwischen hörerseitigen und sprecherseitigen Gesprächswörtern wurde verzichtet, weil das Textsortenfeld *Zeitungsartikel* prinzipiell monologisch aufgebaut ist. Es handelt sich daher immer um sprecherseitige Gesprächswörter.

Die oben genannte Gliederung lehnt sich an Burkhardt (1989) und Burkhardt (1998) an, der den von Brinkmann (1962) eingeführten und von Henne (1978) als Wortartenbezeichnung propagierten Begriff weiter ausgeführt hat. Demnach sind Gesprächswörter

Partikeln oder partikelhaft verwendete lexikalische Einheiten, die — in satzisolierter oder satzintegrierter Stellung — überwiegend in der gesprochenen Sprache gebraucht werden und dadurch charakterisiert sind, daß sie eine Bedeutung aufweisen, die auf andere Äußerungen desselben oder eines anderen Sprechers bzw. auf außersprachliche Handlungen oder Ereignisse bezogen

ist und kaum anders denn mit Hilfe eines ganzen Satzes paraphrasiert werden kann (Burkhardt 1998, S. 49).

Burkhardt zählt zu den Gesprächswörtern neben Gliederungspartikeln, Rückmeldungspartikeln und Interjektionen außerdem die Abtönungspartikeln und Sprechhandlungspartikeln wie *bitte*, *topp*, *wehe* (Burkhardt 1982, S. 157). Allerdings werden in dieser Arbeit anders als bei Burkhardt Antwortpartikeln, Gliederungssignale und Rückversicherungssignale unter der Kategorie *Gesprächspartikeln* zusammengefasst, um auf das verbindende Element hinzuweisen, nämlich den Gesprächskontext mit anaphorischen und kataphorischen Verweisen und mit Aufmerksamkeitssicherung.

5.3.6.1 Modalpartikeln

Modalpartikeln sind Wörter, mit denen der Sprecher seine Einstellung ausdrückt: Zustimmung, Ablehnung, Zweifel, Interesse und viele andere Nuancen. Als unverschiebbare Satzteile sind Modalpartikeln unflektierbar und meist unbetont (wodurch sich zum Beispiel die Modalpartikel *doch* von dem adversativen Konjunkionaladverb *doch* unterscheiden lässt). Da sie den ursprünglichen Sprechakt abtönen, etwa indem sie aus einem erfüllbaren Wunsch einen unerfüllbaren Wunsch oder aus einer sachlichen Feststellung (*Das ist Peter*) einen erstaunten Ausruf (*Das ist doch Peter*) machen, werden Modalpartikeln auch *Abtönungspartikeln* genannt¹²⁸.

Gerade in dialogischen Situationen dienen Modalpartikeln dazu, die Verständigung zwischen den Kommunikationsbeteiligten sicherzustellen und zu verbessern. Einige Modalpartikeln gelten als mündliche Alternativen für geschriebensprachlich vorkommende Modalpartikeln (*halt*, *sowieso* für *eben*, *ohnehin*). Generell wird davon ausgegangen, dass Modalpartikeln häufiger im Kontext der gesprochenen Sprache vorkommen. Schwitalla (2003, S. 154) nennt in Anlehnung an eine Untersuchung von Elke Hentschel von 1986 als die „häufigsten, in gesprochenen Texten vorkommenden Modalpartikeln“ die Partikeln *ja*, *doch*, *mal*, *auch*, *eben*, *denn*, *schon*, *eigentlich*, *wohl*.

Eine Schwierigkeit bei der Untersuchung von Modalpartikeln in schriftlichen Textsorten ist die dort fehlende Artikulation. Betonungen lassen sich daher nur schwer nachvollziehen. Ein Beispiel: Bedeutet der Satz „Außerdem kann sich eine Biene ja auch mal irren.“¹²⁹, dass sich eine Biene *ebenso* wie ein Mensch irren kann oder dass sich eine Biene (erstaunlicherweise, ärgerlicherweise) *irren* kann? Im ersten Fall ist *auch* ein Konjunkionaladverb, im zweiten Fall eine Modalpartikel.

¹²⁸ Der Terminus wird u.a. von Helbig (1988) und von Hentschel und Weydt (1994) bevorzugt, um eine Verwechslung mit den *Modalwörtern* zu vermeiden und weil die Funktion *Modalität* als zu vage empfunden wird.

¹²⁹ taz, 29. 1. 2002, *Die Hummelbumsblume*, S. 17.

Auch wenn sich viele Fälle nur schwer eindeutig zuordnen lassen, ist erkennbar, dass Modalpartikeln sehr oft im geschriebensprachlichen Kontext vorkommen. Die Tabelle 5.3 gibt wieder, welche Modalpartikeln wie oft im Korpus gefunden wurden. Oft treten Kombinationen von Modalpartikeln auf, so dass in 366 Belegen insgesamt 434 Modalpartikeln vorhanden sind.

M	H	M	H	M	H	M	H	M	H
<i>ja</i>	85	<i>halt</i>	22	<i>eben</i>	11	<i>übrigens</i>	6	<i>freilich</i>	3
<i>auch</i>	69	<i>nämlich</i>	19	<i>jedenfalls</i>	11	<i>wohl</i>	6	<i>ohnehin</i>	3
<i>mal</i>	56	<i>gar</i>	17	<i>eh</i>	9	<i>einfach</i>	6	<i>schier</i>	1
<i>doch</i>	40	<i>eigentlich</i>	17	<i>sowieso</i>	8	<i>bloß</i>	4	<i>direkt</i>	1
<i>schon</i>	26	<i>denn</i>	14						

Tabelle 5.3: Modalpartikeln im Korpus *Zeitungen 2001 / 2002*;
M=Modalpartikel, H=Häufigkeit

Die gefundenen Modalpartikeln sind in ihrer Bedeutung vielseitig. Im Einzelnen vorgestellt werden hier die vier am häufigsten auftretenden Modalpartikeln *ja*, *auch*, *mal* und *doch*. Abschließend werden einige besonders markante Beispiele vorgestellt.

Die Modalpartikel *ja* wird meist verwendet, um den Bekanntheitsgrad der Nachricht auszudrücken: „Haydn war ja doch 60, als er das schrieb!“¹³⁰ (hier in Kombination mit der Modalpartikel *doch*). Die Modalpartikel kann aber auch dazu dienen, den Empfänger der Nachricht zu beruhigen („Macht ja nichts.“¹³¹) oder die Einstellung *Entzücken* ironisch zu verstärken und durch die Einstellung *Erstaunen* zu erweitern („Das sind ja niedliche Ferien“¹³²). Manchmal verstärkt die Modalpartikel die Illokution nicht nur, sondern verändert sie sogar. „Die anderen sind ja nur neidisch!“¹³³ heißt es in der Prima Sonntag, wodurch die Verteidigung (*Die anderen sind nur neidisch*) in einen Angriff gegen die angeblichen Ignoranten umgewandelt wird.

Die Modalpartikel *auch* tritt oft in Kombination mit anderen Modalpartikeln auf. „wurde ja auch Zeit im vierten rot-grünen Jahr“¹³⁴ kommentiert die FR–Autorin die Regierungspolitik und unterstreicht damit die Überfälligkeit der Handlung. Generell verringert *auch* die Relevanz des Gesagten — sei es nun, dass das Innovative nicht ganz so innovativ ist („Stricken ist wieder

¹³⁰ MP, 26. 6. 2001, *Trillern in leiser Harmonie*, S. B3.

¹³¹ FR, 23. 11. 2001, *Harry Potter, Lektion für Anfänger*, S. 27.

¹³² taz, 21. 1. 2002, *initiative handarbeit: wixsen ist jetzt out*, S. 20.

¹³³ PS, 13. 7. 2001, *Wer ist Deutschlands hellste Blondine?*, S. 3.

¹³⁴ FR, 26. 11. 2001, *Wandel durch Anpassung*, S. 3.

in' [...] und damit es noch viel inner wird, hat die Agentur auch gleich einen neuen Namen fürs Stricken erfunden¹³⁵) oder dass eine neu entdeckte Charaktereigenschaft doch nicht so unerwartet ist („Harte Boxer-Hände können auch gaaanz zärtlich sein“¹³⁶).

Eng angelehnt an die ursprüngliche Wortbedeutung *einmal* wird die Modalpartikel *mal* oft verwendet, um die Beiläufigkeit der beschriebenen Handlung auszudrücken: „BILD hat mal gesammelt“¹³⁷. Außerdem findet sich *mal* in formelhaften Verwendungen („Wenn er sich da mal nicht täuscht“¹³⁸ beschreibt an Stelle der Offenheit der Bedingung die Unerfüllbarkeit derselben). In Verbindung mit anderen Partikeln tönt die Modalpartikel die Sprechhandlung in dem Sinne ab, dass diese fatalistischer und resignativer klingt: „ohne die sublime Glorifizierung geht's bei ihnen nun mal nicht“¹³⁹.

Die Modalpartikel *doch* nimmt meist, ebenfalls in Anlehnung an ihre ursprüngliche Wortbedeutung, Bezug auf eine vorangegangene Handlung oder Entscheidung, die als negativ dargestellt wird. „So geht's doch auch“¹⁴⁰ beschreibt als Replik einen Gegenvorschlag, wobei suggeriert wird, dass der Vorschlag des Sprechers leichter oder schneller umzusetzen sei. Protest drückt sich in dem Zitat „Sollen sich die anderen doch ein Bild machen“¹⁴¹ aus, mit dem sich der Sprecher seiner eigenen Verantwortung entzieht. Aus einem Wunsch wird mit Hilfe der Modalpartikel Zweifel: „Ach, gäbe doch nur jemand einen Pfifferling auf ihr Urteil“¹⁴² (hier mit der Interjektion *ach*). In Kombination mit anderen Modalpartikeln wird die einschränkende Wirkung von *doch* weiter verstärkt, wie in dem Beleg „Die Zeiten sind doch eh schon schwierig genug“¹⁴³, der dadurch die Entrüstung des Autors vermittelt.

Weitere Nuancen werden durch andere Modalpartikeln integriert: Ungeduld durch *halt* („Gebt halt dem Schüssel Wolfgang dann auch einen Fingerhut voll ab!“¹⁴⁴), Resignation durch *eh* („ein Trainer, der eh weg will“¹⁴⁵), Kapitulation durch *denn* („Ein erhellendes Interview [...] auf den letzten 36 Zeilen? Wie denn.“¹⁴⁶).

Generell werden Modalpartikeln in Zeitungsartikeln variantenreich und häufig eingesetzt. Auffällig ist jedoch der zurückhaltende Gebrauch in der Bild-Zeitung. In der taz, deren Umfang ja dem der Bild ähnelt, finden sich

¹³⁵ taz, 21. 1. 2002, *initiative handarbeit: wixsen ist jetzt out*, S. 20.

¹³⁶ Bild, 24. 1. 2002, *Papa Ottke und sein Silvester-Sohn*, S. 9.

¹³⁷ Bild, 4. 1. 2002, *Die skurrilsten Prozesse der Welt*, S. 7.

¹³⁸ FR, 7. 11. 2001, *In Potterland*, S. 17.

¹³⁹ FR, 9. 11. 2001, *Brothers Where Art Though?*, S. 20.

¹⁴⁰ taz, 30. 1. 2002, *Guten Tag, meine Damen und Herren!*, S. 1.

¹⁴¹ SZ, 8. 10. 2001, *Beunruhigende Löcher im Fluss der Zeit*, S. 15.

¹⁴² FAZ, 15. 6. 2001, *Die L-Aktie*, S. 41.

¹⁴³ SZ, 5. 10. 2001, *Die polternde Lady*, S. 1.

¹⁴⁴ MP, 15. 6. 2001, *Eine Schüssel voll Chianti*, S. A1.

¹⁴⁵ Bild, 21. 1. 2002, *Jede Wette! Macho-Rudi wird Stevens rasieren*, S. 12.

¹⁴⁶ SZ, 17. 7. 2001, *Bei Anruf Erotik*, S. 17.

93 Belege, in der Bild dagegen nur 49. Ein erstaunlicher Befund, da Modalpartikeln Illokutionen abschwächen und verstärken und so gezielt zur Meinungsmache eingesetzt werden könnten. Gleichzeitig sind Modalpartikeln jedoch platzraubend. Da die Bild-Zeitung mit knackig-kurzen Zitaten in das Bewusstsein ihrer Leser dringt, wird auf Modalpartikeln wohl zu Gunsten von Kürze und Prägnanz verzichtet.

5.3.6.2 Gesprächspartikeln

Die Abgrenzung der Gesprächspartikeln von den Interjektionen ist nicht immer eindeutig. Nübling verweist darauf, dass Gesprächspartikeln weniger expressiv als interjektionale Partikeln sind (Nübling in Druck, S. 4) und daher von diesem Bereich abzutrennen sind. Gesprächspartikeln im engeren Sinne dienen zur Organisation eines Gesprächs, sei es als Antwortpartikel (zur Beantwortung von Entscheidungsfragen), als Gliederungssignal (zur Gliederung der eigenen Rede) oder als Rückversicherungssignal (zur Sicherstellung der Höreraufmerksamkeit und zur Herstellung von Konsens). Zeitungsartikel sind jedoch keine Gespräche. Es treten nicht mehrere Sprecher in einen Dialog ein, sondern ein Autor schreibt über ein bestimmtes Thema. Es müssen also keine Hörerfragen beantwortet werden, die eigene Rede muss nicht gegliedert werden, sondern kann als fertiges Produkt nach mehrmaliger Überarbeitung gedruckt werden, und das Provozieren von Hörerreaktionen entfällt, denn der Hörer ist nicht anwesend.

Diese typischen Merkmale der schriftlichen Kommunikation haben jedoch zur Folge, dass das so entstehende Produkt starr wirkt. In den untersuchten Zeitungsartikeln haben sich die Autoren daher um eine Auflockerung bemüht, um den Leser in die Kommunikation einzubinden. Fragen können zwar noch immer nicht gestellt werden, der Autor kann jedoch wahrscheinliche Fragen des Lesers selbst stellen und dann durch Antwortpartikeln beantworten. Der Verstehensprozess wird außerdem dadurch verbessert, dass der Autor durch Gliederungssignale Äußerungseinheiten markiert. Der Leser wird in die Kommunikation eingebunden, indem sein Konsens über Rückversicherungssignale sichergestellt wird. Die folgenden Unterkapitel stellen die Einsatzmöglichkeiten im Einzelnen vor.

Antwortpartikeln

Bei den Antwortpartikeln (53 Belege) lassen sich zwei Arten von Partikeln unterscheiden: Antwortpartikeln, die eine zuvor gestellte Entscheidungsfrage beantworten (hier *primäre Antwortpartikeln* genannt), und Antwortpartikeln, die zwar nicht auf eine Frage folgen, inhaltlich aber eine unausgeschriebene Aussage bestätigen oder verneinen und daher als *sekundäre Antwortpartikeln* im Korpus geführt werden.

Die primären Antwortpartikeln sind im Korpus seltener vorhanden (10 Belege) und treten in unterschiedlichen Formen auf. Es gibt Antwortpartikeln, die allgemeinsprachlich und eher unauffällig sind wie *nein*, *keineswegs*, *ja*, *„ja ja“*, *doch*, *ja doch* und *gewiss doch*. Typisch gesprochen sprachlich sind die Antwortpartikeln *neinnein*, *„nein, nein“*, *„No, nöh, mmmm“*, *jajaja*, *jawohl*, *„ja, genau“*, *bingo*, *jawoll*, *„doch, doch“*, *hm* und *jein*. Sie dienen dazu, eine Dialogsituation zu imitieren.

Die Gesprächssituation wird simuliert, indem der Autor die mögliche Frage eines Lesers aufnimmt und anschließend beantwortet: „Gab es das schon einmal beim DFB? Jein!“¹⁴⁷ Möglich ist auch die Imitation eines Dialogs mit einem Interviewpartner, um so die allmähliche Entwicklung des Gesprächs abzubilden („Sonst noch was? Gewiss doch: Die Lage sei gut, sagt [...] Ulmer“¹⁴⁸). Etwas flapsig wirkt die Verwendung in der Bild-Zeitung („Wer hat den schöneren Prinzen? Bingo!“¹⁴⁹), die durch die Antwortpartikel *Bingo* eine Spielsituation beschwört und einen Gewinner kürt, nämlich den Leser, der die Frage in Gedanken richtig beantwortet hat. Indem die Antwort nicht ausformuliert wird, erscheint sie selbstverständlich. Antwortpartikeln müssen jedoch nicht zwangsläufig eine Antwort geben — sie können auch Unentschlossenheit oder Desinteresse demonstrieren: „und am wenigsten brauchen wir die *Bild*-Schlagzeile am vergangenen Samstag: ‚War Hitler schwul?‘ Hm.“¹⁵⁰

Es gibt noch zwei weitere Quellen für Fragen, die beantwortet werden. Zum einen sind das Fragen von Prominenten oder Schauspielern, die als Zitat wiedergegeben und beantwortet werden (aus einer Fernsehkritik, die besonders die schlechten Dialoge bemängelt: „[...] Weißt du, wie ich diesen Mann vergöttere?‘ Nein, wussten wir eigentlich nicht.“¹⁵¹). Zum anderen kann der Autor in einer Art Selbstgespräch den eigenen Text hinterfragen: „Kultur bei Bild? Ja, richtig gelesen.“¹⁵² Der Schwerpunkt für die Verwendung von primären Antwortpartikeln liegt in Kritiken und Kolumnen. Daneben finden sich die dialogischen Elemente in den Textsorten *Sportbericht* und *Leitartikel*.

Wesentlich häufiger werden die sekundären Antwortpartikeln eingesetzt. Bei den bestätigenden Antwortpartikeln wird so die Reaktion einzelner kommentiert (in Bezug auf das ungläubige Staunen der Gewinnerin: „Ja, Sonja, ja! Du bist Miss BILD!“¹⁵³), Zweifel werden aus dem Weg geräumt

¹⁴⁷ Bild, 28. 1. 2002, *Olli Bierhoff macht Platz für Kapitän Kahn*, S. 11.

¹⁴⁸ SZ, 10. 10. 2001, *Normal besinnlich*, S. 17.

¹⁴⁹ Bild, 21. 1. 2002, *Wer ist die bessere Prinzessin?*, S. 5.

¹⁵⁰ SZ, 8. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

¹⁵¹ FR, 19. 11. 2001, *„Der hat sich doch nicht etwa verliebt, oder?“*, S. 13.

¹⁵² taz, 25. 1. 2002, *Populistin für die Populisten*, S. 13.

¹⁵³ Bild, 8. .1. 2002, *Ich bin Miss BILD*, S. 1.

(„Ja, er hat sich bei ihr entschuldigt.“¹⁵⁴) oder Erwartungen erfüllt (über Till Schweiger und seine nackten Pobacken: „Jawoll, er zeigt sie“¹⁵⁵). Für jede dieser Antworten lässt sich leicht eine Frage formulieren. Diese wird zwar nicht formuliert, das dialogische Element wird durch die Antwortpartikel jedoch realisiert.

Auch die verneinenden Antwortpartikeln erfüllen unterschiedliche Funktionen. Sie dienen zur Selbstverteidigung („Nein, ich war nicht bei der Wahl!“¹⁵⁶), sie steigern die Dringlichkeit, indem sie eine vorhergegangene Beschreibung relativieren („Nein, es ist viel schlimmer.“¹⁵⁷), sie erteilen vorschnellen Schlüssen eine Absage („Nein, das muss gründlich erwogen werden.“¹⁵⁸). Bei manchen Partikeln wird die Zuordnung schwierig. Handelt es sich bei der Partikel in der Aussage „Nein, es wird nichts, so geht es nicht.“¹⁵⁹ um eine Antwortpartikel, die die ungeduldige Frage, ob das Problem nun gelöst sei, verneint, oder um ein Gliederungssignal, das ein Resümee ankündigt? Die Einteilung ist hier eine Gratwanderung und sicherlich manchmal zweifelhaft.

Antwortpartikeln in Zeitungsartikeln haben eine andere Funktion als in realen Gesprächssituationen. Während sie im realen Gespräch in ihrer Form (etwa: *ja* oder *nein*) von dem Fragenden meist nicht vorhergesagt werden können, dienen sie im Zeitungsartikel dazu, eine künstlich provozierte Stellungnahme abzugeben. Dem Leser wird eine Frage suggeriert, um die entsprechende Antwort formulieren zu können. Antwortpartikeln dienen als Argumentationsstütze, um den Standpunkt des Autors auf den Punkt zu bringen.

Gliederungssignale

Gliederungssignale werden unterschiedlich definiert. Rath (1979, S.74f.) hat darauf hingewiesen, dass es sich bei den Gliederungssignalen, die „im wesentlichen Gliederungszwecken dienen“, um einzelne Wörter (wie *also*, *nicht?*, *ja?*) oder um syntaktisch zusammengesetzte Einheiten (mit Stereotypen wie *ich meine*, *ich glaube*, *nicht wahr?*) handeln kann. Nübling (in Druck, S.4) betont den nicht-expressiven Charakter von Gliederungssignalen, um sie von den interjektionalen Partikeln zu unterscheiden. Willkop (1988) betont die Gliederungsfunktion der Gliederungssignale: Alle Gliederungssignale dienen demnach der Binnenstrukturierung oder der Segmentierung. Außerdem haben sie eine redeorganisierende (*gell?*, *oder so*, *ja*, *also*,

¹⁵⁴ PS, 13. 7. 2003, *Gibt es „eine zweite Chance“?*, S. 1.

¹⁵⁵ Bild, 24. 1. 2002, *Gramgebeugt verließ der Meister das Reich der Schönen und Oberflächlichen*, S. 12.

¹⁵⁶ SZ, 22. 10. 2001, *Ich wähle nicht!*, S. 16.

¹⁵⁷ SZ, 19. 10. 2001, *Ja, jetzt san ma halt in Dubai*, S. 23.

¹⁵⁸ Welt, 15. 11. 2001, *Deutsche Hinterlist*, S. 8.

¹⁵⁹ taz, 16. 1. 2002, *Chaos in der Hosentasche*, S. 13.

ich mein, nein, ach ja) oder eine argumentationssteuernde (*na jedenfalls, na-ja, ach*) Funktion (Willkop 1988, S. 50f.). Fiehler u. a. (2004) weisen aber darauf hin, dass die Grenzen zwischen reiner Gliederungsfunktion und qualifizierender Funktion oftmals fließend sind. So kommt es auch in diesem Bereich zu Überschneidungen zwischen Operatoren, Responsiven und Rückversicherungssignalen.

Tatsächlich ist es schwierig, zwischen Antwortpartikeln, Interjektionen und Gliederungssignalen zu unterscheiden. Da sich die formalen Kriterien ähneln, wurde bei der Zuordnung der Kontext stärker berücksichtigt. Partikeln, die eine Funktion im Sprecherwechselsystem zu erfüllen scheinen, die also das Rederecht beanspruchen oder zur Verständnissicherung verwendet werden, wurden als Gliederungssignale klassifiziert.

Im Korpus finden sich die Gliederungssignale *ja, (doch) nein, und, oder, ääähem, hmpf* mit verschiedenen Funktionen (22 Belege). Am häufigsten markieren die Partikeln *ja* und *nein* das Ende einer Äußerungseinheit. Mit „Ja, Lunkewitz, der rauchende Philister, hat es hinbekommen“¹⁶⁰ zieht der Autor ein positives Resümee. Dass es sich dabei tatsächlich auch um das Ende einer Äußerungseinheit handelt, zeigt die Position des Satzes an: Es ist der letzte Satz in einem Feuilleton-Porträt. Das Ende einer Äußerungseinheit kann auch durch ein negatives Resümee angezeigt werden. Da heißt es abschließend in einem Porträt über die Schauspielerin Nicole Kidman: „Nein, Nicole Kidman ist in allen Rollen [...] ein Fremdkörper geblieben.“¹⁶¹

Das Gliederungssignal kann auch intern eine Rede gliedern, indem das bisher behandelte Thema, nicht aber der Sprecherbeitrag insgesamt abgeschlossen wird („Ja, RTL 2 kümmert sich um seine Stars. [...]“¹⁶²). Außerdem ist es so möglich, den bisherigen Fokus zu verändern und zu einem neuen Thema überzuleiten („Ja, aber da waren diese Küsse!“¹⁶³) oder bei dem bisherigen Thema einen neuen Schwerpunkt zu fokussieren („und: Die Ebenen zwischen erlaubt und verboten, Widerstand und Anpassung, Schuld und Unglück schwanken.“¹⁶⁴ — bisher handelte die Opernkritik von dem Kontrast zwischen erlaubt und verboten, nun wird das Schwankende dieser Grenzen thematisiert).

Bereits bei den bisher genannten Gliederungssignalen, die eine Äußerungseinheit segmentieren und beenden oder den Fokus verändern, ist deutlich, dass ein dialogischer Kontext angenommen wird. Noch deutlicher wird das bei den folgenden Beispielen. So berichtet der Kolumnist Baumann von einem Abend in einem Spielcasino mit den folgenden Worten: „Es gab dann

¹⁶⁰ taz, 17. 12. 2001, *Rauchender Philister*, S. 15.

¹⁶¹ SZ, 18. 10. 2001, *Nicole Kidman*, S. 16.

¹⁶² taz, 4. 1. 2002, *Des Prollsenders neue Kleider*, S. 13.

¹⁶³ Bild, 23. 1. 2002, *Auf Veronas Liebesglück legt sich ein fieser, kleiner Fremdknutsch-Schatten*, S. 12.

¹⁶⁴ FAZ, 12. 6. 2001, *Mit Swing in den Tod*, S. 49.

noch ein, hmpf?: seltsames? Würfel-Spiel namens ‚Craps‘“¹⁶⁵. Das Gliederungssignal *hmpf?* ist hier eine Verstehensfrage. Baumann entwirft szenisch eine Situation, in der ein Angestellter des Casinos ihn zum Würfelspiel einlädt, Baumann den unbekannt Namen des Würfelspiels jedoch zunächst nicht versteht. Indem Baumann den Dialog zumindest einseitig abbildet, wird der Leser in das Szenario versetzt.

Ähnlich gestalterisch wirkt die Kolumne der Bild-Autorin Christiane Hoffmann. Ihre Kolumne beginnt mit einem Räuspern „Äähem!“¹⁶⁶, womit die Autorin sich das Rederecht scheinbar erkämpft. Der attention-getter ist jedoch an dieser Stelle unnötig: Der Leser hat die Zeitung bereits gekauft und ist bereit, ihren Inhalt zu lesen. Da Frau Hoffmann jedoch regelmäßig aktuell von Partys berichtet, überträgt sie die Atmosphäre einer Szene-Location mit Stimmengewirr und lauten Hintergrundgeräuschen in ihren Artikel. Wiederrum erhält der Leser einen Einblick in eine bestimmte Szene und wird in sie sogar einbezogen.

Gliederungssignale treten also meist mit den bekannten Funktionen der Äußerungssegmentierung und der Fokusverlagerung auf. Sie werden in Berichten, Porträts, Meldungen, Reportagen, Kritiken, Kommentaren und Glossen verwendet, also sowohl in den informationsbetonten, als auch in den meinungsbetonten Textsorten. Es wird so der Eindruck einer dialogischen Interaktion angedeutet. Selten und bisher ausschließlich in der Textsorte *Kolumne* finden sich dagegen die Gliederungssignale, die einem stark dialogischen Zusammenhang entnommen sind. Es handelt sich bei den beiden genannten Belegen um Illusionen, die wohl vom Leser auch als solche erkannt werden und als Mittel der szenischen Gestaltung durchaus positiv wirken.

Rückversicherungssignale

Sprecherseitige Rückversicherungssignale dienen im gesprochenen Dialog dazu, die Aufmerksamkeit des Zuhörer zu sichern und eine zustimmende Reaktion einzufordern. Da bei zeitlich getrennter Rezeption, wie sie beim Textsortenfeld *Zeitungsartikel* vorliegt, der Autor die Reaktion des Lesers nicht miterleben und vor allem nicht in die Gestaltung seiner anschließenden Äußerung einbeziehen kann, haben Rückversicherungssignale in Zeitungsartikeln offensichtlich eine andere Funktion (7 Belege). Vordergründig wird auch hier eine Reaktion des Lesers eingefordert: „und so entstand die Stadt Rom, wo das *Bordell* bis heute *Il Lupanare* heißt, interessant, oder, aber das nur nebenbei“¹⁶⁷ Tatsächlich handelt es sich aber wohl um eine ironische Kommentierung. Der historische Bezug von „Bordell“ und „Stadtgeschichte“ ist eben nicht interessant und wird daher vom Autor als nebensächlich entlarvt.

¹⁶⁵ FR, 27. 11. 2001, *Würfeln*, S. 34.

¹⁶⁶ Bild, 15. 1. 2002, *Zum Versinken schön! Titanic-Star Kate Winslet zeigt sich von achtern*, S. 12.

¹⁶⁷ SZ, 17. 7. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

nervös bumm-bumm“¹⁷²) und abwehrendes Schnauben („Aber Frau Glas jeden Morgen am Frühstückstisch haben? Brrrrr“¹⁷³) werden auf diese Weise imitiert. Tatsächlich sind oft Körpergeräusche wie Lachen, Schnauben, Brüllen, Schreckenslaute oder Herzschlag Gegenstand von Lautmalereien.

Häufig treten ironische Verzerrungen ein: Das Lachen wird zum hämischen Auslachen („Ha, ha, ha — der mächtigste Mann der Welt von einer Brezel k.o.“¹⁷⁴), ein Zerstörungsakt zum comic-haften Witz, wenn es um die Demontage der Documenta-Treppe geht, die mit dem Ansägen des Stegs durch Max und Moritz verglichen wird: „Doch berauscht vom Sieg [...] nutzten die hohen Herren die dunkle Nacht [...] und ließen — ritsche ratsche — zersägen das Werk“¹⁷⁵

5.3.6.4 Interjektionale Ausdrücke

Bei der Klassifikation der Interjektionen¹⁷⁶ wurde der Vorschlag von Nübling (in Druck) aufgenommen, die ein interjektionales Spektrum annimmt, wie in Abbildung 5.1 auf der nächsten Seite gezeigt. Als Merkmale für prototypische Interjektionen nennt Nübling folgende Parameter: expressiver Ausdruck einer spontanen Emotion, Abwesenheit referentieller Bedeutung, Unflektierbarkeit, syntaktische Autonomie, eventuelles Vorhandensein onomatopoetischer Strukturen (siehe Nübling in Druck, S. 3). Im Gegensatz zu Burkhardt (1998) bestimmt Nübling schallnachahmende Wörter wie *ticktack*, *schwupps* nicht als Interjektionen, sondern als (*Adverb-*) *Onomatopoetika*, die nicht Teil des interjektionalen Spektrums sind. Ebenso schließt Nübling Gliederungs- und Gesprächspartikeln (*gell*, *ne*, *äh*) aus, die der Redeorganisation, nicht dem Ausdruck von Expressivität, dienen und daher die Hauptforderungen an Interjektionen nicht erfüllen¹⁷⁷.

¹⁷² FR, 26. 11. 2001, *Die steinerne Gastgeberin*, S. 13.

¹⁷³ FR, 27. 11. 2001, *Zewawischundweg-Gehabe*, S. 23; ein Grenzfall: *Brrrrr* ist sowohl schallnachahmend als auch emotiv. Da im Zitat keine weitere Erklärung folgt und der onomatopoetische Ausdruck nicht syntaktisch integriert ist, wird er zu den onomatopoetischen Strukturen gerechnet, eine interjektionale Verwendung ist aber ebenso denkbar.

¹⁷⁴ Bild, 15. 1. 2002, *Lieber George W. Bush*, S. 2.

¹⁷⁵ FAZ, 26. 9. 2001, *Die Documenta-Treppe führt hinab in den Keller*, S. 64.

¹⁷⁶ Interjektionen werden in dieser Arbeit ebenso wie Gesprächspartikeln im Bereich der Lexik untersucht, weil sie meist erst im Zusammenhang mit anderen Wörtern ihre expressive oder redegliedernde Qualität entfalten. Es ist aber ebenso möglich, sie als Satzzeichen bzw. Satzäquivalente und daher als syntaktische Phänomene zu betrachten. Wolf (2002, S. 171) führt für diese Klasse von Wörtern, die keine kopulative Funktion haben, sondern „ganze Sätze kondensieren lassen“, die Zeichenklasse *Satz-Zeichen* ein.

¹⁷⁷ Zifonun u. a. (1997) nimmt die Klasse der Interjektionen größer an: „Ihre Funktion besteht in der unmittelbaren (oft automatisiert ablaufenden) Lenkung von Gesprächspartnern, die sich elementar auf die laufende Handlungskooperation, Wissensverarbeitung und den Ausdruck emotionaler Befindlichkeit erstrecken kann.“ (Zifonun u. a. 1997, S. 362).

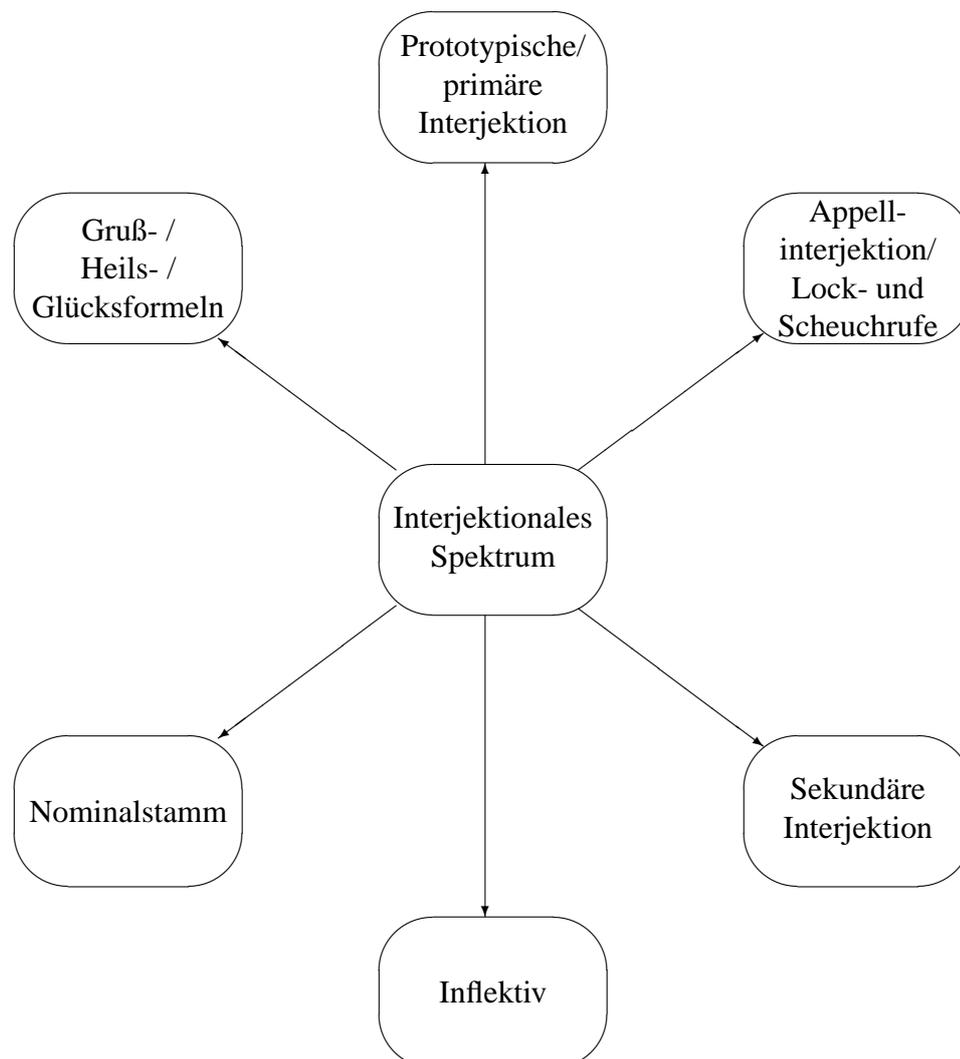


Abbildung 5.1: Das interjektionale Spektrum nach Nübling (in Druck)

Als prototypische Interjektion wertet Nübling die primäre Interjektion, die entweder arbiträr (*hurra, juhu, ach*), ikonisch strukturiert (*hui, pst*) oder Reflex-imitierend (*ups, brrr, bäh*) sind. Dem interjektionalen Spektrum nahe stehend sind außerdem Appellinterjektionen (an Menschen: *he, pst, ätsch*, an Tiere gerichtet: *hü, hott, putputput*), sekundäre Interjektionen (*oh Gott, Donnerwetter, Meine Güte, Au Backe, Mein Gott, Herrgott, Mensch, Donnerwetter, Verdammt nochmal, ach je, Ach du grüne Neune*), Inflektive (*ächz, würg, stöhn*), Nominalstämme (*Trübsal!, Frust!, Herzscherz!*) und im weiteren Sinne Gruß-, Heils- und Glücksformeln (*hallo!, he!, Tschüss!, Prost!, toitoito!*), die allerdings als Routineformeln kaum expressiv sind. Abge-

trennt von diesen Interjektionen im engeren Sinne betrachtet Nübling die (Adverb-) Onomatopoetika (siehe Kap. 5.3.6.3) und kindersprachliche Ausdrücke (*wauwau*, *gluckgluck*, *brumbrumm*), die eindeutig referentiellen Charakter haben. Ebenfalls ausgeschlossen sind, neben Gliederungs- und Gesprächspartikeln, die Modalpartikeln (die nicht syntaktisch autonom sind und auch nicht redegliedernd) und die Exklamativsätze, deren Bildung im Gegensatz zur Bildung der sekundären Interjektionen motiviert ist.

Gemeinsam ist nach Nübling allen interjektionalen Ausdrücken, dass sie entweder der medialen Mündlichkeit entstammen oder nächstsprachlich konzipiert sind. Das gilt auch für die meisten im Korpus auftretenden interjektionalen Elemente. Nur die Interjektion *ach* ist manchmal in einen Satz integriert („Doch ach! Er landet auf der Klaviatur des Flügels“¹⁷⁸). Sie entspricht dann aber nicht ihrer mündlichen Verwendung, sondern eher einer literarischen Künstlichkeit¹⁷⁹.

Am häufigsten werden interjektionale Ausdrücke (insgesamt 159 Belege) verwendet, die dem prototypischen Zentrum nahe stehen und deren Ausdrucksform arbiträr ist. Mit diesen primären Interjektionen wird Erstauen („Kirch Media ist größter Gesellschafter bei Sat 1. Hm.“¹⁸⁰), Zweifel („Davon redet keiner mehr? Ach. Man höre nur mal genau hin“¹⁸¹), Abscheu (über Geri Hallwells beim Tanzen sichtbar werdende dreckige Fußsohlen: „Uuuuuuuuuuh!“¹⁸²), Freude („Hurra, endlich wieder eine Bärenmeldung“¹⁸³), Verblüffung („Na so was.“¹⁸⁴), Erschrecken („Oha, nur noch sieben Zeilen?“¹⁸⁵), Triumph („Ha, mein Gebräu ist aufgeladen“¹⁸⁶), Bewunderung („wow, bis Bad Tölz wäre alles weg“¹⁸⁷), Enttäuschung („ooch, weg ist er [der Hundertmarkschein], schade, sehr schade.“¹⁸⁸), Erleichterung („Na, Gott sei Dank.“¹⁸⁹), Resignation („Tja, und dann hat sie ihn verlassen, irgendwie.“¹⁹⁰) und Ekel („Marie-Luise. Iiiih!“¹⁹¹) ausgedrückt.

¹⁷⁸ SZ, 2. 10. 2001, *Doppelklick auf Düsentrieb*, S. 18.

¹⁷⁹ Als Beispiel für literarische Mündlichkeit (4 Belege) wird dieser Gebrauch von *ach* im Korpus mitgeführt.

¹⁸⁰ SZ, 23. 7. 2001, *Fabrik für Luftnummern*, S. 19; lt. Nübling (in Druck, S. 8 und 10) steht *hm* als Reaktion auf eine Vorgängeräußerung und als Ausdruck von Überraschung zwischen den beiden Polen Redepartikel und Interjektion.

¹⁸¹ taz, 18. 12. 2001, *Alle wollen den Euro anfassen*, S. 12.

¹⁸² Bild, 21. 1. 2002, ... und in Cannes stellte Geri Halliwell einen neuen Spreizrekord auf, S. 14.

¹⁸³ taz, 12. 1. 2002, *Bewegungsloser Bär*, S. 20.

¹⁸⁴ SZ, 18. 10. 2001, *Wer jetzt keinen Trost hat, findet keinen mehr*, S. 17.

¹⁸⁵ SZ, 17. 7. 2001, *Bei Anruf Erotik*, S. 17.

¹⁸⁶ FAZ, 4. 7. 2001, *Die Brühe brodelt wie toll*, S. 46.

¹⁸⁷ SZ, 16. 7. 2001, *Verblasste Tüten: Der Bioladen*, S. 16.

¹⁸⁸ Welt, 30. 11. 2001, *Zum Sammeln (V): Bloß kein Spektakel*, S. 30.

¹⁸⁹ SZ, 15. 10. 2001, *Papierflieger im Bauch*, S. 19.

¹⁹⁰ Bild, 4. 1. 2002, *Dabei war es doch mal Liebe. ...*, S. 6.

¹⁹¹ taz, 17. 12. 2001, *die gurke des tages*, S. 20.

Ikonisch strukturierte Interjektionen sind nur seltener vertreten. Sie werden in narrativen Texten verwendet, um die Erzählung besonders anschaulich zu gestalten. So spottet ein FAZ-Autor in einem Bericht über eine aufwendig gestaltete Pressekonferenz über die Bemühungen der Veranstalter, die sich ein besonderes Empfangskomitee einfallen ließen: „zwei junge Damen, eine ganz in Schwarz, eine ganz in Weiß gekleidet und beide mit — hui! — aufregend langen Schlitzen“¹⁹² Etwas ironisch klingt es auch, wenn die Bild-Kolumnistin ein Essen mit Christoph Daum beschreibt: „Für Jean-Paul legt er beim Essen das Messer zur Seite, nimmt die Gabel — pfui — in die linke Hand, gibt dem Lütten die rechte zum Nuckeln“¹⁹³. Die Szene mit Vater und Kind wird so zugleich sprachlich (Mothers talk) umgesetzt.

Die Reflex-imitierenden Interjektionen dienen zur szenischen Gestaltung und damit zur Imitation einer Face-to-Face-Gesprächssituation. So rutscht dem Autor scheinbar versehentlich ein Kommentar wie „Ups, das klingt aber blöde.“¹⁹⁴ über die Lippen, und mit „Uff, es ist vollbracht“¹⁹⁵ atmet er auf, als sei ein körperlich anstrengender Akt soeben beendet worden.

Appell- und Lockrufe sind im Korpus nur selten vorhanden, denn sie erzwingen das direkte Vorhandensein eines Adressaten. Wo sie dennoch auftreten, wird diese Anwesenheit inszeniert: „die ersten Cafés haben ihre Tische ins Freie gestellt (ätschi, Hamburg & Berlin. . .)“¹⁹⁶. Ebenso verhält es sich mit den Gruß-, Heils- und Glücksformeln, die nur von der Bild-Zeitung verwendet werden („Toi, toi, toi!“¹⁹⁷), die damit ihre Inszenierung eines täglichen Treffens mit Prominenten fortsetzt. Inflektive treten nur in einer inszenierten Chatkommunikation auf (siehe Kap. 5.6.4) oder als schallnachahmende Geräuschimitationen („räuser, räuser“¹⁹⁸), die dann eine inhaltliche Funktion tragen (hier: Ankündigung von etwas Wichtigem, Theatralik; das vollständige Zitat in 5.6.3.2). Die Auswertung der Zeitungen hat keine Belege für Nominalstämme erbracht. Das entspricht Nüblings Aussage, diese interjektionalen Ausdrücke seien in ihrem Vorkommen „von marginaler Bedeutung“ und nur in Comics vorhanden (Nübling in Druck, S. 27).

Neben den primären Interjektionen werden in Zeitungsartikeln häufig sekundäre Interjektionen verwendet. Mit allen Formen von *Mann* wird so — hauptsächlich in Bild (als Teaser oder in Kolumnen) und FR (Walter Baumann) — große Bewunderung demonstriert: „Mann, o Mann, was sind das tolle Neujahrs-Böller“¹⁹⁹. Drastisch sind auch die Flüche („Shit, schon wie-

¹⁹² FAZ, 26. 6. 2001, *Das tut weh weh weh*, S. 54.

¹⁹³ Bild, 3. 1. 2002, *Sarah Connor: Schaut her, an mir ist alles echt (ganz bestimmt)*, S. 12.

¹⁹⁴ MP, 21. 6. 2001, *Mutprobe im Schluss-Verkauf*, S. A1.

¹⁹⁵ MP, 24. 7. 2001, *Ein Zeichen der Ermutigung*, S. A2.

¹⁹⁶ Bild, 31. 1. 2002, *In/Out*, S. 12.

¹⁹⁷ Bild, 15. 1. 2002, *Ja, wir wollen für Deutschland singen!*, S. 4.

¹⁹⁸ taz, 18. 12. 2001, *Fächerlich*, S. 18; im Original fett gedruckt.

¹⁹⁹ Bild, 2. 1. 2002, *2002*, S. 1.

der Politik.“²⁰⁰), mit denen taz und FR–Autoren Ereignisse kommentieren. Starkes oder ironisches Erstaunen wird dagegen eher mit *Himmel* und *Güte* in Verbindung gebracht: „Meine Güte. Dann wäre der ja gar nicht schwul, sondern hätte heimlich mit Claudia. . . Nicht auszudenken.“²⁰¹ Sekundäre Interjektionen werden also immer dann eingesetzt, wenn der expressive Ausdruck besonders stark sein soll. Mit dieser verstärkten Emotionalität werden sie vor allem in taz, Bild und FR verwendet.

5.3.7 Gesprochensprachliche lexikalische Alternativformen

Gesprochensprachliche Alternativformen sind solche Wörter, die einen standardsprachlichen Ausdruck durch einen umgangssprachlichen Ausdruck ersetzen, der die Basisbedeutung mit einem wertenden Zusatz versieht. Diese Alternativformen treten bei Pronomen, Adverbien, Adjektiven, Substantiven und Verben auf.

Pronomen und Adverbien

Bei den Pronomen und Adverbien ist der Bedeutungszusatz durch Alternativformen (29 Belege) recht gering. Am häufigsten wird das Indefinitpronomen *nix* verwendet, um die Verneinung zu betonen. Es findet sich in Redewendungen („Macht nix“²⁰²) und Resümees („Nix is.“²⁰³), bei ironischen Kommentaren („Er kann quasi nix dafür.“²⁰⁴) und in flapsigen Bemerkungen („So wird’s nix, Lahmbo!“²⁰⁵). Besonders die Bild-Zeitung macht von dieser Alternativform Gebrauch: Zehn von 15 Belegen für *nix* stammen aus dieser Zeitung.

Das Demonstrativpronomen *selber* (statt *selbst*) unterstützt die Leseradressierung („Gönnen Sie Ihren Beinen etwas Gutes und mixen Sie sich selber eine Beinlotion“²⁰⁶) oder Prominenten („Haha, bei dem einen Satz musst Du während der Zugabe plötzlich selber laut lachen“²⁰⁷ — an Peter Maffay gerichtet). Die alltagssprachliche Verwendung soll eine größere Nähe zum Leser herstellen und die Dialogizität realitätsnäher wirken lassen.

Bei den Adverbien treten zwei Alternativformen auf. *normal* ist von dem Adverb *normalerweise* abgeleitet. Das Suffix *-weise* wurde jedoch weg-

²⁰⁰ taz, 16. 1. 2002, *De Kanzler kütt*, S. 18.

²⁰¹ taz, 11. 1. 2002, *Teebeutel der Nation*, S. 13.

²⁰² Bild, 29. 1. 2002, *Tatjana Gsell erklärt, wie sie Herz und Körper zwischen Ehemann und Lover aufteilt*, S. 12.

²⁰³ SZ, 19. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

²⁰⁴ Bild, 28. 1. 2002, *Leider ist die neue Miss Germany schon an einen Elektriker vergeben*, S. 14.

²⁰⁵ Bild, 25. 1. 2002, *Verlierer*, S. 1.

²⁰⁶ PS, 13. 7. 2003, *Beauty durch Beinlotion*, S. 15.

²⁰⁷ MP, 19. 6. 2001, *So bist Duhuhu, nur Du, nuhuhur Duhu*, S. B4.

gelassen, vielleicht in Anlehnung an die gekürzte Insider-Sprache der Fernsehkommentatoren: „Das macht normal kein Brasilianer. . .“²⁰⁸

Adjektive

Alternative Adjektivformen (54 Belege) werden besonders dann verwendet, wenn es um Tabuthemen geht. Die Autoren demonstrieren, dass sie vor Themen wie Sex und Drogen („Ihre Tochter [...] kommt abends total bekifft nach Hause. . .“²⁰⁹) nicht zurückschrecken. Gleichzeitig werden die Inhalte dramatisiert.

Umgangssprachliche Formulierungen dienen aber auch zum Ausdruck von negativer Kritik. Mit *bekloppt*, *gaga*, *mau*, *blöd*, *piefig*, *fies*, *ätzend* beschreibt der Autor Videoclips, Finanzgeschäfte, Kunstaktionen und Badesseen. Gleichgültigkeit wird durch *wurscht* und *schnuppe* demonstriert, wobei mit *wurscht* (4 Belege in Mainpost, SZ, FR und Welt) auch die süddeutsche Lautung imitiert wird: „Was oder vielmehr wem gilt’s? Wurschtegal, wenn Krieg ist“²¹⁰. Die Gleichgültigkeit ist jedoch oft, so wie im letzten Beispiel, nur vorgetäuscht. Die alternativen Ausdrücke sollen dann den Leser aufrütteln, damit er Gegenposition bezieht.

Seltener ist der Einsatz von ungewöhnlichen Adjektivformen, wenn es darum geht, positive Kritik zu üben. Mit „Solche unversoffte Klanglichkeit“²¹¹ beschreibt der SZ-Kritiker seinen positiven Eindruck, der seiner schlechten Erfahrung widerspricht. Nicht selten ist dem positiven Urteil jedoch ein ironischer Unterton beigemischt („das ist ein prima Gefühl“²¹²), so dass das Lob entkräftet wird.

Verben

Auch bei den Verben sind die Themen Sex („Luise stakst als Punk über die Flachbühne [...] und läßt sich von Klassenkasper Ferdinand [...] ein bißchen befummeln.“²¹³) und Drogen (Alkohol: „Die lippische Residenz war auch Heimatstadt eines der größten deutschen Dramatiker, Christian Dietrich Grabbes, der sich dort [...] zielstrebig totsoff.“²¹⁴; Rauchen: „Mich hat fasziniert, dass Schmidt vor lauter Nervosität wieder qualmte — eine Kippe nach der anderen. . .“²¹⁵) offen für alternative Formen. Die alternativen Verbformen sind hier Ausdruck einer negativen Bewertung durch den Autor.

²⁰⁸ Bild, 24. 1. 2002, *Mario rennt! Sonst kriegt er von Brehme was auf den Hut*, S. 11.

²⁰⁹ Bild, 21. 1. 2002, *Der Hasch-Papa*, S. 3.

²¹⁰ SZ, 4. 10. 2001, *Briefe vom Jägermeister*, S. 21.

²¹¹ SZ, 2. 10. 2001, *Drei Groschen Oper*, S. 19.

²¹² SZ, 26. 10. 2001, *Siebte Welle*, S. 18.

²¹³ FAZ, 13. 6. 2001, *Räuber ohne Hauptmann*, S. 55.

²¹⁴ FR, 2. 11. 2001, *Lortzing*, S. 20.

²¹⁵ Bild, 8. 1. 2002, *Sexy Kylie — Wie gut, dass sie ein großes Herz für ihre Eltern hat*, S. 12.

Neben Sex und Alkohol sind existentielle Themen wie Tod („Und wer Onkel Tom nicht murkste, versklavte ihn.“²¹⁶) und Gewalt („Auch er spielt mit (und wird von Jan Josef Liefers verkloppt): Ex-Boxer Henry Maske“²¹⁷) Gebiete, bei denen die Autoren alternative Verbformen verwenden (insgesamt 23 Belege). Allerdings dienen diese Verben nicht dazu, die Themen zu enttabuisieren, sondern sie dienen dazu, diese Themen in einer leicht verdaulichen Form darzubieten.

Diese Tendenz zur Abschwächung findet sich auch in anderen Themengebieten. Bewegungen werden verniedlicht (*im Nebenzimmer herumkruscheln, einander abknuffeln, Überlandbus rumpumpelt, auf die Bühne trotten, im Käfer auf und davon töffen*), Misserfolge lustig formuliert („Das parallele Universum der Linken etwa, das ich selbst leider und lange Jahre bereiste, ist längst untergegangen, flötengegangen, kaputtgegangen.“²¹⁸) und Fußballereignisse lächerlich gemacht („die Ukrainer haben wild gebudelt“²¹⁹).

Ein weiterer Themenkomplex ist die Sprache selbst. Journalisten beziehen viele ihrer Informationen durch Interviews. Auffälligkeiten in diesem Bereich werden daher oft und fast genussvoll mit gehässigen Kommentaren versehen: „Mannomann, hat da gestern jemand gespuckt.“²²⁰ Andere Beschreibungsmöglichkeiten sind *Quark sabbeln* und *quasseln*.

Auffällig ist, dass Welt und FAZ in diesem Bereich sehr kreativ sind. Bei der Verwendung gesprochensprachlicher Verben sind außerdem zwischen den Zeitungen graduelle Unterschiede vorhanden. Die Welt verwendet solche Verben zwar prozentual häufiger, behandelt damit aber nicht die Themen Gewalt und Drogen, wie das in der Bild-Zeitung öfter der Fall ist.

Substantive

Am häufigsten ersetzen Alternativformen die sonst wertneutraleren Standard-Substantive (77 Belege). Es gibt viele Einsatzmöglichkeiten, ein Schwerpunkt liegt bei den Personenbezeichnungen. Die Alternativformen werden meist zielgerichtet eingesetzt, nämlich für Liebkosungen (*Mama, Mami, Papa, Papi*), sexistische Diffamierungen (*Schwule, Schwuchtel*), Abwertungen (*Burschi, Spargeltarzan, Sesselfurzer, Gör, Pinkel, Typ, Geschasserter*) und um den Eindruck von Jugendsprachlichkeit hervorzurufen (*Kerl, Bursche, Jungs*).

Weitere Themenbereiche sind Waffen (*Wumme*), Geld (mit einer geradezu orgienhaften Umschreibung in der FAZ: „Moos, Kies, Kröten, Eier, Koks,

²¹⁶ FAZ, 26. 9. 2001, *Zivilisationskampf im Neandertal*, S. 59.

²¹⁷ Bild, 31. 1. 2002, *Die Nacht in der Boris Beckers 2. Karriere begann [sic!]*, S. 12.

²¹⁸ taz, 14. 1. 2002, *montagskolumne: meinhard rohr zur lage der nation im spiegel seines wissens*, S. 20.

²¹⁹ Welt, 14. 11. 2001, „Heijajahei“: *Rudi, der alte Fisch und das Schicksal der Fußballnation*, S. 29.

²²⁰ MP, 21. 11. 2001, *Tilman*, S. C1.

Kesch–Kesch — Geld eben.“²²¹), Sex (*Gegrabsche, Fummelmusik, Bussi*), Körperlichkeit (*Pubs, pinkeln, Birne, Rübe*), Schule (*Penne*), Alltagsbereiche (Essen: *Freßsucht*; Fernsehen: *Glotze*; im Keller: *Geraffel*; Tiere: *Köter*) und Drogen (*Kokskonsum*).

Während in den bisher genannten Bereichen die gesprochensprachlichen Synonyme zur Verdeutlichung eingesetzt werden, gibt es in Sportberichten die Tendenz, Höchstleistungen und Niederlagen mit Vagheitsausdrücken zu umschreiben, um nur das Extreme dieser Leistung hervorzuheben — sowohl im Positiven (beim Skispringen über Sven Hannawald: „Dann knallt er im Training ein 126,5–m–Ding hin. . .“²²²) wie im Negativen („Und Franz Beckenbauer kassierte zwei Jahre später als Trainer eine böse Klatzsche.“²²³).

Gesprochensprachliche Alternativformen finden sich also in fast allen Themenbereichen, sie sind in fast allen Textsorten vertreten und werden von taz–Redakteuren ebenso verwendet wie von FAZ–Redakteuren, auch wenn graduelle Unterschiede bestehen. Sie finden sich besonders häufig bei der Behandlung von Tabuthemen, die dadurch enttabuisiert, dramatisiert, negativ bewertet oder (seltener) abgeschwächt werden. In Sportberichten werden extreme Leistungen durch Alternativformen betont, in Kritiken eigentlich positive Bewertungen ironisch umgedeutet. Auf sprachlicher Ebene wirken die Zeitungsartikel durch gesprochensprachliche Alternativformen flapsiger, dialogischer und jugendsprachlicher.

5.3.8 Drastik

Kein anderer Bereich ist so sehr von der Quelle abhängig wie der Bereich der drastischen Wortformen (37 Belege). Das zeigt bereits die Mengenverteilung an: In der taz wurden 15 Belege gefunden, in der Mainpost kein einziger.

Doch nicht nur die Mengenverteilung ist unterschiedlich, auch die Zielsetzung von solchen drastischen Formulierungen. Die Bild–Zeitung verwendet drastische Elemente nicht bei den Themen Sex und Gewalt, statt dessen aber für Flüche, die eine lange Erklärung unnötig machen. So heißt es unter der auffälligen Überschrift „Sie sägte ihr den Kopf ab“ im ersten Satz „Diese verdammte Eifersucht!“²²⁴. Die Polizeimeldung ist damit in neun Worten — einschließlich Motiv, Handelnde und Tatbeschreibung — auf den Punkt gebracht.

In der FAZ ist der Gebrauch drastischer Formulierungen dagegen auf das Feuilleton beschränkt. Zudem ist eine unreflektierte Verwendung nicht üblich. Entweder wird Fäkalsprache nur indirekt zitiert („[es] bleibt schließ-

²²¹ FAZ, 4. 7. 2001 *Devisenvergehen*, S. 45.

²²² Bild, 2. 1. 2002, *Hanni, Hanni, hurra!*, S. 10.

²²³ Bild, 30. 1. 2002, *Bayerns Schlappen in Lautern*, S. 10.

²²⁴ Bild, 7. 1. 2002, *Sie sägte ihr den Kopf ab*, S. 1.

lich [...] ein letzter Lieblingsong [...] übrig: ‚Und selbst die größte Scheiße geht einmal vorbei‘. Diese dauert an diesem Abend immerhin fünfundneunzig Minuten.“²²⁵), oder die Drastik ist Teil einer Inhaltsangabe und daher auch nur Wiedergabe der Vorgaben eines Theaterregisseurs („Shylocks Tochter ist ein geiles Tutchen, das [...] vergnügt ihren Lorenzo abknutscht“²²⁶).

Der Verdacht liegt außerdem nahe, dass die Verwendung solcher Elemente autorenabhängig ist, da offensichtlich Alter und Einsatzgebiet die Schreibweise beeinflussen. Das erste Zitat stammt von einer jungen freien Mitarbeiterin, die zum Zeitpunkt des Erscheinens erst wenige Monate für die FAZ gearbeitet hatte. Das zweite Zitat stammt von dem Redakteur, der für die Medienseite verantwortlich ist und daher regelmäßig Film und Fernsehen bespricht.

Ähnlich ist die Verwendung in der SZ, die hauptsächlich im Feuilleton, manchmal aber auch im Streiflicht drastische Elemente veröffentlicht. Die Sprache der Kinokritiken ist zum Teil unverblümt („eine Zecke an der Spitze seines Pimmels“²²⁷). Außerhalb der Feuilletons ist der Zitatcharakter aber erkennbar („Und [Gerhard Schröder] hatte [...] jenen [...] Ausdruck [...] , den er sonst nur bei einem einzigen Anlass zeigt: Wenn er bei einer Automobilmesse ein neues, supergeiles Modell besteigt.“²²⁸).

In der Welt benutzen nur wenige Autoren drastische Formulierungen. Im normalen Sprachfluss sind die drastischen Elemente gemäßigt (Zum Thema *Trend zu Autorenduos*: „Am Ende nämlich hat Nicci French [...] sich nur das vermaledeite ‚und‘ gespart.“²²⁹). Wo sie stärker ausfallen, handelt es sich um eine Theaterkritik, in der der Rezensent eine ebenso drastische Inszenierung bespricht („Brüllerei, Fickerei, Tollerei.“²³⁰).

Die Prima Sonntag ist eigentlich zu vernachlässigen, denn sie enthält nur einen Beleg. Interessant ist dieser aber dennoch, denn die Verwendung der drastischen Formulierung wird nicht reflektiert: „Vieles ist aber auch scheiße, und um sich hier richtig wohl zu fühlen muss man schon reich oder besoffen sein.“²³¹ Das fehlende Komma, die Verbindung mit einer Alternativform (*besoffen*) und mit einer Modalpartikel (*schon*) deuten darauf hin, dass die gesprochene Sprache ohne Veränderung in das schriftliche Medium übertragen wurde. Der Autor scheint eher im mündlichen Besprechen geübt zu sein, Konventionen der schriftlichen Rezension sind ihm unbekannt.

Die meisten Belege für Drastik stammen aus der FR (7 Belege) und aus der taz (15 Belege). Die FR verwendet drastische Formulierungen vor

²²⁵ FAZ, 13. 6. 2001, *Räuber ohne Hauptmann*, S. 55.

²²⁶ FAZ, 26. 9. 2001, *Ausgerechnet*, S. 49.

²²⁷ SZ, 4. 10. 2001, *Angetörnt und abgedampft*, S. 16.

²²⁸ SZ, 16. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

²²⁹ Welt, 2. 11. 2001, *Die Profis kommen*, S. 31.

²³⁰ Welt, 13. 11. 2001, *Irgendwo im Matsch steckt ein Kopf*, S. 28.

²³¹ PS, 14. 10. 2001, *Samy Deluxe–Fire–Tour 2001*, S. 6.

allem zur politischen Polemik gegen Intellektuelle („Jedenfalls weisen Neuschwander und seine Gefährten auf den [...] Begriff des Elitearschlochs hin.“²³²) und Unternehmer („Ihre Gründer, die Kölmel-Brüder, sind erstickt an einer Großkotzigkeit, wie sie für die deutsche Filmindustrie [...] typisch war.“²³³). Daneben werden Sexszenen aus Kinofilmen anschaulich beschrieben („Sein Schwanz steht nicht nur, wenn er muss“²³⁴) und Meinungen unverblümt geäußert (Walter Baumann: „ob wir beim Krieg gegen alles Böse auch 1 bisschen mitspielen dürfen (... das ist alles dermaßen unglaublich! *ich kotz*)“²³⁵). Fäkalwörter wie *Kunstgewerbescheiße*, *durchficken*, *Pisse* können unmarkiert benutzt werden.

Politische Polemik wird auch in der taz durch drastische Formulierungen unterstützt — zum Teil aber nur noch in Erinnerung an radikalere Zeiten: „Geld zu vernichten schien uns damals ein entschiedenerer Akt der souveränen Profanisierung, als etwa Jesusstatuen oder Politikerplakate anzupissen“²³⁶. Diese Polemik richtet sich wie in der FR gelegentlich auch gegen Intellektuelle („Ähnlich auskunftsfreudig zeigt sich der selbstständige Kunstberater Todd Levin, ein von sich überzeugter klugscheißerischer Klotz“²³⁷) oder Moderatoren („Will Heck vielleicht demnächst mit dem Arsch moderieren?“²³⁸). Sex, Gewalt und Feminismus („da holte sie kurz entschlossen seinen Schwanz raus und lutschte ihm einen“²³⁹) werden auf diese Weise engagiert behandelt. Die normale Sprache ist um deftige Ausdrücke erweitert (*hinterfotzig*, *brechmittelig*, *verarschen*). Wesentlich seltener ist dagegen die Verwendung in Kritiken der Kultur-Seite.

In fast allen Zeitungen werden drastische Elemente zielgerichtet eingesetzt: als Mittel zur politischen Meinungsäußerung, als Reflektion einer derben Theaterinszenierung, als Beschreibung von Sexszenen aus Film und Fernsehen oder als Fluch. Lediglich in der Prima Sonntag (hier aber nur ausnahmsweise) und in der taz sind derbe Ausdrücke Teil der unmarkierten Standardsprache. Die taz wird damit noch immer ihrem Ruf gerecht, als linksalternative Zeitung vom Standarddeutsch der Agenturen abzuweichen — wenn auch manchmal nur noch in Erinnerung an vergangene Zeiten.

5.3.9 Dialektwörter

Dialektwörter (18 Belege) werden auf zwei Arten eingesetzt. Zum einen werden damit Berichte über volkstümliche Ereignisse sprachlich unterstützt:

²³² FR, 13. 11. 2001, *Wir sind das Volk...*, S. 18.

²³³ FR, 29. 11. 2001, *Köln, Broadway*, S. 19.

²³⁴ FR, 8. 11. 2001, *Genitalteilchen*, S. 18.

²³⁵ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

²³⁶ taz, 17. 12. 2001, *Vernichten und opfern*, S. 16.

²³⁷ taz, 14. 1. 2002, *Angebot zum Verständnis*, S. 16.

²³⁸ taz, 14. 1. 2002, *Arschgesicht wird knackiger*, S. 20.

²³⁹ taz, 14. 1. 2001, *Frau um Frau*, S. 16.

„Gratis–Glühwein und Brez'n“²⁴⁰. Manchmal lässt sich an den Zitaten auch ein bewusster Umgang mit dem Dialekt erkennen: „Eine Untertitelung würde den Piefkes beim Dialektverständnis helfen“²⁴¹. Zum anderen verrät sich über die Lexik manchmal die Herkunft des Autors: „10.000 Göger für's Theater“²⁴² titelt die Prima Sonntag als fränkisches Anzeigenblatt. Auch in der Mainpost finden sich Dialektalwörter („Der Bub“²⁴³).

In den überregionalen Zeitungen ist eine solche Herkunftsbestimmung, ähnlich wie bereits in Kapitel 5.1.5 beschrieben, kaum möglich. So finden sich in Artikeln der FAZ bairische Dialektwörter („Dieser Schmarrn aus Quark und Qual“²⁴⁴), und die Bild–Zeitung spielt mit niederdeutschen Dialekten („11 Zentimeter lütter“²⁴⁵), ebenso wie die taz („Wenn Cole das man bloß überstanden hat!“²⁴⁶).

Wie bei den dialektalen Lautungen auch entstammen alle Dialektwörter niederdeutschen und oberdeutschen Dialekten. Ostmitteldeutsche Dialektwörter sind nicht vorhanden, auch nicht in der berliner taz.

5.3.10 Anglizismen

Wesentlich häufiger als Dialektwörter verwenden die Zeitungsautoren Anglizismen, die zum Teil einem gesprochen sprachlichen Kontext entstammen (67 Belege). Das reicht vom Auftreten einzelner Wörter (*sorry*, *wow*, *cool*, *okay*) bis hin zur Verflechtung von deutschen und englischen Satzkonstruktionen („This installation must unbedingt see!“²⁴⁷).

Anglizismen werden am häufigsten dann verwendet, wenn es um die Themen Showgeschäft und Musik geht. Die Zeitungsautoren sprechen dann von *story*, *performance*, *song*, *sound*, *on stage*, *beatz*, *location*, *gig*, um die Szene im jugendsprachlichen Jargon zu beschreiben.

Während die Bild–Zeitung Anglizismen als inhaltsleere Floskeln verwendet („Verona Feldbusch (33) ist — sorry — so eine Art heilige Kuh.“²⁴⁸), sind die Belege in der taz spezifischer auf den Inhalt ausgerichtet. Daher sind die Anglizismen in den Satz integriert — sei es als Verb („und da wird jeder heftig um seinen Anteil fighten“²⁴⁹) oder als regelwidriges attributives Adjektiv („Damals galt sie als okaye, aber nicht weiter auffällige Kopie“²⁵⁰). Nur sparsam werden die Anglizismen von Mainpost–Autoren verwendet. Außer

²⁴⁰ Bild, 4. 1. 2002, *Vehs Einstand in Rostock: Er brachte Marco Haber mit*, S. 11.

²⁴¹ Welt, 15. 11. 2001, *Schwanken zwischen Angst und Albernheit*, S. 29.

²⁴² PS, 13. 7. 2003, *10.000 Göger für's Theater*, S. 2.

²⁴³ MP, 20. 6. 2001, *Regen bringt Segen*, S. 1.

²⁴⁴ FAZ, 18. 6. 2001, *Unaufhörlich laufen die Uhren zurück*, S. 49.

²⁴⁵ Bild, 7. 1. 2002, *Britney, du süße Pop(o)–Queen, hol dir keinen Sonnenbrand*, S. 12.

²⁴⁶ taz, 3. 1. 2002, *Einmal Metaller, immer Metaller*, S. 12.

²⁴⁷ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

²⁴⁸ Bild, 16. 1. 2002, *Wird dir im April geheiratet, Verona?*, S. 12.

²⁴⁹ taz, 7. 12. 2001, *Dollars für Massenmörder*, S. 12.

²⁵⁰ taz, 29. 1. 2002, *Eine gute Band ohne Eigenschaften*, S. 16.

sound und *story* findet sich ein interjektionales *ups*, das zwar dem amerikanischen *oops* entlehnt ist, dessen deutsche Entsprechung *hoppla* aber inzwischen veraltet ist.

Auf der Satzebene werden Anglizismen in Form von Redewendungen (*as usual, last but not least, on the road, happy birthday*) in den deutschen Satz integriert. Teilübersetzungen, die eine Unterscheidung von deutschen und englischen Satzteilen kaum noch möglich machen, sind eine Spezialität von Walter Baumann, der mit Formulierungen wie „Und jetzt: On we go zum wirklich important stoff“²⁵¹ seine Szenetipps in eine adäquate sprachliche Form bringt.

5.4 Syntax

Grapheme und Wortwahl führen schließlich zur Ausbildung der Kategorie *Satz*, die sich allerdings nicht ohne weiteres auf die gesprochene Sprache übertragen lässt. Reden wir wirklich in Sätzen? Punkte und Fragezeichen werden beim Sprechen manchmal durch Stimmhebungen und –senkungen, manchmal aber auch gar nicht signalisiert. Eine Grammatik, die mit Begriffen wie *Ellipse* und *Linksversetzung* operiert, basiert auf der Vorstellung der geschriebenen Sprache, die auf die gesprochene Sprache übertragen wurde. Dennoch wird dieses Kapitel solche Phänomene betrachten. Denn auch wenn in der gesprochenen Sprache ein unvollständiger Satz nicht als unvollständig empfunden wird, auch wenn ein Anakoluth alle notwendigen sprachlichen Anforderungen erfüllt und daher eben kein Abbruch ist, in der geschriebenen Sprache fällt eine solche „unvollständige“ Konstruktion auf (insgesamt 623 Belege). Sie erfüllt nicht die Norm, und diese Normabweichung dient dazu, die gesprochene Sprache zu imitieren. Zu fragen ist, ob Herausstellungsstrukturen, Operator–Skopus–Strukturen und Abbrüche als Imitation empfunden werden oder ob sie — wie in der gesprochenen Sprache — sinnvolle Strukturen sind.

Um einen Überblick über die unterschiedlichen Formen der syntaktischen normabweichenden Konstruktionen zu ermöglichen, werden die genannten Phänomene unter den Kapiteln „Satzformen“, „Nebensätze“ und „Wortstellung“ behandelt.

5.4.1 Satzformen

Satzformen werden in vier Ausprägungen betrachtet: Als Exklamativsätze, in formelhaften Kurzsätzen, als anakoluthische Konstruktionen und als Ellipsen bzw. Analepsen. Diese Äußerungseinheiten werden meist dem gesprochen-sprachlichen Kontext zugeordnet (vgl. Jürgens (1997), nach dessen Untersuchung von Fernsehreportagen und Spielberichten in der Zeitung die Anzahl

²⁵¹ FR, 23. 11. 2001, *WaltersWochenende*, S. 28.

der eingebetteten Sekundärstrukturen im geschriebenen Text deutlich höher ist als im gesprochenen Text). Allerdings verweist Schwitalla (2003, S. 110f.) darauf, dass die Annahme, Verbergänzungen würden in der gesprochenen Sprache öfter wegfallen als in der geschriebenen Sprache, falsch ist.

5.4.1.1 Exklamativsätze

Tatsächlich ist die Anzahl der Exklamativsätze²⁵² im Zeitungskorpus verblüffend hoch: In 51 Belege verwenden Zeitungsautoren Ausruf-Formen, um spontane emotionale Äußerungen zu verbalisieren. Es wird geschimpft (gemäßigt über die Theaterinszenierung: „Eine Schnapsidee!“²⁵³; erobert über das Fußballspiel: „So ein Mist!“²⁵⁴), gelobt (mal eitel: „Godverdoeme, was ein schöner Satz!“²⁵⁵; mal selbstlos: „Man stelle sich ein Bild von Renoir vor, lachende Mädchen, schmusiges Werben, Tanz — herrlich!“²⁵⁶), gefeiert („in Hoch auf die Göger!“²⁵⁷ [sic!]) und befohlen („Halt, stopp!“²⁵⁸), wobei die positiven Emotionen überwiegen.

Während in den meisten Zeitungen Exklamativsätze nur vereinzelt verwendet werden, ist der Anteil in der Bild-Zeitung (19 Belege, in der taz dagegen nur vier) deutlich erhöht. Argumentationsketten werden so kurz und ausdrucksstark auf den Punkt gebracht oder leicht verdaulich als abschließendes Resümee verpackt („Doll!“²⁵⁹; „Dieser verfluchte Brustkrebs!“²⁶⁰; „Was für eine Mami!“²⁶¹). Allerdings führt die Häufung der Belege dazu, dass sich die Funktion der Intensivierung bereits abnutzt. Daher sind die Exklamationen häufig mit drastischen Formulierungen und intensivierenden Präfixen verknüpft. In anderen Zeitungen ist der Exklamativsatz ausreichend für die emotionale Darstellung.

Neben der erhöhten Emotionalität, die einen gesprochensprachlichen Kontext nahelegt, sind auch Exklamativsätze mit anderen Funktionen zu beobachten wie die Imitation von Sprechstilen (Nachahmung der Sprechweise von Carrell: „Ein Lifetime-Award für Rudi Carrell! Einfach super!“²⁶²) und ironisches Loben („Aber wie Sie diesem Herrn Berlusconi in Italien zu dessen Amtsantritt eins mitgegeben haben — einsame Spitze!“²⁶³), die dann wohl eher dem geschriebensprachlichen Kontext zuzuordnen sind. Allerdings sind diese Belege seltener, zudem sind die Grenzen fließend.

²⁵² Eine Auflistung von Exklamativsatz-Typen in Näf (1987).

²⁵³ SZ, 17. 7. 2001, *Wüste Tage*, S. 15.

²⁵⁴ Bild, 28. 1. 2002, *Viele Chancen, nur ein Tor — Schweinfurt 1:2*, S. 12.

²⁵⁵ FR, 26. 11. 2001, *Das Lied vom traurigen Engel*, S. 20.

²⁵⁶ MP, 18. 6. 2001, *Wenn man den Regen einfach vergisst*, S. B5.

²⁵⁷ PS, 13. 7. 2003, *10.000 Göger für's Theater*, S. 2.

²⁵⁸ Bild, 10. 1. 2002, *Moment mal!*, S. 2.

²⁵⁹ Bild, 3. 1. 2002, *Sarah Connor: Schaut her, an mir ist alles echt (ganz bestimmt)*, S. 12.

²⁶⁰ Bild, 31. 1. 2002, *Krebs-Tod mit 49*, S. 1.

²⁶¹ Bild, 25. 1. 2002, *Autokönig Becker verlässt seine Frau für 'ne echte Luxuskarosse*, S. 12.

²⁶² FR, 5. 11. 2001, *Wir sind jetzt witzig!*, S. 14.

²⁶³ MP, 15. 6. 2001, *Eine Schüssel voll Chianti*, S. A1.

5.4.1.2 Formelhafte Kurzsätze

Formelhafte Wendungen erleichtern die Produktion in der Face-to-Face-Kommunikation, bei der für die Produktion nur wenig Zeit zur Verfügung steht. Meistens werden damit bestimmte Sprechakte ausgedrückt. Auch im Zeitungskorpus werden für einige Sprechakte stereotype Äußerungen verwendet (57 Belege): für Bedauern *schade*, für Schadenfreude *denkste*, *Pustekuchen*, für Zweifel *nun ja*, für Protest *aber trotzdem*, für Enttäuschung *von wegen*, *Pech*, für Ungeduld *endlich*, für Schwüre *versprochen*, für gleichgültiges Achselzucken *egal*, für Einverständnis *geht klar*, für Absagen *keine Chance*, für Loben *gut so*, für das Fällen von Entscheidungen *basta*, für Kapitulation *sei's drum* und für protestierendes Widersprechen *wenn überhaupt*. Zudem werden formelhafte Kurzsätze für die Überleitung zu einem neuen Thema (*überhaupt*) und als Abschluss eines thematischen Blockes (*hauptsache*) verwendet. Sie haben also typisierende und textgliedernde Funktion.

Auffällig ist, dass sich die Verteilung in den Zeitungen anders darstellt als für andere gesprochensprachliche Elemente. Nicht die Bild-Autoren verwenden diese formelhaften Kurzsätze besonders häufig, sondern taz- und Welt-Autoren. Dafür jedoch tauchen die Kurzsätze in der Bild-Zeitung in ungewöhnlichen Rubriken auf (in einem Bericht auf der Politikseite: „Gut so, denn die Verbraucher sparen, sparen, sparen!“²⁶⁴; in einem Bericht auf der Wirtschaftsseite: „Von wegen klein.“²⁶⁵). Bei taz und Welt hingegen häufen sich die Belege, allerdings in den üblichen meinungsbetonten Textsorten. Der Grund dafür dürfte sein, dass formelhafte Kurzsätze die genannten Sprechakte weniger plakativ umsetzen als etwa Interjektionen, Exklamativsätze oder drastische Formulierungen, die dann wohl bevorzugt von Bild-Autoren verwendet werden.

5.4.1.3 Anakoluth

Auf den ersten Blick scheint es sich bei den Belegen, die durch Auslassungspunkte einen Konstruktionsabbruch, durch Wiederholungen eine Konstruktionserweiterung oder durch Indikatoren wie *äh* eine Korrektur anzeigen, um Anakoluthen zu handeln: „Anakoluthisch sind Äußerungseinheiten mit Teilen, die sich syntaktisch nicht einfach integrieren, sich nicht bruchlos anschließen lassen. Sie sind das Ergebnis spezifischer Prozeduren, mit denen Diskrepanzen zwischen Sprecherplan, Verwendungsbedingungen sprachlicher Mittel und Verbalisierung systematisch bearbeitet werden.“ (Hoffmann 1991, S. 99) Im Gegensatz zur Ellipse weisen sie keine Gestaltsschließung auf. Außerdem sollten Anakoluthen kein illokutives Potential aufweisen, denn die unvoll-

²⁶⁴ Bild, 3. 1. 2002, *Von BH's bis Korn wird vieles billiger*, S. 2.

²⁶⁵ Bild, 3. 1. 2002, *Ein wahres Kurvenluder*, S. 7.

ständige Äußerung (bei Hoffmann (1991) der sog. *Ausstieg*) wird gelöscht, der berichtigte Äußerungsteil (zu finden in *Retraktionen*) wird ausgeblendet, und beim Konstruktionswechsel (*Umstieg*) wird der erste Äußerungsteil ersetzt. Ursache für diese grammatisch konstruktionswidrigen Satzpläne sind in der gesprochenen Sprache einerseits die mangelnde Planungszeit, andererseits eine generelle Diskrepanz zwischen Satzplan und Realisierung, für die Hoffmann vielfältige Gründe nennt.²⁶⁶

Bei der Übertragung dieser Merkmale auf Phänomene der Zeitungssprache fällt zunächst auf, dass zwar das äußere Erscheinungsbild mit dem des Anakoluths übereinstimmt, nicht jedoch die Grundvoraussetzung. Denn anders als in der gesprochenen Sprache können in der geschriebenen Sprache korrigierte Ansätze unsichtbar gemacht werden. Eine sichtbare Korrektur mit Korrektursignal ist daher unnötig, statt dessen kann der Autor auf die *Entfernen*-Taste drücken. Dennoch sind solche Konstruktionsabbrüche mehrfach (20 Belege) vorhanden. Bei diesen Abbrüchen kann es sich nur um absichtliche Korrekturen handeln: Das heißt, eine Illokution ist vorhanden, der Fokus wird nicht verschoben, sondern im Gegenteil auf das Reparandum gelenkt. Hoffmann (1991) bezeichnet diese syntaktische Konstruktionen als *Aposiopesen* und ordnet sie den Ellipsen zu. Da jedoch ein Abbruchsignal vorhanden ist und die Äußerungseinheit daher als unvollständig markiert ist, wird sie in dieser Arbeit als eigenständige Konstruktion behandelt.

Bei den Aposiopesen lassen sich unterschiedliche Formen unterscheiden. Es gibt Satzabbrüche, die zwar eine defekte Äußerungsgestalt haben, jedoch eine Funktion erfüllen: Sie vermeiden das Ausformulieren vom Bekanntem / Selbstverständlichem („da zeigt sich, sind erst mal die Achtzig verweht, das Fleisch durchaus willig den Griffel im Griff zu behalten, während der Geist...“²⁶⁷), verzichten auf Verletzungen des negativen Face („Münzen zu ordnen ist so ähnlich wie Stricken, doch Stricken ist letztlich doch produktiver, auch wenn das, was dann entsteht... nun ja.“²⁶⁸), unterbrechen Tabuverstöße („Bayern ist CSU ist Gymnasium ist spitze. Nordrhein-Westfalen ist SPD ist Gesamtschule ist sch...“²⁶⁹) und zeigen Konzentrationsschwächen durch Müdigkeit an („Das konnte nicht gut gehen, also geht er... Severina andererseits... geht... Doch da ist auch der Rezensent schon gegangen.“²⁷⁰). Gemeinsam ist allen genannten Beispielen jedoch, dass eine Aussage eben nicht vermieden, sondern sogar betont wird. Das Selbstverständli-

²⁶⁶ Hoffmann (1991) nennt u.a. Abschluss einer misslungenen Redeübernahme, Formulierungsprobleme, Krankheit, veränderte Situations- oder Partnereinschätzung, Verstehensprobleme, Kompetenzprobleme wie mangelnde Sprachbeherrschung, gestörte Verbalisierung durch Müdigkeit, Ablenkung, Planungsinterferenzen.

²⁶⁷ SZ, 26. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

²⁶⁸ taz, 17. 12. 2001, *Vernichten und opfern*, S. 16.

²⁶⁹ taz, 23. 1. 2002, *Pisa zwei als Munition im Wahlkampf*, S. 14.

²⁷⁰ SZ, 4. 10. 2001, *So gingen sie hin*, S. 18

che wird als Selbstverständliches markiert und so der Leser zur einmütigen Bewertung animiert, die beleidigende Bemerkung wird geplant und durch die Auslassung eher verstärkt, der Tabuverstoß wird bewusst initiiert und nicht versehentlich angestoßen und selbst die Müdigkeit ist nicht real, sondern ein Mittel der Kritik, das die Langeweile des Rezensenten ausdrückt.

Ähnlich verhält es sich mit den Abbrüchen, die eine Erwartung für die syntaktische Fortführung nicht erfüllen: „Er drängt dann noch zu den einfachen Dingen hin und entdeckt, nein, nicht direkt den Blues, aber Natur immerhin“²⁷¹. Tatsächlich handelt es sich nicht um eine Korrektur, sondern um eine Leser-Adressierung. Der Autor nimmt Bezug auf die Erwartung des Lesers (die er selbst vorbereitet hat) und enttäuscht sie, um so eine negative Bewertung auszudrücken. Es handelt sich nicht um planungsbedingte Verzögerung oder um die Modifizierung eines Ausdrucksplans, sondern um eine gewollt banalisierende Darstellung als kritische Einschätzung.

Dass es sich bei den Konstruktionswechslern um fokussierende Aposiopesen und nicht um defokussierende Anakoluthe handelt, zeigt sich am stärksten bei den Satzkorrekturen mit Indikator. „BILD wünscht Ihnen eine schöne Jauch-, äh, Fernseh-Woche.“²⁷² heißt es in der Bild-Zeitung, womit der Autor auf die Übermacht des Moderators Jauch im Fernsehen hinweist. Und bei dem Zitat „man wird sich an die Schniepel... äh, an den Händen fassen“²⁷³ ist der Tabubruch keine Freudsche Fehlleistung, statt dessen provoziert der Autor — und knüpft damit an Zeiten an, als die taz noch ungestüm gegen Normen und Konventionen anschrieb.

Abbrüche und Konstruktionswechsel im Zeitungskorpus wirken zwar sehr gesprochensprachlich, es handelt sich jedoch um gewollte Abbrüche mit illokutivem Potential, die in der geschriebenen Sprache zur Inszenierung von Spontaneität und zur Fokussierung verwendet werden. Die Autoren spielen dabei mit den Bedingungen der beiden Medien. Von der gesprochenen Sprache wird die Möglichkeit der Korrektur übernommen, von der geschriebenen Sprache das Schriftbild, das die abgebrochene Konstruktion oder das Reparandum nicht auslöscht, sondern erkennbar stehen lässt. Als Aposiopesen werden diese Konstruktionen am häufigsten von Bild- und taz-Autoren verwendet, nie jedoch von FAZ- oder Mainpost-Autoren. Die meisten Aposiopesen haben eine bewertende Funktion.

5.4.1.4 Elliptische und analeptische Konstruktionen

So weit verbreitet der Begriff *Ellipse* ist, so wenig lässt er sich genau definieren. Selting (1997) schlägt daher vor, statt Ellipsen von *Einheitskonstruktions- und Einheitsverknüpfungsverfahren* zu sprechen.

²⁷¹ FR, 23. 11. 2001, *Restspuren des Blues*, S. 21.

²⁷² Bild, 21. 1. 2002, *Warum lieben alle Günther Jauch?*, S. 4.

²⁷³ taz, 8. 1. 2002, *mit gott in die charts: grand prix wird kirchentag*, S. 20.

Ebenso sucht Jürgens (1997) nach Ausweichmöglichkeiten und bietet den Begriff *Satzäquivalente* (mit Primär- und Sekundärstrukturen) an. Auch hinsichtlich der Frage, ob es sich bei Ellipsen um autonome Strukturen oder um abgeleitete Einheiten handelt, herrscht Uneinigkeit. Sandig (2000) bezieht Ellipsenmuster auf ihre möglichen Vollsätze, Selting (1997) geht davon aus, dass es sowohl kontextabhängige Übernahmekonstruktionen, als auch kontextunabhängige Eigenkonstruktionen gibt.

Bei der Einteilung der Ellipsen werden unterschiedliche Typisierungen vorgeschlagen: Hoffmann (1991) unterscheidet Analepsen (bei denen eine Ergänzung aus dem Kontext leicht möglich ist) und Ellipsen. Busler und Schlobinski (1997) betrachten Ellipsen pragmatisch und syntaktisch und erkennen daher Sprechhandlungsellipsen, Adjazenzellipsen und Koordinationsellipsen, Zifonun u. a. (1997) unterteilen Ellipsen in situative, empraktische, phatische Ellipsen und Strukturellipsen. Einen anderen Ansatz verfolgt Sandig (2000, S. 298), indem sie die „Abstufungen der Ellipsenhaftigkeit“ betrachtet und mit ihrer Hilfe zentrale (Verbspitzenstellung, kontextabhängige Reduktionen mit eindeutiger Komplettierung), weniger zentrale (rhematische Äußerungen mit einer begrenzten Anzahl von Komplettierungen) und periphere (Emphase-Satzmuster mit variablen, aber begrenzten Einsatzmöglichkeiten) Ellipsenmuster bestimmt. Verbspitzenstellungen, die syntaktisch vollständig sind, werden in dieser Arbeit nicht als Kurzform, sondern als Herausstellungsstruktur behandelt (siehe 5.4.3.1). Ansonsten werden als Ellipse all jene Strukturen betrachtet, die zwar nicht satzförmig sind, aber dennoch als abgeschlossene Einheiten auftreten. Zusätzlich wird zwischen Eigenkonstruktionen und Analepsen unterschieden, dabei interessieren jedoch weniger die grammatischen Spezifika als die funktionalen Auffälligkeiten.

Die elliptischen Eigenkonstruktionen (mit Wegfall des Prädikats oder Reduktion auf Schlagwörter) und analeptischen Verbspitzenstellungen (mit fehlender Personendeixis oder Aussparung von Prädikatsteilen des Vorgängersatzes) im Zeitungskorpus (129 Belege) lassen sich in zwei Bereiche aufteilen. Zum einen gibt es Kurzformen, die in ihrer Funktion auf einen gesprochensprachlichen Kontext hinweisen. So wird die Textsorte *mündliche Erzählung* mit ihrem gleichbleibenden Ereignisträger (eine analeptische Umsetzung bietet sich also an) für die Inhaltsangabe in einer Kinokritik genutzt: „Plot: Die Ritterin soll den Ritter küssen. Tut es nicht. Küßt lieber den Troubadour. Und stirbt.“²⁷⁴ Die elliptische Eigenkonstruktion in „Die Buden waren ja da, mußten nur neu verteilt werden; ein Zimmer pro Nase: Endversorgt!“²⁷⁵ wird genutzt, um die Pointe zu gestalten. Rhematische Fokussierungen (als Mittel der Personenbeschreibung: „Ein Ostwestfale! Knapp

²⁷⁴ FAZ, 19. 6. 2001, *Ritterkuß*, S. 52.

²⁷⁵ FAZ, 26. 6. 2001, *In Wohnhaft*, S. 21.

über 1,65 Meter, 75 Kilo. Und witzig! Bernd Giesecking heißt das kabarettistische Kraftpaket²⁷⁶) und kohäsive Verknüpfungen („2,6 Millionen Mark hat die Sanierung gekostet. Ziemlich viel Geld.“²⁷⁷) entsprechen dem Gebot der sprachlichen Ökonomie. Ein Zeichen von Dynamik sind Emphase-Satzmuster wie „Ich steck mir also meine M an, und rein.“²⁷⁸. Mit dem Zitat „Hübscher Vergleich, nur leider falsch“²⁷⁹ trägt die Fokussierung zur Bewertungsvermittlung bei.

Zum anderen gibt es aber auch elliptische und analeptische Konstruktionen, die zwar auf den ersten Blick ebenso gesprochen sprachlich wirken, beim genaueren Hinschauen aber als Stilmittel der geschriebenen Sprache zu erkennen sind. Da gibt es Adjazenzanalepsen, die bei einer Face-to-Face-Kommunikation den Sprecherwechsel durch Konstruktionsübernahmen erleichtern. Das Zitat „Und der Dirigent? War auch da.“²⁸⁰ scheint diesem Muster zu gleichen, tatsächlich findet jedoch kein Sprecherwechsel statt. Eine ähnliche dialogische Inszenierung findet sich mehrfach („Konarek kennen Sie nicht? Kann kaum sein: Der Mann ist oft genug im Fernsehen.“²⁸¹). Andere Analepsen inszenieren ebenfalls einen Dialog mit dem Leser, vermeiden aber durch den Wegfall von Prädikat und Personendeixis die direkte Anrede („Und? Schon einen rotwangigen Aktienhändler gesichtet?“²⁸²; „Mal ehrlich, ist Doris nicht ein wenig Lady Di?“²⁸³). Ebenso wird die Benennung des Autors vermieden, indem die Personendeixis ausgelassen wird: „Keine Ahnung, ob der ‚schöne René‘ noch seine Gefängnisstrafe absitzt, ist auch egal“²⁸⁴.

Andere Analepsen sind als Stilisierungen erkennbar. So finden sich Ausflüge in den Mother-Babytalk („Kinder gelten als hundertprozentig unschuldige Wesen. Sind so kleine Hände, darf man nicht drauf treten, gehen kaputt dabei.“²⁸⁵) ebenso wie literarische Zitate (in Anlehnung an Fabers Ingenieursprache in dem Roman „Homo Faber“ von Max Frisch: „Nicht gerade zimperlich, aber trotzdem ganz hinterfotzig, weil rigoros.“²⁸⁶).

Bei den Textsorten, in denen Ellipsen und Analepsen verwendet werden, findet in der Bild-Zeitung ein medialer Übertrag vom Fernsehen in die Zeitung statt: Von 19 Belegen stammen 13 aus der Sport-Rubrik, acht davon ste-

²⁷⁶ MP, 20. 6. 2001, *Nostalgie voller Ironie*, S. B4.

²⁷⁷ MP, 16. 7. 2001, *Nepomuk mit verbundenen Augen*, S. A1.

²⁷⁸ FR, 27. 11. 2001, *Würfeln*, S. 34.

²⁷⁹ Welt, 5. 11. 2001, *Kunst des Vorspiels*, S. 27.

²⁸⁰ FR, 8. 11. 2001, *Zirkensisches Muskelspiel*, S. 26.

²⁸¹ MP, 28. 6. 2001, *Alles auf einmal*, S. B5.

²⁸² SZ, 5. 10. 2001, *Köstlich geturtelt*, S. 19.

²⁸³ taz, 30. 1. 2002, *Deutschlands Lady Doris*, S. 18.

²⁸⁴ taz, 29. 1. 2002, *Intergalaktische Kämpfe!*, S. 20.

²⁸⁵ Welt, 23. 11. 2001, *Die verlorenen Siege der Grünen*, S. 27.

²⁸⁶ taz, 10. 1. 2002, *Hass und Größenwahn*, S. 16; in Frisch (1977, S.107) heißt es: „Dann müßte man schon konsequent sein und jeden Eingriff ablehnen, das heißt: sterben an jeder Blinddarmentzündung. Weil Schicksal!“

hen in Berichten. Jürgens (1997) hat bereits darauf hingewiesen, dass bei den Nominalkonstruktionen ohne Prädikativität ein Transfer von der Fernsehreportage in den schriftlich realisierten Spielbericht stattfindet. Zwar handelt es sich bei den Textsorten in der Bild-Zeitung nicht nur um Spielberichte, sondern auch um Berichte über Siegesfeiern und die Freizeitgestaltung von Radrennfahrern. Generell scheinen jedoch Sportredakteure öfter elliptische Konstruktionen zu verwenden als andere Redakteure. Dieser Transfer ist bisher ausschließlich in der Bild-Zeitung zu beobachten. In anderen Zeitungen treten die elliptischen Konstruktionen überwiegend in Glossen, Kolumnen, Kommentaren, Kritiken, Meldungen und Reportagen auf. Dabei ist die Zahl der Belege mit gesprochensprachlichem Kontext wesentlich höher als die Zahl der stilisierten Belege.

5.4.2 Nebensätze

Die kurze Produktionszeit in der gesprochenen Sprache führt zur Verwendung irregulärer syntaktischer Formen in den Nebensätzen, die allerdings nicht als Fehler wahrgenommen werden, sondern den Formulierungsprozess abbilden und sogar zu Verstehenserleichterungen auf Seiten des Hörers führen. Bei der Produktion schriftlicher Texte werden jedoch irreguläre Formen wie asyndetische Konstruktionen, nicht eingebettete Ergänzungssätze oder *weil* mit Verbzweitstellung in der Regel korrigiert und an der normierten Grammatik ausgerichtet.²⁸⁷ Wenn dennoch Abweichungen von der normativen Grammatik auftreten, handelt es sich dabei entweder um Imitationen der gesprochensprachlichen Formulierungen oder aber um versehentlich nicht korrigierte Formen.

5.4.2.1 Asyndetische Anschlüsse

Eine Affinität zur gesprochenen Sprache zeigen asyndetische Anschlüsse (3 Belege) wie in „Mir fällt auf: Koller steht falsch.“²⁸⁸, die darauf verweisen, dass es sich bei dem Komplementsatz um eine Einschätzung des Autors handelt (vgl. Auer 1997). Andere asyndetische Konstruktionen ersetzen die direkte Rede („Man muss kein Benn-Adept sein, um zu finden: Einen besseren

²⁸⁷ Der Wechsel bei der Rektion von Präpositionen wird in dieser Arbeit nicht betrachtet, weil diese Formen inzwischen sowohl für die mündliche, als auch für die schriftliche Kommunikation gebräuchlich sind. Elter (i. Dr.) hat bei der Untersuchung ihres Zeitungskorpus festgestellt, dass die Dativrektion bei *wegen*, *während*, *trotz*, *statt*, *dank* nur selten auftritt; allerdings sei *wegen* + *Dativ* häufiger in der inneren Rede als Wiedergabe von gesprochener Sprache zu beobachten. Es ist jedoch fraglich, ob es sich bei dieser Wiedergabe tatsächlich um Spiegelungen der gesprochenen Sprache handelt oder um eine Vorstellung der gesprochenen Sprache, die damit abgebildet wird.

²⁸⁸ Bild, 25. 1. 2002, *In Dortmund wird Kehl reich, aber nicht Meister*, S. 11.

Fürsprecher als Fritz R. Raddatz hätte er allemal verdient!“²⁸⁹) und sind eher ein Phänomen der schriftsprachlichen Kommunikation.

5.4.2.2 Unabhängige Nebensätze

Unabhängige Nebensätze sind stark gesprochensprachlich, sie werden daher wohl nur selten verwendet (2 Belege). Die Äußerung „Das mir niemand den Ernst dieser Situation unterschätzt!“²⁹⁰ [sic!] ist einerseits eine Aufforderung, andererseits zeigt die normabweichende Schreibung aber auch an, dass dem Autor die fehlende Einbettung vielleicht nicht bewusst geworden ist. Damit ist eine direkte Übertragung aus der gesprochenen Sprache anzunehmen. Einen bewundernden Ausruf formuliert der Beleg „Dass sich überhaupt ein Filmemacher gefunden hat, der Potter–Gemeinde entgegenzutreten ohne Angst, von ihr gesteigert zu werden für etwaige Unrichtigkeiten.“²⁹¹. Der Autor gibt die kritische Distanz der geschriebensprachlichen Kommunikation auf, um einer starken Emotion (Verwunderung, ungläubiges Staunen) Ausdruck zu verleihen.

5.4.2.3 Verbzweitstellung nach *weil* und *obwohl*

Eine vieldiskutierte Erscheinung ist die Verbzweitstellung nach *weil*, *allerdings*, *obwohl*. Diese normwidrigen Hauptsatzstellungen gelten als typisch gesprochensprachliche Phänomene (vgl. Günthner (1999), die die Konjunktion *obwohl* untersucht und feststellt, dass diese eine Tendenz zum Diskursmarker zur Initiierung einer Korrektur– bzw. Nichtübereinstimmungssequenz aufweist). Tatsächlich finden sich jedoch im Zeitungskorpus bereits Belege, die sogar dieses Phänomen aus dem Bereich der gesprochenen Sprache auf die geschriebene Sprache übertragen (vier Belege²⁹²). *Weil* mit Verbzweitstellung wurde dreimal gefunden: Entweder handelt es sich dabei um die Übernahme einer Konstruktion der direkten Rede (normwidrige Konstruktion zur Stigmatisierung von Frau Sylvester: „Eine Million Mark sei ja gar nicht viel Geld, befand Frau Sylvester, und Herr Freise nickte gutwillig. Eine Villa im Grunewald bekäme man dafür jedenfalls nicht! Sei aber auch egal, so Frau Sylvester, weil: „Na, Sie sind ja ooch in Wuppertal glücklich.““²⁹³) oder tatsächlich um Eigenformulierungen (mit Komma als Pausensignal und für prosodischen Tiefschluss: „Weil, die Freaks machen die bes-

²⁸⁹ SZ, 4. 10. 2001, *Ein Knochen ist ein Griffel ist ein Wecker*. S. 18.

²⁹⁰ taz, 16. 1. 2002, *Chaos in der Hosentasche*, S. 13.

²⁹¹ Welt, 5. 11. 2001, *Mehr als eine Potter–Hitparade*, S. 27.

²⁹² Ein weiterer Beleg wurde nach Abschluss der Korpuserstellung gefunden: „Nach einer Viertelstunde kommt Nuhr noch mal. Weil: Taliban und Terror als Einsteiger, das kann ja nix werden mit der Stimmung.“ (Mainpost, 2. 12. 2003, Kultur, S. B3, Kritik über einen Kabarettabend); die Autorin, eine jüngere freie Mitarbeiterin mit abgeschlossenem Volontariat, gab auf Nachfrage an, dass sie bewusst und gerne „salopp“ formuliere.

²⁹³ SZ, 29. 10. 2001, *„Weihnachtsmann, schau mich nicht böse an“*, S. 21.

ten schlechten Filme der Welt!“²⁹⁴; „Weil, heute ist ZDF dran am Übertragen und nicht Sat 1, wie am vergangenen Sonnabend.“²⁹⁵), die anzeigen, dass die Konstruktion mit Verbzweitstellung nun auch im schriftsprachlichen Bereich — allerdings bisher nur auf den Feuilletonseiten — salonfähig wird. Ausnahmscheinung mit einem Beleg ist die Verbzweitstellung bei der Konjunktion *obwohl* („Obwohl: Lustig ist das schon.“²⁹⁶). Es fällt auf, dass zwei der vier Belege aus diesem Bereich aus der *Welt* (von drei unterschiedlichen Autoren) stammen, die sich sonst eher sprachkonservativ verhält. Ob sich daraus allerdings ableiten lässt, dass die *Welt* besonders offen für diskursgrammatische Bestrebungen ist, bleibt fraglich. Wahrscheinlich handelt es sich wegen der geringen Zahl von Belegen in diesem Bereich eher um ein statistisches Zufallsergebnis.

Ein anderes Ergebnis ist aber vielleicht weniger zufällig: Eine Stichprobensuche nach *weil er ist* für den Zeitraum 12. 3. 2002 bis 11. 3. 2004 im Zeitungsarchiv der SZ hat zwei Belege erbracht: „So verrückt und gefährlich wie es sich im ersten Moment vielleicht anhören mag, ist es aber nicht, weil er ist kein Free-Climber, sondern ein Sportkletterer“²⁹⁷; „Eine Partei, die sehenden Auges ihren qualifiziertesten Kandidaten abschießt [...], hat einen wie Joachim Zeller verdient. Weil er ist wie die Berliner CDU: solide, frei von übermäßiger Intellektualität und bar innovativer Ideen.“²⁹⁸ Im ersten Beleg ist sogar ausdrücklich ein Verweis auf die mündliche Kommunikation (*anhören*) enthalten. Es ist zu vermuten, dass *weil* mit Verbzweitstellung künftig noch häufiger verwendet wird.

5.4.3 Wortstellung

Als normabweichende Wortstellungsphänomene werden Herausstellungsstrukturen wie Ausklammerungen, „Rechtsversetzungen“, Voranstellungen vor das Vorfeld und Verberststellungen, einige Formen der Thematisierung, Operator-Skopus-Strukturen, Abweichungen von der Satz-Standardreihenfolge sowie fehlerhafte Satzkonstruktionen betrachtet. Einige dieser Abweichungen sind produktionsbedingt, andere stellen eine Annäherung an nächstsprachlich konzipierte Äußerungsformen dar.

²⁹⁴ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

²⁹⁵ Welt, 14. 11. 2001, „Heijajahei“: Rudi, der alte Fisch und das Schicksal der Fußballnation, S. 29.

²⁹⁶ Welt, 15. 11. 2001, *Schwanken zwischen Angst und Albernheit*, S. 29.

²⁹⁷ SZ, 7. 5. 2002, *Sechs Mal Training für einen großen Traum*, Landkreisausgabe Ebersberg, Jugendseite, S. 2; die Autorin ist 17 Jahre alt.

²⁹⁸ SZ, 26. 5. 2003, *Pöstchenverschieber unter sich*, S. 4, politischer Kommentar.

5.4.3.1 Herausstellungsstrukturen

Bei den Herausstellungsstrukturen sollen vier Formen unterschieden werden: die Ausklammerung, die „Rechtsversetzung“ als Spezialfall des Nachtrags, die „Linksversetzung“ und die Verberststellung.²⁹⁹ Gemeinsam ist diesen Formen, dass die Standardreihenfolge der Satzglieder wirkungsvoll verändert wird.

Ausklammerung

Für die Beschäftigung mit Herausstellungsstrukturen ist zunächst die Arbeit von Auer (1991) wegweisend. Auer unterscheidet zwischen regressiven Expansionen, die die Vorgängerstruktur modifizieren, und progressiven Expansionen, die die Vorgängerstruktur weiterführen.³⁰⁰ Die modifizierenden Erweiterungen unterteilt Auer in syntagmatische und paradigmatische Strukturen. Syntagmatisch ist die Ausklammerung, die prosodisch integriert ist und sich weder durch Akzent, noch durch Tonhöhenbewegung oder Phrasierungsgrenze von ihrer Vorgängerstruktur abhebt. Auch der Nachtrag ist syntagmatisch, allerdings verfügt er über eine eigene Intonationsphrase mit eigenem Akzent. Zwischen Satzabschluss und Nachtrag befinden sich häufig Pausen und Rezipientensignale. Die Unterscheidung zwischen Ausklammerung und Nachtrag ist nach Auer nur durch die prosodischen Merkmale möglich — ein syntaktischer Unterschied besteht nicht.

Ebenfalls modifizierend sind die paradigmatischen Expansionen, die zu einer Konstituenten des Vorgängersatzes in Substitutionsverhältnis stehen. Auer unterscheidet hier die Rechtsversetzung mit ihrer Proform und die Reparatur als prosodisch selbständige Struktur.

Während die regressiven Expansionen die Vorgängerstruktur modifizieren, führen die progressiven Expansionen sie weiter. Auer ordnet den progressiven Expansionen drei Formen zu: Die Weiterführung mit prosodischem Bruch, die Weiterführung mit konjunkionaler Fortsetzung und die prosodisch selbständige Apposition, die keinen morphologischen Bezug zu der Vorgängerstruktur hat, an diese jedoch semantisch angelehnt ist.

Auers Typologie ist damit zunächst mit syntaktischen Kriterien begründet, als zweite Klassifikationsebene wird dann die Prosodie verwendet. Für die Analyse von Gesprächen bietet er damit eine umfassende Typologie an. Bei der Arbeit mit einem medial schriftlichen Korpus sind prosodische Merkmale allerdings nicht vorhanden, so dass Auers Typologie nur bedingt angewendet werden könnte. Statt dessen verwende ich für die Auswertung eine Projektarbeit von Skuplik und Kindt (1998). Skuplik und Kindt

²⁹⁹ Zu den Begriffen „Rechts-“ bzw. „Linksversetzung“ siehe Abschnitt „Rechtsversetzung“ auf S. 129.

³⁰⁰ Expansionen definiert Auer (1991, S. 149) als „Möglichkeiten der Erweiterung an sich abgeschlossener Sätze“.

verwenden für ihre Typologie keine prosodischen Merkmale, denn prosodische Eigenständigkeit lasse sich sowohl bei Ausklammerungen, als auch bei Nachträgen feststellen, und die Satzklammer sei nicht immer eindeutig bestimmbar. Skuplik und Kindt bieten daher eine Definition an, die Ausklammerungen mit Hilfe einer Standardreihenfolge der Satzglieder bestimmt.

In der Standardreihenfolge steht im Vorfeld das Subjekt. Das Mittelfeld beginnt oder endet mit dem Finitum. Vor oder nach diesem Finitum gibt es zwölf Teilfelder, in denen Objekte, Temporalangaben, Kausalangaben, Lokalbestimmungen, Modalbestimmungen, Instrumentalbestimmungen, indirekte Objekte, direkte Objekte, objekt-bezeichnende Lokale, absolute Richtungsbestimmungen, relative Richtungsbestimmungen oder Prädikate — in dieser Reihenfolge — realisiert werden können. Wenn nach der Richtungsbestimmung, dem Prädikat oder einem Finitum eines der vorhergehenden Teilfelder erstmals realisiert wird, handelt es sich um eine Ausklammerung.

Zusätzlich unterscheiden Skuplik und Kindt zwischen Ausklammerungen unterschiedlicher Ordnung:

Wenn es sich bei dieser ausgeklammerten Konstituente um ein Satzglied handelt, sprechen wir von einer *Ausklammerung 1. Ordnung* [...]. Wenn die Konstituente aber (als Modifikation oder andere Expansion dieser Phrase) zu einem Satzglied gehört, ohne aber selbst Satzglied zu sein, d.h. wenn sie eine Teilkonstituente eines Satzgliedes ist, dann sprechen wir von einer *Ausklammerung 2. Ordnung* (Skuplik und Kindt 1998, S. 6).

Von der Ausklammerung unterscheiden Skuplik und Kindt den Nachtrag, dessen grammatische Konstruktion schon durch eine Konstituente im Vor- oder Mittelfeld realisiert wurde. Die „Rechtsversetzung“ ist ein Spezialfall des Nachtrags, bei der „die Konstituente im Vor- oder Mittelfeld pronominal realisiert ist“ (Skuplik und Kindt 1998, S. 7).

Es gibt also laut Skuplik und Kindt die folgenden syntaktischen Konstruktionen:

- ❑ Ausklammerung
 - ❑ 1. Ordnung: *Du schraubst mit der roten Schraube an den Würfel*; die Konstituente *den Würfel* ist Satzglied.
 - ❑ 2. Ordnung: *ich habe dann noch eine Latte über mit den drei Schrauben*; die Konstituente *mit den drei Schrauben* ist Teilkonstituente des Satzgliedes *eine Latte*; die Teilkonstituente kann nicht selbstständig die Rolle der Konstituente im Mittelfeld übernehmen.
- ❑ Nachtrag

- normaler Nachtrag: *Du verbindest jetzt damit die vier Teile miteinander mit einer kurzen Schraube*; die grammatische Funktion der Konstituente *mit einer kurzen Schraube* wurde bereits von der Konstituente *damit* im Mittelfeld realisiert; eine Substitution von *damit* durch den Nachtrag ist möglich.
- „Rechtsversetzung“: *Die haben doch keine Gewinde, die Leisten*; das Nachfeld ist im Mittelfeld bereits pronominal durch *die* realisiert.

Durch diese Definition von Skuplik und Kindt wird die recht unsichere Bestimmung mit Hilfe der Artikulation ersetzt durch eine grammatische Bestimmung. Das ist für die Untersuchung eines schriftsprachlichen Korpus hilfreich, denn Prosodisches kann in der Schriftsprache nur begrenzt wiedergegeben werden. Ein Beispiel dafür ist das Zitat „Wotan versucht sich als Regisseur. Mal wieder.“³⁰¹ Die intonatorische Grenze oder zumindest Pause wird hier durch die Interpunktion (Satzzeichen Punkt) markiert. Doch wie stark ist diese Grenze? Ist die temporale Adverbialangabe *mal wieder* tatsächlich selbstständig oder doch integriert? Mit Hilfe von Skupliks und Kindts Definition kann man jedoch feststellen, dass die Prädikativergänzung *als Regisseur* nicht ausreicht, das Mittelfeld zu schließen. Die Adverbialangabe steht daher nicht im Nachfeld, sondern im Mittelfeld, folglich handelt es sich nicht um eine Ausklammerung.

Wo jedoch eine Richtungsangabe, ein Prädikatsteil oder ein Finitum in Verbletzstellung das Mittelfeld beschließt und das anschließende Nachfeld besetzt ist, handelt es sich um Ausklammerungskonstruktionen. Im Korpus finden sich 15 Belege für Ausklammerungen (12 erster Ordnung, 3 zweiter Ordnung). Durch die Ausklammerung verschiebt sich der thematische Fokus des Satzes. In dem Zitat „Interessiert Sie Klimapolitik? Nicht? Kann man verstehen, momentan“³⁰² geht es nicht darum, Verständnis zu signalisieren, sondern auf die momentane Situation hinzuweisen. Daher ist die Temporalangabe ausgeklammert, der Satzakzent verschiebt sich von „verstehen“ auf „momentan“. Eine ähnliche Fokusverschiebung findet in dem Satz „Jesses, was haben wir gesoffen, damals bei Birgit Vöhringer“³⁰³ statt. Auch hier geht es nicht um die Tätigkeit an sich (auch wenn diese durch die gesprochen sprachliche Alternativform betont wird), sondern um die Person, deren Bloßstellung durch die Ausklammerung zusätzlich akzentuiert wird.

Eine konzeptionell mündliche Gestaltung offenbart sich in dem folgenden Beispiel: „Die britischen Kinder haben dafür bessere Chancen, später mal einen Job in der Pharmaindustrie zu bekommen oder in der Biowaffen-

³⁰¹ Welt, 14. 11. 2001, *Die Wälsungen shoppen bei Ikea*, S. 27.

³⁰² FR, 12. 11. 2001, *Im Marrakesch-Express*, S. 3.

³⁰³ taz, 25. 1. 2002, *Harry Pot-Head*, S. 13.

forschung, beispielsweise.“³⁰⁴ Der Autor schiebt hier als *Sprecher* im Nachfeld eine Information nach, die ihm während des Formulierens vermeintlich *eingefallen* ist. Das Beispiel „Pharmaindustrie“ wird durch das Beispiel „Biowaffenforschung“ erweitert. Gleichzeitig wird mit der nachträglichen Nennung angezeigt, dass dieses zweite Beispiel zutreffender ist als das erste. Diese Funktion der nachträglichen Präzisierung hat der Autor genutzt, indem er eine Ausklammerungskonstruktion verwendet hat, obwohl er die Aufzählung produktionsbedingt leicht hätte korrigieren können. Diese scheinbare Präzisierung ist zugleich politisch motiviert. In der mündlichen Kommunikation hätte die Ausklammerung eine Korrektur-Funktion. In der schriftlichen Kommunikation trägt die Ausklammerung jedoch eine andere inhaltliche Bedeutung. Es geht in dem Artikel um die Klon-Entwicklung, die von Großbritannien unterstützt wird. Die harmlose Folge — britische Kinder haben bessere Chancen in der Pharmaindustrie — wird durch die Ausklammerung als Bedrohung („Biowaffenforschung“) entlarvt. Der Autor verwendet die Ausklammerung nicht nur, um zu präzisieren, sondern auch, um seine eigene Meinung (*Klonen ist gefährlich*) auszudrücken.

Die Ausklammerungen zweiter Ordnung dienen zur Steigerung: Sei es, dass die Harmlosigkeit eines Unternehmens („Nur Hirngespinnste, läppi-sche.“³⁰⁵) oder die Dringlichkeit, mit Trends Schritt zu halten, unterstrichen wird („Wehe, wer noch nicht auf Bahnsteig 9 3/4 auf den Hogwarts Express aufgesprungen ist, den abfahrenden.“³⁰⁶).

Mit den Funktionen Steigerung und Kommentar ist die Ausklammerung auf meinungsbetonte Textsorten beschränkt. Belege finden sich hauptsächlich in Welt, SZ und FR, nicht jedoch in der Bild-Zeitung. Die ursprüngliche Funktion der Betonung oder Präzisierung eines Satzgliedes oder Satzgliedteils ist zum Teil vorhanden, zum Teil wird diese Betonung aber ironisch oder sarkastisch verwendet, um eigene Meinungen zu verdeutlichen.

„Rechtsversetzung“ als Spezialfall des Nachtrags

Der Begriff „Rechtsversetzung“ ist — ebenso wie der Begriff „Linksversetzung“ — für die gesprochene Sprache eigentlich unzutreffend, denn wir reden nicht von links nach rechts, sondern in einer zeitlichen Abfolge. Dennoch werden die Begriffe hier übernommen, da sie für die geschriebene Sprache, die hier ja untersucht wird, recht anschaulich sind. Das Unzureichende der Begriffe bei der Übertragung auf die gesprochene Sprache soll durch die Anführungszeichen angezeigt werden.

Im Gegensatz zur Ausklammerung wird die „Rechtsversetzung“ (41 Belege) bereits vorab im Vor- oder Mittelfeld pronominal realisiert. Entfällt dieses Pronomen, handelt es sich um einen analeptischen Nachtrag, das Pro-

³⁰⁴ SZ, 2. 10. 2001, *Klonen und Klönen*, S. 17.

³⁰⁵ SZ, 26. 10. 2001, *Spanien fängt gleich hinterm Marienplatz an*, S. 17.

³⁰⁶ Welt, 5. 11. 2001, *Mehr als eine Potter-Hitparade*, S. 27.

nomen wird nur mitverstanden, der Nachtrag durch Komma abgetrennt. In der FAZ findet sich ein solcher analeptischer Nachtrag zum Beispiel in einer Bildunterschrift („Nicht zu fassen, diese Gene!“³⁰⁷), die wahrscheinlich ein Redakteur dem Gastbeitrag des Fachautoren hinzugefügt hat, um den Artikel aufzupeppen.

Entfällt das Komma, wird die Unterscheidung zwischen Analepse und „Rechtsversetzung“ schwierig, wie bei dem folgenden Zitat, das als erster Satz einen Artikel eröffnet: „Roughe Lady aus der Luder-Branche diese Julia“³⁰⁸. Wahrscheinlich handelt es sich auch hierbei um einen Nachtrag, denn die Funktion ist dafür typisch: Namensnennungen werden zu Artikelbeginn hinausgezögert, um bei dem Leser Spannung zu erzeugen, damit dieser weiterliest. Das ist ein gern verwendeter Einstieg, der als Stilmittel weit verbreitet ist. Ähnlich beginnt auch ein Bericht auf der Medienseite der FR: „Aber zunächst sollte man die Herren einmal fragen, was sie denn falsch macht, die ‚Angie‘.“³⁰⁹

Spannung wird aber nicht nur durch die Verzögerung von Namen, sondern auch durch die Verzögerung des Themas an sich erzeugt. „Und es gibt sie doch noch, die guten alten, gelben Telefonzellen“³¹⁰, freut sich ein Kritiker der Mainpost, wobei er mit der Anlehnung an ein Galileo-Zitat („und sie bewegt sich doch!“) zugleich Bildung beweist.

„Rechtsversetzungen“ erzeugen nicht nur Spannung, sondern dienen auch dazu, Themen hervorzuheben. Ziel ist es dann, in Hinblick auf dieses Thema Resignation („Aber so sind sie eben, die Medien“³¹¹) oder Häme („Aber leider hat er ja morgens um drei Uhr etwas viel Besseres vor, der Bush George“³¹²) auszudrücken.

Manchmal verleiht die „Rechtsversetzung“ dem vorhergehenden Satz eine zusätzliche Bedeutung: „Vielleicht verpasste der stolze Philip ja privat seiner Eehälfte diesen Kosennamen [Lisbeth], weil er immer einen Schritt hinter ihrer Majestät gehen muss, das arme Würstchen“³¹³. Der Nachtrag ist hier ein Kommentar des Autors, mit dem er die Kosennamen-Entscheidung des Prinzen begründet.

Möglich ist auch die formelhafte Verwendung als (elliptische) Redewendung. „Kein Vorteil, das.“³¹⁴, bedauert der taz-Redakteur die Bildungsmisere in Deutschland, die er generalisierend mit *das* zusammenfasst.

³⁰⁷ FAZ, 26. 6. 2001, *Magische neue Genetik*, S. 50.

³⁰⁸ FR, 28. 11. 2001, *Liebe auf der Isolierstation*, S. 21.

³⁰⁹ FR, 7. 11. 2001, *Was hat sie nicht, was er hat?*, S. 21.

³¹⁰ MP, 24. 7. 2001, *Das Verblühen der Träume im Big-Brother-Zeitalter*, S. B6.

³¹¹ FAZ, 12. 6. 2001, *Das einsame Mädchen*, S. 58.

³¹² taz, 29. 1. 2002, *präsident bush: lieber Krieg als Zwillinge*, S. 20.

³¹³ MP, 13. 6. 2001, *Windsor-Würstchen „Lisbeth“*, S. A1.

³¹⁴ taz, 23. 1. 2002, *Pisa zwei als Munition im Wahlkampf*, S. 14.

Die Anpassung an das Schriftmedium verrät sich da, wo die „Rechtsversetzung“ zur Satzentlastung verwendet wird. Bei dem Zitat „Er macht das nicht schlecht: Sinatra sein.“³¹⁵ lässt sich die Infinitivform nur schwer in den Satz integrieren, zumal der Leser keine Hilfe durch Intonation erhält. Durch den Nachtrag ist der Satz beim Lesen leichter verständlich.

Die „Rechtsversetzung“ ist vielfältig einsetzbar: Als Stilmittel der Artikeleröffnung, zur Spannungserzeugung, als Mittel der Hervorhebung und Umdeutung, als Redewendung oder zur Satzentlastung. Auffällig ist, dass „Rechtsversetzungen“ häufig als Bildunterschrift, im ersten oder im letzten Satz verwendet werden: Rund 17 Prozent der Belege werden an solch einer exponierten Stelle platziert. In diesen Fällen wird die „Rechtsversetzung“ als Stilmittel eingesetzt und soll eine bestimmte Wirkung (im ersten Satz: Spannung; im letzten Satz: Resümee; als Bildunterschrift: Dramatisierung) erzielen.

Voranstellungen vor das Vorfeld

Konstituenten, die in einem Satz vor das Vorfeld gestellt werden, haben meist thematische Funktion: ein Thema soll neu etabliert werden oder die Aufmerksamkeit auf einen neuen Aspekt dieses Themas gelenkt werden. Daneben werden „Linksversetzungen“ und freie Themen.³¹⁶ für explizite Metakommunikation, modale Einschätzungen und zum Ausdruck semantischer Beziehungen eingesetzt (siehe Auer 1997). Nach Auer können im Vor-Vorfeld Adverbialausdrücke, Adverbialsätze, Konjunktionen, freie Themen, subjunktionslose Inhaltssätze sowie Vokative und Partikeln stehen. Scheutz (1997) erweitert diese Liste um Nominalphrasen, lokale oder temporale Präpositionalphrasen, substantivierte Infinitive, Demonstrativpronomen und satzwertige Infinitivgruppen.

Einige dieser Voranstellungen werden als Operatoren in Kapitel 5.4.3.3, die Herausstellung mit dem Adverbialausdruck *apropos* als besondere Form der Thematisierung in Kapitel 5.4.3.2 behandelt. Subjunktionslose Inhaltssätze sind im Korpus nicht vorhanden. Häufig werden jedoch Nominal- und Präpositionalphrasen, Adverbialsätze, substantivierte Infinitive, satzwertige Infinitivgruppen und freie Themen vor das Vorfeld gesetzt (43 Belege). Am größten ist die Gruppe der Nominalphrasen. Es gibt Voranstellungen, bei denen die anschließende Referenz mit morphologischer Kongruenz einhergeht („Und die Zukunft, die macht nur Angst.“³¹⁷), andere Nominalphrasen werden durch ein unspezifisches *das* im weiteren Sinne aufgenommen („Der junge Händel in Italien, bei den römischen Kardinälen, das war doch so einer,

³¹⁵ FR, 21. 11. 2001, *Robbie*, S. 17.

³¹⁶ Die Unterscheidung zwischen beiden Kategorien ist schwierig und wohl auch nur im Bereich der medialen Mündlichkeit möglich: Freie Themen sind im Gegensatz zur „Linksversetzung“ intonatorisch desintegriert. Vgl. Scheutz (1997).

³¹⁷ SZ, 11. 10. 2001, *Sag' vielmals nie*, S. 19.

da sind doch so Sachen passiert. . .“³¹⁸). Da Zeitungssprache generell einen Trend zu komplexen Nominalphrasen aufweist, ist diese Komplexität auch in der Voranstellung von Nominalphrasen vorhanden: „Die neue Weisheit, dass die Fernsehtauglichkeit heute über politische Karrieren entscheidet in der — hübsches Wort — ‚Mediokratie‘, diese Weisheit nährt auch den Mythos von der Machbarkeit des Spitzenpolitikers.“³¹⁹. Die Wiederaufnahme des nominalen Kopfes nach mehreren Attributen dient hier zur Satzentlastung und erleichtert die Lesbarkeit.

In der gesprochenen Sprache sind Formulierungen wie „Die Ängste und Dünkel der kleinen Leute — Wedel spielt virtuos mit ihnen“³²⁰ selten, bei denen die vorangestellte Nominalphrase und die Proform im Mittelfeld weit auseinander liegen.

Neben den Nominalphrasen können auch andere Konstituenten vor das Vorfeld rücken. Oft sind das temporale Adverbialsätze („Als Ismail noch Sergio hieß, da war in Bad Bocklet die Welt noch in Ordnung“³²¹), die dann den Zeitpunkt des Geschehens betonen und mit der Gegenwart kontrastieren. Präpositionalphrasen mit lokaler Funktion („und im Mittelfeld, da sind Lisa, Lasse und Bosse zu Hause“³²²) imitieren den Erzählton von Märchen.

Seltener treten substantivierte Infinitive („Die Worte hüten — das ist ein verdammt schwieriger Job.“³²³) oder satzwertige Infinitivgruppen („Diese Jahre weiterhin zu nutzen und dabei noch etwas von ihrem Wissen abgeben, das tun derzeit in Würzburg sechs Senioren“³²⁴) in das Vor–Vorfeld. Die vorangestellten Konstituenten werden so als inhaltlich selbstständige Bereiche gekennzeichnet und als etwas Besonderes vermittelt.

Freie Themen werden in Zeitungsartikeln entweder als überordnendes Thema für die nachfolgende längere Erörterung („Selbstbewusst — ja, das neue Geld Europas!“³²⁵) oder als Einleitung für ein Resümee („Mit der Hauptstadt, das wird nichts mehr“³²⁶) vorangestellt.

„Linksversetzungen“ und freie Themen werden also in Zeitungsartikeln mit ähnlichen Funktionen wie in der gesprochenen Sprache (Satzentlastung, Themenetablierung, Kontrastierung, Akzentuierung) eingesetzt. Da jedoch der dialogische Zusammenhang fehlt, entfällt die Möglichkeit, mit einer Voranstellung das eigene Rederecht zu ergreifen oder ein Thema gegen konkurrierende Themen durchzusetzen. Im Gegensatz zu anderen Phänomenen der gesprochenen Sprache wird dieser Bereich auch nicht imitiert.

³¹⁸ Welt, 26. 11. 2001, *Der junge Händel auf dem Barockhühnerhof*, S. 27.

³¹⁹ FR, 7. 11. 2001, *Was hat sie nicht, was er hat?*, S. 21.

³²⁰ taz, 2. 1. 2002, *Der biedere Berserker*, S. 18.

³²¹ MP, 28. 6. 2001, *Echte Pizza und falsche Italiener*, S. A1.

³²² taz, 30. 1. 2002, *„Mein Drache isst Pflaumen!“*, S. 13.

³²³ SZ, 22. 10. 2001, *Die neue Hexenjagd*, S. 15.

³²⁴ PS, 13. 7. 2003, *Wissen weitergeben und selbst profitieren: Ursula Wesely ist Senior Trainerin*, S. 2.

³²⁵ Bild, 3. 1. 2002, *Euro–Auftakt nach Maß*, S. 2.

³²⁶ taz, 21. 1. 2002, *Bitte, bitte, bloß keine Hauptstadt!*, S. 17.

Verberststellung

Als Verberststellung wurden im Korpus nur diejenigen Belege gewertet, die nicht als Kontextellipse (ohne anaphorisches Pronomen) auftreten, also nur solche, bei denen Konjunktionen oder das Pronomen *es* ausgelassen wurden (6 Belege).

Die Belege sind am Vorbild der gesprochenen Sprache orientiert. Sie wirken in ihrer Lässigkeit witzig, etwa wenn der Autor mit Bezug auf seine eigene Person eine Veranstaltung kommentiert, wie das der glatzköpfige Walter Baumann tut, der so eine eigene Face-Verletzung vermeidet: „Unter allen Seminarteilnehmern wird die Frisur des Abends ausgewählt und mit einem Club Hair-Gutschein prämiert. Yo-aah!, brauch ich dann ja gar nicht hin (b’cause I got no hair, Shatzy!“³²⁷). Eine Verletzung des negativen Face vermeidet auch die Mainpost-Redakteurin, die über das Engagement eines Pfarrers berichtet, der seine innovativen Gottesdienste wegen äußerer Widrigkeiten nicht weiter veranstalten kann, und schließlich lakonisch feststellt: „Muss er sich eben was Neues einfallen lassen“³²⁸. Dabei handelt es sich nicht um eine überhebliche Empfehlung, sondern die Autorin beschreibt damit anerkennend die Lässigkeit, mit der dieser Pfarrer Probleme meistert. Durch die Verberststellung kann die Autorin den Satz um eine Bewertung erweitern.

Als Mittel der gesprochenen Sprache werden Verberststellungen auch eingesetzt, um eine Dialogsituation mit dem Leser zu untermauern. „Hat man gleich ein besseres Bild von ihrem Wert, oder?“³²⁹, fragt der taz-Redakteur (mit Rückversicherungssignal) und ruft damit vielleicht ein unwillkürliches Nicken beim Leser hervor.

Auch das Textmuster der Witzerzählung mit einem Einleitungssatz, der durch Verberststellung markiert ist, wird aus der Face-to-Face-Kommunikation in den Bereich der Schriftkommunikation übernommen: „Treffen sich zwei gelangweilte Popmusiker auf einer Party“³³⁰, heißt es wiederum in der taz, die dieses Phänomen am häufigsten einsetzt.

Die Herausstellungsstrukturen treten im Zeitungskorpus also zum Teil mit den typisch gesprochensprachlichen Funktionen auf: thematische Fokussierung, Akzentuierung, Präzisierung, Vermeidung von Face-Verletzungen, Ausdruck von Lässigkeit. Auf diese Weise werden Dialogsituationen in beschränktem Umfang oder die mündlichen Textsorten *Märchenerzählung* oder *Witz* realisiert. Zum Teil werden die Funktionen dieser Herausstellungsstrukturen aber auch weiterentwickelt und damit an das Schriftmedium angepasst. Sie dienen als Stilmittel zum Artikeleinstieg, peppen Inhalte auf, ermögli-

³²⁷ FR, 23. 11. 2001, *WaltersWochenende*, S. 28.

³²⁸ MP, 9. 7. 2001, *Nächste Haltestelle: Gottesdienst*, S. C3.

³²⁹ taz, 2. 1. 2002, *berichtigung*, S. 15.

³³⁰ taz, 7. 12. 2001, *Globale Gefühlkosmen*, S. 16.

chen dem Autor eine Bewertung und tragen bei komplexen Nominalphrasen zur Satzentlastung bei.

5.4.3.2 Formen der Thematisierung

Wenn ein Thema nicht vertieft oder fokussiert, sondern neu eingeführt werden soll, signalisieren Sprecher das mit dem Adverbialausdruck *apropos*. Dabei entsteht ein Bruch zu dem vorangegangenen Gespräch, denn eine weitere Überleitung ist nicht nötig. Gerechtfertigt wird dieser Bruch durch die besondere Aktualität des neu vorgeschlagenen Themas oder durch eine unerwartete Assoziation, die nun beiläufig eingeflochten wird.

Ein solcher thematischer Sprung ist in einem Zeitungsartikel mit vorgegebener Thematik (ein Leitartikel beschäftigt sich mit einem bestimmten politischen Ereignis, eine Konzertkritik beschreibt speziell ein Konzert) nicht üblich. Findet dennoch ein mit *apropos* eingeleiteter Themenwechsel statt, spielt der Autor mit der Beiläufigkeit, indem er ein wichtiges Thema scheinbar zufällig anspricht — etwa in einer Opernkritik die Publikumsreaktion („Apropos Publikum.“³³¹) Echter Spontaneität entspringt wohl das Zitat „Apropos: Wundern Sie sich nicht, wenn es lange dauert“³³², mit dem der Autor in einem Ratgebertext auf Bedenken seiner Leser eingeht. Der Ratgebertext ist als Service für den Leser gedacht, die etwas intime Thematik (Herstellung und Gebrauch von Beinlotion) soll durch die Empfehlung wie in einem persönlichen Gespräch enttabuisiert werden.

Weniger hart ist der thematische Sprung durch eine Einleitung mit *überhaupt*. Ein bereits eingeführtes Thema erhält damit einen anderen Status mit erhöhter Relevanz („Überhaupt der Tell: ein wackerer, friedfertiger Mann“³³³). Es sei denn, die Einleitung wird nicht fortgeführt, dann hat sie nur noch resümierende Protest-Funktion, wie in einer Musikkritik der Welt: „Überhaupt.“³³⁴ Eine andere Möglichkeit, ein Thema hervorzuheben, besteht darin, die Nominativergänzung vorzuziehen und in eine *sein*-Konstruktion einzubetten: „Romane sind's, die neuerdings vierhändig verfasst werden.“³³⁵ Die Nominativergänzung wird dadurch gegenüber dem verbalen Kern gestärkt, das Thema auf ein Schlagwort verkürzt.

Auch durch eine geänderte Wortstellung kann ein Autor das rhematisch Neue in einem Satz betonen, etwa indem er das Adjektiv ins Vorfeld zieht. „Teuer sind die!“³³⁶, beschwert sich so ein taz-Redakteur über den Preis für Flöten von Gabriele Goettle. Durch die Verwendung von *tun* als Hilfsverb ist es möglich, das Prädikat in Infinitivform an den Satzanfang zu stellen:

³³¹ SZ, 10. 10. 2001, *Was unter dem Fenster der Gräfin geschah*, S. 16.

³³² PS, 13. 7. 2003, *Beauty durch Beinlotion*, S. 5.

³³³ Welt, 27. 1. 2001, *Tell und sein Flughafen*, S. 27.

³³⁴ Welt, 6. 11. 2001, *Den Nachschub liefert der Pizzadienst*, S. 27.

³³⁵ Welt, 2. 11. 2001, *Die Profis kommen*, S. 31.

³³⁶ taz, 2. 1. 2002, *berichtigung*, S. 15.

„Nuscheln tut er hier wie dort“³³⁷. In beiden Fällen wird durch die markierte Wortstellung der Fokus verändert und damit eine emotionale Beteiligung des Autors deutlich.

Von den Möglichkeiten der Thematisierung (16 Belege) machen vor allem Welt, taz und SZ Gebrauch. Auffällig ist, dass die Belege nicht nur aus Kommentaren, Kritiken und Glossen stammen, sondern auch aus politischen Hintergrundberichten und Ratgebertexten. Damit scheinen sie sich als Stilmittel für schriftsprachliche Diskussions- und Empfehlungstexte zu etablieren.

5.4.3.3 Operator–Skopus–Strukturen

Fiehler u. a. (2004, S. 241) verstehen unter *Operator–Skopus–Struktur* „eine spezifische sprachliche Einheit, die durch eine interne Zweigliedrigkeit gekennzeichnet ist, wobei der erste Teil, der Operator, als Verstehensanweisung für den nachfolgenden Teil, den Skopus, fungiert. Diese Struktur lässt sich u.E. nicht ohne weiteres auf die Grundstruktur eines Satzes oder Satzgefüges abbilden. Wir fassen sie deshalb als eine Struktur sui generis auf“. Problematisch ist die Verwendung des Operator–Skopus–Begriffs aus zwei Gründen: Zum einen wird der Operator–Begriff in der Literatur vielfach und mit konkurrierenden Inhalten verwendet. Zum anderen ist der Operator–Skopus–Begriff von Fiehler u. a. (2004) funktional und formal definiert, so dass er eine relativ große Gruppe umfasst. Teile dieser Gruppe wurden in der Grammatik bisher als Partikeln, Modalwörter, Konjunkturen, Gliederungssignale, Sprechhandlungsaugmente, discourse markers, gambits, brackets, style disjuncts, äußerungskommentierende Gesprächsformeln, geronnene Reflexe, redecharakterisierende Adverbiale, syntaktisch hervorgehobene Konnektoren oder als Vor–Vorfeld–Besetzungen behandelt³³⁸. Auch in dieser Arbeit kommt es daher zu Überschneidungen zwischen *Operator–Skopus–Strukturen*, *Gesprächspartikeln* und *Rückversicherungssignalen*. Dennoch ist die Verwendung sinnvoll, denn die Kriterien, die Fiehler u. a. (2004) für *Operatoren* nennen, ermöglichen es, eine Vielzahl von Belegen einzuordnen, die sonst nur schwer zu klassifizieren wären.

Für die formale Klassifizierung unterscheiden Fiehler u. a. (2004, S. 252) Operatoren danach, ob es sich um Einzellexeme oder Wortgruppen (ohne Verb, mit finitem Verb, mit infinitem Verb) handelt. Aufschlussreicher sind die funktionalen und formalen Kriterien, die, wie die Autoren betonen, erst zusammen eine eindeutige Bestimmung der Operator–Skopus–Strukturen ermöglichen: Der Operator liefert eine Verstehensanweisung für den Skopus, er ist im prototypischen Fall vorangestellt. Daraus ergibt sich ei-

³³⁷ taz, 13. 12. 2001, *regel: wenn du ein schwerenöter bist, dann werd nicht kuppler*, S. 18.

³³⁸ Die konkurrierenden und überschneidenden Klassifizierungen werden in Fiehler u. a. (2004, S. 253ff.) diskutiert.

ne zweigliedrige, hierarchische Struktur, in der der Operator eine Leerstelle für den Skopus eröffnet. Der Operator hat Projektionskraft, kann aber nicht allein stehen, denn Operator und Skopus bilden erst zusammen eine kommunikative Einheit. Ein weiteres Kriterium wird in dieser Arbeit weit gedehnt: Nach Fiehler u. a. (2004) zeichnen sich Operatoren durch ihre Kürze aus. Die Grenze zwischen Kürze und Länge ist jedoch schwer zu ziehen. Da Operatoren nicht zwangsläufig im Nachfeld, sondern auch im Mittelfeld auftreten können³³⁹, treten auch einige Wendungen wie *man erlaube das Bild* auf, die wohl dem Kriterium *Kürze* widersprechen. Um eine weitere, unscharfe Klassifizierung im Sinne von *kurze, eingeschobene Kommentare* zu vermeiden, wurden in dieser Arbeit auch längere Wendungen als Operatoren klassifiziert, ansonsten aber die Definition von Fiehler u. a. (2004) übernommen.

Am stärksten ist die Gruppe der Operatoren im Vor–Vorfeld (167 Belege). Die verwendeten Operatoren lassen sich in fünf Gruppen unterteilen: Operatoren, die ein Resümee ankündigen, solche, die eine sichere Aussage oder ein Zugeständnis ankündigen, dann Operatoren, die eine Leerstelle für Widerspruch oder Einschränkung eröffnen, Operatoren, die eine metakommunikative Information über Thema oder Modus enthalten, und schließlich Operatoren, die der Autor als emotionale Kommentierung verwendet. Liste 5.4 auf der nächsten Seite zeigt die Klassifizierung.³⁴⁰

Außerdem gibt es noch eine Gruppe von wertenden Operatoren, deren Zuordnung unsicher ist, denn die zweigeteilte Struktur ist zwar vorhanden, der vorangestellte Äußerungsteil besitzt aber eine relative große inhaltliche Eigenständigkeit. Im Einzelnen sind das die Belege „Das Schönste: Wir können (auch ohne Flugticket) live dabei sein“³⁴¹, „Der Clou: Es gibt sogar offizielle Meisterschaften“³⁴², „Traurig, traurig: Auch das Theater geht jetzt auf die Friedhöfe“³⁴³.

Von den genannten Operatoren werden einige in allen Zeitungen gehäuft verwendet, andere treten nur vereinzelt auf. Am stärksten vertreten ist die Gruppe, die zur Resümee–Bildung dient. „Nun, die Zeiten ändern sich bekanntlich.“³⁴⁴ spiegelt eine der häufigsten Verwendungen. Doch auch Zusammenfassungen mit *kurz* und *kurzum* („Kurzum, das Interview war reiner Wahlkampf“³⁴⁵), *also* („Also: Weiter so.“³⁴⁶) und *wie auch immer* („Wie auch

³³⁹ Operatoren im Vor–Vorfeld und im Nachfeld sind durchschnittlich kürzer; im Mittelfeld sind sie vom Skopus ebenfalls getrennt, treten aber häufiger in verlängerter Form auf.

³⁴⁰ Es ist klar, dass der Verzicht auf den Kontext problematisch ist; die Liste wird aber dennoch veröffentlicht, um eine Übersicht zu ermöglichen.

³⁴¹ Bild, 11. 1. 2002, *Boxen: Tyson — Lewis live bei Premiere*, S. 9.

³⁴² PS, 13. 7. 2003, *Taktikspiel mit Spaßgarantie*, S. 4.

³⁴³ SZ, 18. 10. 2001, *Wer jetzt keinen Trost hat, findet keinen mehr*, S. 17.

³⁴⁴ SZ, 11. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

³⁴⁵ SZ, 19. 7. 2001, *Reptilien und Fonds*, S. 13.

³⁴⁶ FR, 9. 11. 2001, *Weiter so, Wim*, S. 3.

Resümee	Absicherung und Zugeständnis	Widerspruch
<ul style="list-style-type: none"> • neutrales Resümee (<i>also</i> (11)) • pathetisches Resümee (<i>und deshalb</i>) • gegensätzliches Resümee, argumentierend (<i>dennoch</i> (2), <i>gleichwohl, trotzdem</i> (2), <i>und doch</i> (2)) • gegensätzliches Resümee, emotionaler (<i>jedenfalls, wie auch immer</i> (5)) • Resümee mit Aufruf (<i>nun denn</i>) • resigniertes Resümee (<i>nun</i> (13)) • resümierende Begründung (<i>denn</i> (3)) • kurze Zusammenfassung (<i>kurz</i> (5), <i>kurzum</i> (5), <i>nur soviel</i>) • Abschluss einer Handlung (<i>so</i> (3)) 	<ul style="list-style-type: none"> • neutrale Absicherung (<i>keine Frage, kein Zweifel</i> (2)) • sichere Aussage mit Relevanzherabstufung (<i>klar</i> (7), <i>natürlich</i> (5), <i>sicherlich, sicher</i> (7)) • sichere Aussage zum Ausdruck von Stolz (<i>na klar</i>) • Steigerung (<i>ja</i> (2)) • Zugeständnis mit Anerkennung (<i>dabei</i>) • Zugeständnis mit Relevanzherabstufung, z.T. ironisch (<i>gewiss</i> (4), <i>gut</i> (6)) • unwilliges Zugeständnis (<i>na gut</i> (2)) • Einräumen von Fehlern (<i>o.k., okay</i> (5), <i>zugegeben</i> (2)) 	<ul style="list-style-type: none"> • Einspruch, Zweifel (<i>bloß, nur</i> (18)) • Einschränkung (<i>aber</i> (2), <i>allein, allerdings</i> (2), <i>andererseits, doch schlimmer noch, indes</i>) • Anerkennung trotz Widrigkeiten (<i>immerhin</i> (6))
Metakommunikation	Kommentierung	
<ul style="list-style-type: none"> • Themenwechsel (<i>und jetzt</i>) • Themenweiterung mit Relevanzhöhung (<i>übrigens</i> (5)) • Ausweichen auf Nebenthema mit Relevanzhöhung (<i>kleine Randbemerkung, nebenbei</i>) • Hervorhebung eines Details (<i>wohlgemerkt</i> (2)) • Ankündigung von Moduswechsel (<i>aber mal im ernst, im Ernst aber</i>) • Ankündigung von etwas Besonderem (<i>allerdings besonders erwähnenswert, vor allem, jetzt kommt's</i>) 	<ul style="list-style-type: none"> • Rechtfertigung (<i>und außerdem</i>) • Empörung mit Schuldabweisung (<i>und bitte</i>) • (emphatische) Zustimmung (<i>richtig, richtig so, ja doch</i>) • Verwunderung, z.T. ironisch (<i>sieh an, und tatsächlich</i> (2)) • Verrat, Bloßstellung (<i>sorry</i>) • Abschwächung als Trost (<i>nun ja</i>) • offene Meinungsäußerung (<i>ehrlich</i>) 	

Tabelle 5.4: Belege für Operatoren im Vor–Vorfeld mit Funktionszuordnung; bei Mehrfachbelegen steht die Anzahl in Klammern

immer, Samstag jedenfalls³⁴⁷) sind häufig vertreten. Diese Resümees werden von der SZ und der taz am häufigsten gezogen, von der FR dagegen relativ selten, von der Bild fast gar nicht.

FR und Bild verwenden Operatoren weniger für ein abschließendes Resümee als für die Ankündigung sicherer Aussagen („Natürlich, der Marrakesch-Vertrag hat Fehler.“³⁴⁸) — oder aber um Fehler einzuräumen („O.k., Rüffel zurückgezogen!“³⁴⁹). Beide Funktionen sind auf wenige Zeitungen beschränkt. Die FAZ zum Beispiel setzt wohl eher auf Argumente als auf Operatoren, um die Eindeutigkeit einer Aussage zu untermauern. Auch das Einräumen von Fehlern wird in Welt, FAZ, PS und MP nicht durch Operatoren angekündigt.

Gleichmäßig in allen Zeitungen finden sich Operatoren dann, wenn mit ihnen eine Einschränkung („Allerdings: Das tut Levin nur im Film“³⁵⁰), Widerspruch gegen eine positive Nachricht („Nur: Da gab es die Passage schon.“³⁵¹) oder Zweifel („Nur: Welches Kriterium ist dann für eine Annahme der neuen Verfassung entscheidend [...]?“³⁵²) angekündigt werden.

Den Eindruck von Spontaneität ruft die Verwendung des Operators *übrigens* hervor, mit dem eine Themenerweiterung eingeleitet wird: „Übrigens: Rudan wurde mittlerweile fristlos gekündigt“³⁵³. Dem Autor fällt hier scheinbar beiläufig eine weitere Information ein, die fast zu vernachlässigen ist. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: Die scheinbare Beiläufigkeit führt zur Relevanzhöhung und dazu, dass die zuvor geschilderten Ereignisse eine nachträgliche Bestätigung erhalten.

Andere metakommunikative Anmerkungen kündigen einen Moduswechsel („Aber mal im Ernst: Das ist doch nicht der Rede wert.“³⁵⁴), die Hervorhebung eines Details („Wohlgemerkt, besiegt sind die Taliban noch lange nicht.“³⁵⁵) oder ein weiteres Argument („Nebenbei, unglücklich sieht Wowereit [...] mit der Christiansen auch nicht aus.“³⁵⁶) an.

Nur vereinzelt werden Operatoren eingesetzt, um ausdrücklich eine emphatische Stellungnahme des Autors anzukündigen, etwa als Ausdruck von Empörung („Und, bitte: Die Automatik hat nicht Rolex erfunden, sondern der Engländer John Harwood“³⁵⁷) oder für eine offene Meinungsäußerung („Ehrlich, ich kann das Wort ‚Riester-Rente‘ nicht mehr hören.“³⁵⁸).

³⁴⁷ FR, 27. 11. 2001, *Schock mich, Wilder*, S. 21.

³⁴⁸ FR, 12. 11. 2001, *Im Marrakesch-Express*, S. 3.

³⁴⁹ Bild, 3. 1. 2002, *Sarah Connor: Schaut her, an mir ist alles echt (ganz bestimmt)*, S. 12.

³⁵⁰ SZ, 19. 7. 2001, *Die Carrera-Bahn.*, S. 17

³⁵¹ Welt, 7. 11. 2001, *Die Diktatur zermalmt den Dichter*, S. 30.

³⁵² taz, 14. 1. 2002, *Die Lehre von Temeln*, S. 12.

³⁵³ Bild, 23. 1. 2002, *Aachen-Affäre: Jetzt auch noch Punkte-Abzug?*, S. 11.

³⁵⁴ taz, 18. 12. 2001, *Zu kalt gebadet hat geschadet*, S. 18.

³⁵⁵ Welt, 14. 11. 2001, *Ein wichtiger Etappensieg*, S. 8.

³⁵⁶ Bild, 16. 1. 2002, *Kann Sabine Christiansen Wowereit umdrehen?*, S. 5.

³⁵⁷ taz, 2. 1. 2002, *Roter Stern Schöneberg*, S. 16.

³⁵⁸ MP, 30. 7. 2001, *Ein Buch mit sieben Riester-Siegeln*, S. A1.

Auffällig ist die ironische Verwendung, mit der FR und taz Operatoren von Zeit zu Zeit verwenden. Eine taz–Autorin verwendet den Operator *gut*, allerdings nicht, um etwas einzuräumen, dessen Relevanz gleichzeitig herabgestuft wird, sondern im Gegenteil, um konterkarierend die Oberflächlichkeit eines Fernsehfilms anzuprangern: „Gut, um ein Haar wäre es zu einer atomaren Katastrophe gekommen“³⁵⁹. Eine atomare Katastrophe kann eben nicht nebenher eingeräumt werden, sondern sollte zentrales Thema sein. Und wo *immerhin* ein positives Argument trotz Widrigkeiten zu platzieren versucht, setzt es der FR–Autor ein, um eine Selbstverständlichkeit als Leistung zu würdigen und dadurch eine negative Musikkritik zu verstärken: „Aber, immerhin: Der Satz wird ganz gespielt“³⁶⁰.

Die weniger prototypischen Operatoren, die im Nachfeld auftreten, sind in ihren Funktionen eingeschränkter (14 Belege). Sie werden zur nachträglichen Absicherung einer Aussage eingesetzt, auch hier wieder zur Verstärkung („die DGB-Funktionäre [kontern] reflexartig mit einem ‚Es reicht‘. Ein Ritual, keine Frage.“³⁶¹) oder zur Relevanzabstufung („Ein hässliches Wort, sicher.“³⁶²) eines Argumentes. Daneben finden sich Operatoren zum Ausdruck von Zugeständnis („Ein Fall von Größenwahn, okay, aber selbst in seinen monströsen Fassungen sah man dem Film immer an, dass er als kleine 16-mm-Produktion einst geplant war.“³⁶³) und Zustimmung (über Schröder und seine Weigerung, die Eckpunkte des anstehenden Afghanistan–Einsatzes offen zu legen: „Er darf es nicht, richtig.“³⁶⁴; auch hier ist ein ironischer Unterton erkennbar).

Schwieriger einzuordnen sind die Operatoren, die im Mittelfeld auftreten³⁶⁵ (44 Belege). Ihre Funktionen sind vielfältiger und decken sich nur teilweise mit den bisher genannten. Liste 5.5 auf der nächsten Seite zeigt die Klassifizierung. Eine relativ große Eigenständigkeit, die die Zuordnung als Operator zweifelhaft macht, enthält der Äußerungskommentar in dem Beleg „Ein ähnlich geartetes [...] Phänomen erlebte ich — kurios, kurios — vor wenigen Tagen“³⁶⁶.

Kein einziger Beleg für Operatoren im Mittelfeld findet sich in der Bildzeitung. Dagegen verwenden SZ–, MP–, taz– und FAZ–Autoren Operatoren im Mittelfeld am häufigsten. Wie die Operatoren im Vor–Vorfeld und im

³⁵⁹ taz, 18. 12. 2001, *Zu kalt gebadet hat geschadet*, S. 18.

³⁶⁰ FR, 8. 11. 2001, *Moods–mäßig gut*, S. 26.

³⁶¹ MP, 26. 6. 2001, *Reflex der Gewerkschaften*, S. A2.

³⁶² taz, 7. 1. 2002, *meinhard rohr zur lage der nation im spiegel seines wissens*, S. 20.

³⁶³ SZ, 17. 12. 2001, *Dann wird es eben ein verregneter Film*, S. 17.

³⁶⁴ Welt, 7. 11. 2002, *Die Regeln des Krieges*, S. 1.

³⁶⁵ Vgl. Fiehler u. a. (2004, S. 271): „Eine Operator–Skopus–Struktur kann [...] auch dann vorliegen, wenn der Operator dem Skopus nachgestellt oder in ihn insertiert ist; hier erfolgt die Verstehensanweisung nicht prospektiv, sondern im Vollzug bzw. im Nachhinein, d.h. der Hörer muss den Skopus reinterpreten.“

³⁶⁶ taz, 2. 1. 2002, *strafplanet erde: das neue geld und die strampelnden rümpfe*, S. 20.

Funktion	Operatoren im Nachfeld
Absicherung:	<i>klar (3), natürlich (2), logo, versteht sich, wer sonst, ohne Zweifel, gewiss, ganz bestimmt, echt wahr</i>
Bekräftigung gegen Zweifel:	<i>ja doch, jawohl, sowas gibt es noch, jawohl, sie trauen sich, jawohl, ja wirklich, in der Tat</i>
Unsicherheit:	<i>so scheint es</i>
Erstaunen:	<i>wer hätte das gedacht, siehe da, schau einer an, Überraschung, hokuspokus, bei Gott</i>
Erleichterung:	<i>Bog sei Dank</i>
Ungeduld / Bedauern:	<i>endlich (2), ‚ja, endlich wieder‘, leider</i>
Offenbarung:	<i>seien Sie ehrlich</i>
Geständnis:	<i>nun ja (2), gestehen wir es offen</i>
Bitte / Angebot:	<i>bitte, bitte schön, bitte sehr</i>
metakommunikative Ankündigung:	<i>mit Verlaub, man erlaube das Bild, es muss nun leider heraus, ganz nebenbei bemerkt, wichtiger</i>
Bezug auf gemeinsames Wissen:	<i>wie wir wissen</i>

Tabelle 5.5: Belege für Operatoren im Nachfeld mit Funktionszuordnung; bei Mehrfachbelegen steht die Anzahl in Klammern

Nachfeld dienen die meisten Operatoren im Mittelfeld dazu, eine Aussage abzusichern („andernfalls würde ja, logo, spätestens dann der gesamte Rezeptionsapparat zusammenbrechen“³⁶⁷). Außerdem wird durch Operatoren im Mittelfeld Erstaunen zum Ausdruck gebracht (mit ironischem Unterton: „Musik zum Träumen“ — wer hätte das gedacht — ist denn auch das Motto der neuen Tournee“³⁶⁸), oder Aussagen werden bekräftigt („Nicht nur Günter Grass, sondern — jawohl! —, auch Jürgen Habermas betrieben das ‚Handwerk‘ der Antisemiten“³⁶⁹).

Betrachtet man die Verwendung von Operatoren insgesamt im Korpus, fallen drei Besonderheiten auf. Erstens wird die Projektionskraft der Operatoren oft für ironische Umdeutungen verwendet. Nebensächlichkeiten erhalten so eine erhöhte Relevanz, sichere Aussagen werden auf einmal zweifelhaft. Zweitens finden sich die wenigsten Belege für Operatoren in der Prima Sonntag, in der Mainpost — und ausgerechnet in der Bild-Zeitung, die bisher

³⁶⁷ taz, 29. 1. 2002, *Intergalaktische Kämpfe!*, S. 20.

³⁶⁸ FR, 21. 11. 2001, *Das Leben ist schön*, S. 26.

³⁶⁹ SZ, 29. 10. 2001, *Onkel Shylock*, S. 15.

viele Phänomene der gesprochenen Sprache besonders ausgiebig zu nutzen schien. Erklären lässt sich das mit der sprachökonomischen Bemühung um kurze Sätze und Texte. Trotz dieses Bemühens um Kürze verwenden Bild–Autoren jedoch Operatoren im Vor–Vorfeld, um die Unzweifelhaftigkeit von Aussagen zu bekräftigen. Drittens fällt auf, dass die Verwendung von Operatoren qualitative Unterschiede aufweist. Während die FAZ hauptsächlich gängige Formen verwendet (*kurzum, gewiß, nun*), sind die Operatoren in der taz meist deutlicher im Bereich der konzeptionellen Mündlichkeit zu verankern (*okay, klar, logo*). Eine ähnliche Beobachtung lässt sich für die Einsatzbereiche machen. Während die gängigen Operatoren in nahezu allen Textsorten (politisches Dossier, Sportbericht, Meldung) zu finden sind, treten die stärker gesprochensprachlichen Formen hauptsächlich in Kolumnen, Kritiken und Kommentaren auf.

5.4.3.4 Abweichungen von der Satz–Standardreihenfolge

Etwas merkwürdig erscheinen Sätze, die von der Satz–Standardreihenfolge abweichen und dadurch die Satzklammer auflösen (6 Belege). Darin spiegelt sich entweder das journalistische Bemühen, eine Satzklammer nicht zu weit auseinander zu ziehen (dann wohl eher geschriebensprachlich: „Manchmal macht sich bemerkbar das berühmte De–jà–vu Erlebnis“³⁷⁰), oder aber ein nachträglicher Einfall wird erst nach Abschluss der Satzklammer hinzugefügt (gesprochensprachlicher Kontext: „Also haben sie zusammen gesoffen Samstagnacht“³⁷¹).

5.4.3.5 Fehlerhafte Satzkonstruktionen

Syntaktische Fehler wie in „An den Naturgesetzen sind aber sind nicht mal die Nazis vorbeigekommen“³⁷² [sic!] klingen zwar wie produktionsbedingte gesprochensprachliche Formulierungen, spiegeln jedoch den Produktionsvorgang der geschriebenen Sprache am Computer: Bei der nachträglichen Korrektur werden Sätze verändert und umgestellt, wobei einige Satzglieder versehentlich stehen bleiben und daher falsch oder doppelt realisiert werden (4 Belege).

Ähnlich verhält es sich mit fehlenden Satzgliedern (2 Belege): Sie wurden wahrscheinlich ebenfalls bei der Korrektur gelöscht wie in dem Beispiel „Zu oft haben wir es uns eben schamlos gemütlich, während Burt Lancaster oder Clint Eastwood noch versuchten, über die Mauern von Alcatraz zu spähen.“³⁷³ [sic!].

³⁷⁰ SZ, 20. 7. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

³⁷¹ taz, 21. 1. 2002, *Ein Hauch von 1989*, S. 3.

³⁷² FR, 5. 11. 2001, *Alchimie klappt nie*, S. 13.

³⁷³ FR, 30. 11. 2001, *Im Kittchen ist kein Zimmer frei*, S. 20.

5.5 Formulierungsverfahren

Abseits von der graphematischen, morphologischen, lexikalischen oder syntaktischen Ebene, auf der sich gesprochen sprachliche Elemente abbilden lassen, zeigen auch bestimmte Formulierungsverfahren eine Affinität zur gesprochenen Sprache. Einige Sprichwörter, umgangssprachliche Redewendungen, Wiederholungsstrukturen und Reformulierungsstrukturen gehören in diesen Bereich (193 Belege).

5.5.1 Sprichwörter

Spruchwörter als Essenz der Erfahrungen und Normen einer Gesellschaft sind nicht per se gesprochen sprachlich und werden von Zeitungsredakteuren auch nicht allzu häufig verwendet (3 Belege). Als fertig formulierte Sprachprodukte sind sie jedoch häufiger in der durch Zeitdruck belasteten mündlichen Kommunikation anzutreffen. Auffällig an den Belegen im Zeitungskorpus ist, dass die Sprichwörter in ihnen nie wörtlich übernommen, sondern in den jeweiligen Kontext eingebettet sind. So wird aus *Not macht erfinderisch* der Satz „Aber Not macht ja erfinderisch“³⁷⁴, aus *So schnell schießen die Preußen nicht* wird „Gemach, so schnell schießen die Preußen bekanntlich nicht.“³⁷⁵, und *Jeder ist seines Glückes Schmied* wird in „In diesem Arbeitslager ist, genau, jeder seines Glückes Schmied.“³⁷⁶ verwandelt.

Jedes dieser Sprichwörter ist nicht wörtlich zitiert. Statt dessen markieren Modalpartikel oder parenthetisches *genau* das Sprichwort als bekannt. Während also in der mündlichen Kommunikation die Verwendung von Sprichwörtern für die Konsensbildung eingesetzt wird, ist in der schriftlichen Kommunikation das Sprichwort nur mit einer rechtfertigenden Bekanntheitsangabe verwendbar.

5.5.2 Redewendungen

Anders verhält es sich bei den Redewendungen, die im Wortlaut weniger fest geschrieben sind und daher in den Zeitungen flexibler und ohne Rechtfertigung verwendet werden (87 Belege). Inhaltlich ist ihre Anwendung für viele Bereiche möglich, es kristallisieren sich jedoch Themenschwerpunkte heraus.

So werden Redewendungen oft verwendet, um Drohungen (*zeigen, wo der Hammer hängt; klar machen, wo der Bartel den Most holt*) und Gewalt (*an den Kragen gehen, die Hölle heiß machen, feste druff hauen*) zu thematisieren. Gerade für die Beschreibung von Gewaltszenen im Fernsehen findet

³⁷⁴ Welt, 29. 11. 2001, *Der Preis der Eroberung*, S. 30.

³⁷⁵ Welt, 15. 11. 2001, *Deutsche Hinterlist*, S. 8.

³⁷⁶ SZ, S. 25. 7. 2001, *Die Wüste stirbt*, S. 19.

so eine sprachliche Anpassung an die gezeigte Realität statt: „weil er in ‚Kalifornien‘ als psychopathischer Serienkiller Ex–,Akte–X–Darsteller David Duchovny so richtig die Fresse poliert“³⁷⁷. Selbst bei der Beschreibung von Theaterszenen findet sich der Verweis auf die Darstellung der Brutalität in Fernsehen und Kino: „Im Film hätten sie sich zu Brei geschlagen“³⁷⁸.

Redewendungen werden auch dann eingesetzt, wenn die eigene Frustration („Und zum Kotzen ist uns tatsächlich zu Mute“³⁷⁹; in dieser drastischen Form nur in der taz) oder die Frustration anderer (Bild–Zeitung in Sportberichten: „Kretzschke‘ warf nur ein Tor, verballerte sechs Gelegenheiten. Und war fix und fertig.“³⁸⁰; „Obwohl der Herta-Trainer [...] eigentlich auch keinen Bock auf Köln hat.“³⁸¹) ausgedrückt wird. Die Emotionalität ist dabei stark intensiviert.

Die Verwendung von Redewendungen bei starken Emotionen betrifft auch positive Beschreibungen. Das reicht von eher stereotypen Formulierungen mit *erste Sahne, alles in Butter* bis hin zu ungewöhnlichen Formulierungen bei Kinokritiken („Er wirkt so cool, als ob er Eiswürfel pinkele.“³⁸²) und politischen Ereignissen („Deshalb mögen sich [...] Schröder und [...] Fischer auch gebauchpinselt fühlen“³⁸³). Vorbilder werden auf diese Weise lobend erwähnt („An der Moderatorin [...] können Sie sich noch ’ne fette Scheibe abschneiden!“³⁸⁴) und lobenswerte Ausstellungen mit positiven Wertungen belegt („Diese Ausstellung hat es faustdick hinter den Ohren!“³⁸⁵).

Im klassischen Feuilletonbereich der FAZ und der FR mit den Textsorten *Ausstellungskritik, Fernsehkritik* und *Buchkritik* finden sich hauptsächlich bekannte Redewendungen wie *auf die Schippe nehmen, durch den Kakao ziehen, auf den Wecker fallen*. Die neutralen Verben (*nicht Ernst nehmen, verunglimpfen, nerven*) werden durch die metaphernreichen Redewendungen ersetzt, um den Sprachstil aufzulockern. Es handelt sich dabei wohl eher um ein sprachspielerisches Mittel des Feuilletons als um ein Mittel der gesprochenen Sprache.

Weitere Bereiche für die Anwendung von Redewendungen sind die Zuweisung von Verantwortung („Laut SZ ist die Idee auf dem Mist des katholischen Zirkels [...] gewachsen“³⁸⁶), der Ausdruck von Ungeduld („Dass die

³⁷⁷ taz, 7. 1. 2002, *Helden des Terrors*, S. 17.

³⁷⁸ SZ, 8. 10. 2001, *Alles muss wieder grilliger werden*, S. 16.

³⁷⁹ taz, 21. 1. 2002, *gurke des tages*, S. 20.

³⁸⁰ Bild, 28. 1. 2002, *Franzi macht unsere Handballer flott*, S. 8.

³⁸¹ Bild, 30. 1. 2002, *Rettet ER den Geißbock?*, S. 11.

³⁸² Welt, 15. 11. 2001, *Til Schweiger in Hollywood: Und sein Name ist Beau Brandenburg*, S. 29.

³⁸³ MP, 26. 6. 2001, *Klamotten, Stil und grüner Klee*, S. A1.

³⁸⁴ Bild, 10. 1. 2002, *Schön, dass Sonya Kraus keine falsche Schlange ist*, S. 12.

³⁸⁵ FAZ, 12. 6. 2001, *Teddy auf Torte*, S. 56.

³⁸⁶ taz, 4. 1. 2002, *Noch’n Kandidat fürs ZDF gefällig?*, S. 13.

DFG von ihnen fordert, endlich zu Pote zu kommen und Regeln festzulegen — das ist der DFG nicht vorzuwerfen, sondern ehrt sie.“³⁸⁷), der Ausdruck von Ungenauigkeit (über das Gen FOXP2, aus dem angeblich die Sprache kommt: „Nichts Genaues weiß man noch nicht darüber“³⁸⁸) sowie die Anzeige, dass ein Thema beendet ist („Schwamm drüber“³⁸⁹).

Auffällig oft werden Zweierformeln verwendet, die entweder zur Akzentuierung (*sage und schreibe, höret und staunet, ja und amen, ganz und gar*) oder zur dynamischen Steigerung (*Schlag auf Schlag, , gesagt, getan*) eingesetzt werden. Eine christliche Grundausrichtung verrät sich in einem Zitat der Mainpost, das in einem Sportbericht zwar fehlplatziert wirkt, aber die Einstellung des Autors Marcel Reif wohl ohne Ironie spiegelt:³⁹⁰ „Und Hennes Weisweiler? Gott hab’ ihn selig, diesen wunderbaren Trainer.“³⁹¹

Redewendungen in Zeitungsartikeln werden zur Intensivierung von Emotionen, zur Auflockerung des Sprachstils und als formelhafte Ausdrücke für Akzentuierung und Dynamik eingesetzt. Manchmal dienen sie auch zur Vereinfachung von Sachverhalten, in dieser Funktion werden sie jedoch von den Autoren reflektiert und als Vereinfachung offengelegt (über Männerfreundschaft und wahre Liebe in einem Theaterstück: „Deren Unvereinbarkeit bildet einen Konflikt, den *Bravo*-Leser tragisch nennen würden, was man getrost übersetzen kann mit: dumm gelaufen“³⁹²). Drastische Redewendungen werden nur in der taz eingesetzt, ansonsten findet sich diese saloppe Äußerungsform häufig in politischen Kommentaren, Sportberichten und im Feuilleton.

5.5.3 Wiederholungsstrukturen

Dass während der Sprachproduktion Wiederholungen auftreten, ist unvermeidlich. Es gibt jedoch in der mündlichen und in der schriftlichen Kommunikation Wiederholungen, die nicht produktionsbedingt sind, sondern eine eigene Funktion erfüllen. Schwitalla (2003, S. 178ff.) nennt für diese kohärenzstiftenden Wiederholungen die Funktionen Bekräftigung, ikonische Abbildung immer gleicher Vorgänge, Verständnissicherung, Hörerbestätigung, ironische Bestätigung, Echofrage, Retourkutsche, genussvolle Pointen-Verlängerung, Aufmerksamkeitsgewinnung, Eroberung oder Beibehaltung des Rederechts und Verhinderung von unangenehmen Schweigen.

³⁸⁷ Welt, 6. 11. 2001, *Bloß nicht drängeln*, S. 27.

³⁸⁸ SZ, 5. 10. 2001, *Hartes Sprachlos*, S. 20.

³⁸⁹ FAZ, 12. 6. 2001, *Ha, ha, Habsburg*, S. 51.

³⁹⁰ Allerdings ist die Art dieser Einstellung kaum näher zu bestimmen. Reifs Vater war Jude, seine Mutter schlesische Katholikin. In einem Interview des BR alpha Forums vom 11.3.2003 hat Reif angegeben: „Ja, ich bin gläubig, aber nicht im technischen Sinn“.

³⁹¹ MP, 30. 7. 2001, *Aus der Geschichte lernen*, S. A5.

³⁹² SZ, 8. 10. 2001, *Alles muss wieder grilliger werden*, S. 16.

Mau (2002) unterscheidet zwei Gruppen von Wiederholungen: diejenigen, die kommunikative Funktionen haben (kohärenzstiftend, zum Ausdruck von Humor, im Spracherwerb für das Erlernen von *interactional routines*), und diejenigen Wiederholungen, die eine persuasive Funktion haben (Emotionalisierung, Emphase eines Befehls, Betonung der Quantität, Intensivierung von Duration und Iteration, Steigerung des Grades durch Geminatio von Gradadverbien). Als Typologisierung legt er traditionelle Rhetoriken zugrunde, indem er Anaphern, Epiphern und Geminatio je nach Position des wiederholten Elements einordnet.

In dieser Arbeit soll es jedoch weniger um die Form der auftretenden Wiederholungen (50 Belege) gehen, als um die Funktion, die sie erfüllen. Produktionsspezifische Wiederholungen, die zum Beispiel in der mündlichen Kommunikation nach Sprecherwechseln den Verstehensprozess erleichtern, treten selten auf. Es handelt sich dann entweder um Dialogimitationen (mit Antwortpartikel: „Gut? Ja, das ist gut, sehr gut.“³⁹³) oder um die Nachahmung des schrittweisen Formulierens der mündlichen Kommunikation (als Mittel der Personalisierung des Autors mit Verweis auf das persönliche Umfeld: „Weil! Weil ich gleich mit meiner netten Magazin-Redaktion in den Odenwald [...] fahr.“³⁹⁴).

Weitaus häufiger sind die Wiederholungen, die eine persuasive oder intensivierende Funktion haben. So findet durch die Wiederholung der Gradpartikel eine Intensivierung statt: „Der zweite Punkt ist, dass krank sein in unserer Gesellschaft ganz, ganz schlecht ankommt“³⁹⁵. Häufig ist diese Intensivierung jedoch nicht ernst gemeint, sondern ein Mittel der Ironie (über einen Gerichtsvollzieher: „Hatte er mir doch ein offenes Papier zu überreichen [...] — böse, böse dessen Wortlaut“³⁹⁶). Auch die emotionalisierende Wiederholung („Wenn so etwas prä- oder postschwangere Frauen lesen [...], will ich künftig brav mit ‚Apfel anstatt‘ verhüten. Und nie, nie schwanger werden!“³⁹⁷) wird auf diese Weise für ironische Schwüre und damit für die Bloßstellungen von naiver Gutgläubigkeit verwendet.

Neben der häufigen Verwendung von Wiederholungen zur ironischen Markierung werden außerdem Duration („Suchte, suchte und kriegte nichts auf die Reihe.“³⁹⁸) oder Iteration („Dieser schwachsinnige Moment, wenn man die Tür drückt und drückt, obwohl fett & breit ‚ZIEHEN‘ draufsteht“³⁹⁹) einer Handlung abgebildet. Der Verzicht auf das Objekt und die Be-

³⁹³ taz, 21. 1. 2002, *meinhard rohr zur lage der nation im Spiegel seines Wissens*, S. 20.

³⁹⁴ FR, 9. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

³⁹⁵ Bild, 23. 1. 2002, *Lieber Horst Seehofer*, S. 2.

³⁹⁶ FAZ, 13. 6. 2001, *Des Gerichtsvollziehers Stempel*, S. 57.

³⁹⁷ FR, 8. 11. 2001, *Müttergenesungsblatt*, S. 21.

³⁹⁸ taz, 25. 1. 2002, *Populistin für die Populisten*, S. 13.

³⁹⁹ Bild, 11. 1. 2002, *OUT*, S. 12.

schränkung auf das wiederholte Verb in „Haben haben haben“⁴⁰⁰ verweisen auf die Quantität: Die Bestimmung dessen, was gewünscht wird, ist unnötig, es geht nur um den Besitzwunsch.

Daneben gibt es formelhafte Wendungen, die als Radio- oder Lautsprecher-spezifischer attention-getter („Achtung, Achtung! Hier eine wichtige Meldung weltexklusiv für die Grünen-Parteivorsitzende Claudia Roth“⁴⁰¹) oder als Autorenkommentare (, *schade, schade*‘, , *schlimm, schlimm*‘, , *peinlich, peinlich*‘) dienen. Wiederholungen mit Variation werden zur verstärkenden Steigerung eingesetzt („Nichts, aber auch gar nichts war zu sehen von der vollmundig angekündigten Bayern-Offensive“⁴⁰²).

Im Gegensatz zur mündlichen Kommunikation treten Wiederholungen im Zeitungskorpus nicht infolge der Produktionsbedingungen auf (höchstens als Imitation), sondern als funktionales Werkzeug, das zur Intensivierung dient. In dieser persuasiven Funktion ähneln die Wiederholungen denen der gesprochenen Sprache (zur Abbildung von Duration, Iteration und Quantität, Verstärkung der Graduation, Emotionalisierung), allerdings finden sich häufiger ironische Markierungen. Die meisten Belege finden sich wiederum in Bild (13) und taz (11), die ironischen Verwendungen sind jedoch anteilmäßig am häufigsten in der FR zu finden.

5.5.4 Reformulierungsstrukturen

Eng verwandt mit den Wiederholungen sind die Reformulierungsstrukturen (53 Belege), die allerdings in der Form weniger festgelegt sind. Unterscheiden lassen sich Reformulierungen mit Indikator und Reformulierungen ohne Indikator.

Reformulierungen ohne Indikator werden dann eingesetzt, wenn eine Nachricht zum Verständnis weiterer Informationen bedarf. Diese Zusatzinformationen werden dann in Form von Parenthesen („Unser Poschi, das ist der Sportchef des Zweiten, versammelte zwar mehrere ‚Experten‘ um sich, ließ aber deren intellektuellem Niveau vollkommen freien Lauf“⁴⁰³) eingeschoben oder im Nachfeld ergänzt (in einer Kritik mit Adressierung an Peter Maffay: „das vollbringen außer Dir hierzulande höchstens die Bapper, die aus Köln.“⁴⁰⁴). Eine Korrektur, die in der schriftlichen Kommunikation unsichtbar gemacht werden könnte, bleibt sichtbar, um als Präzisierung zugleich eine Kritik zu sein: „Er küsst und halst die Welt, seine, denn groß ist auch, wer unterm Tisch der Großen im Dunkeln kauern darf.“⁴⁰⁵ So schreibt der Au-

⁴⁰⁰ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

⁴⁰¹ taz, 12. 12. 2001, *Queen stellt ihre Abendroben aus*, S. 20.

⁴⁰² Bild, 28. 1. 2001, *Ihr seid eine Beleidigung für den Namen FC Bayern*, S. 10.

⁴⁰³ FR, 16. 11. 2001, *Poschi und die anderen*, S. 27.

⁴⁰⁴ MP, 19. 6. 2001, *So bist Duhuhu, nur Du, nuhuhur Duhu*, S. 4.

⁴⁰⁵ SZ, 4. 10. 2001, *Briefe vom Jägermeister*, S. 21.

tor auf der Medienseite über den Bild-Kolumnisten Franz Josef Wagner und drückt damit spöttisch aus, dass Wagner in einer eigenen, realitätsfernen Welt lebt. Eine ähnlich sichtbare Korrektur ist in dem Zitat „Hier geht es um ein Lohn- und Gehalts-Plus von zwei, drei, vielleicht vier Prozent.“⁴⁰⁶ enthalten. Diesmal ist die Reformulierung jedoch nicht Mittel der Kritik, sondern sie dient dem Ausdruck einer unpräzisen Formulierung. Gleichzeitig wird auf die Unwichtigkeit der enthaltenen Information verwiesen (in dem Kommentar werden die Piloten kritisiert, die sich über Gehaltserhöhung von 20 Prozent beschwerten, während Beschäftigte des Einzelhandels von solchen Abschlüssen laut Kommentator „nur träumen können“ . Wichtig ist dabei nicht die konkrete Zahl, sondern der Verweis auf die geringe Größe der Zahl).

Wenn ein Indikator vorhanden ist, haben die Reformulierungen, abhängig von der Art des Indikators, unterschiedliche Funktion.

Steigerung und Pointierung werden durch *ja* dargestellt: „Es ist eine einzige Kränkung, ja, ein Skandal.“⁴⁰⁷

Steigerung verbunden mit großzügiger Übertreibung durch *ach was*: „Der Caffé noir ist selbstverständlich [...], dazu Baguette und als Belag in Aludöschen eingeschweißte Marmelade. Oft Aprikose und Erdbeere. Ach was, eigentlich immer.“⁴⁰⁸

Selbstkorrekturen durch *besser gesagt, besser also, oder besser, nein, aber nein, , nein, pardon*: „Die neue Frauenfachzeitschrift, nein, pardon: das Mütter–nicht–Familien–Magazin, wird von Gruner + Jahr (G+J) auf den Markt geworfen.“⁴⁰⁹

Präzisierungen durch *genauer gesagt, um genau zu sein, also*: „Das haben gerade zwei Historiker [...] herausgefunden. Genauer gesagt, das wollen sie herausgefunden haben.“⁴¹⁰

Umdeutungen durch *sozusagen, quasi, will sagen*: „Der schmachtet im Tower von London, quasi in Untersuchungshaft“⁴¹¹

Erweiterungen mit Beispiel durch *sagen wir einmal*: „James Gandolfini spielt ihn wie einen tuntigen Disneyschurken, sagen wir einmal Prinz John“⁴¹²

Erläuterungen durch *und zwar*: „Peter Brook kommt zum Berliner Festival ‚Theaterwelten‘, und zwar mit seiner Pariser ‚Hamlet‘–Inszenierung.“⁴¹³

⁴⁰⁶ MP, 12. 6. 2001, *Von Freiheit und Bodenhaftung*, S. A2.

⁴⁰⁷ SZ, 19. 10. 2001, *Ja, jetzt san ma halt in Dubai*, S. 23.

⁴⁰⁸ SZ, 24. 7. 2001, *Am Straßenrand*, S. 32.

⁴⁰⁹ FR, 8. 11. 2001, *Müttergenesungsblatt*, S. 21.

⁴¹⁰ SZ, 17. 7. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

⁴¹¹ SZ, 26. 10. 2001, *Der Mann fürs Grobe*, S. 18.

⁴¹² FR, 30. 11. 2001, *Im Kittchen ist kein Zimmer frei*, S. 20.

⁴¹³ SZ, 23. 7. 2001, *Kein Tricksen, nur Zauber*, S. 14.

zusammenfassende Vereinfachungen durch *kurz, heißt, soll heißen, will heißen, sprich, anders gesagt*: „In München übernahm der eigens angereiste Steve Ballmer, Chief Executive Officer, kurz, Chef von Microsoft, das Patenamt“⁴¹⁴

auffordernde Dringlichkeit durch *um nicht zu sagen*: „Irgendetwas muss man ja sagen, um nicht zu sagen: tun.“⁴¹⁵.

Daneben gibt es die Imitationen einer Face-to-Face-Kommunikation: etwa, indem der Autor eine Freudsche Fehlleistung entwirft („Der betreffende Mops — Verzeihung — Beamte schaltete einen Anwalt ein“⁴¹⁶) oder indem er eine Fehldeutung provoziert und dann durch erweiternden Kommentar ausschließt („Ein pfißiges Fundstück etwa von Simmel (Georg, versteht sich) über die ‚Psychologie der Koketterie‘“⁴¹⁷).

Die Reformulierungen im Zeitungskorpus sind also meist der konzeptionellen Mündlichkeit zuzuordnen. Ironische Verwendungen und produktionsspezifische Imitationen wie in den beiden letztgenannten Beispielen sind eher selten. Meist dienen Reformulierungen der Präzisierung oder der Steigerung. Auffällig ist die Verteilung in den Zeitungen: Die meisten Belege finden sich in SZ (13) und FAZ (12). In der taz dagegen ist nur ein Beleg vorhanden, die erwähnte Freudsche Fehlleistung. Die Bild hat zwar neun Belege, davon sind jedoch sechs mit den Indikatoren *heißt, soll heißen, will heißen* versehen, es handelt sich also meist um zusammenfassende Vereinfachungen. Bild-Autoren verwenden Reformulierungen nie für Präzisierungen und nur einmal für eine Steigerung. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um eine sprachökonomische Entscheidung: Reformulierungen brauchen Platz, eine direkte Formulierung bringt die Aussage dagegen schneller auf den Punkt.

5.6 Simulierte Sprechsituationen

Nicht nur durch lexikalische Einheiten und syntaktische Formulierungsmuster, auch durch die Simulation einer Sprechsituation kann man den Eindruck einer mündlichen Gesprächssituation hervorrufen. Im folgenden Kapitel werden vier solche simulierte Sprechsituationen beschrieben: Die Formen der Anrede in einem scheinbaren Dialog, der Dialog selbst, bei dem Autor und Leser als Gesprächspartner miteinander kommunizieren, die imaginäre Face-to-Face-Kommunikation mit Referenz auf orale Äußerungen und die Imitation von Sprachvariationen wie Jugendsprache und Werbesprache (280 Belege).

⁴¹⁴ SZ, 29. 10. 2001, *Irischer Frühschoppen*, S. 16.

⁴¹⁵ SZ, 2. 10. 2001, *Angst vorm Fliegen*, S. 19.

⁴¹⁶ taz, 29. 1. 2001, *Guten Tag, meine Damen und Herren!*, S. 1.

⁴¹⁷ Welt, 23. 11. 2001, *Literatur mit Tempo*, S. 27.

5.6.1 Formen der Anrede

5.6.1.1 Anrede von Einzelpersonen

Die Verwendung von Namen in Gesprächen dient laut Schwitalla (1995) der Gesprächskonstitution, der Segmentierung, der Beziehungsdefinition, der Gruppenkonstitution oder der Referenz auf abwesende Personen. Sie sind damit ein wichtiges Mittel, um Einverständnis zwischen den Kommunikationsteilnehmern zu erzielen und ein Gespräch zu ermöglichen. Doch nicht nur das: „Mit dem Namen anwesender Personen dringt man in ihr Territorium ein und stellt Beziehungen her, die vorher so nicht existiert haben“ (Schwitalla 1995, S. 503). Weiter weist Schwitalla darauf hin, dass durch die Namensnennung die Relevanz einer Aussage oder Aufforderung erhöht wird. Eine Beziehung werde so definiert und intensiviert, Gesprächsteilnehmer würden zu Verantwortung, Zugänglichkeit und Kooperation aufgefordert.

Bei einer Äußerung wie „Guck dir den Kahn an, Effe!“⁴¹⁸ würde demnach in einer Gesprächssituation der gesichtsbedrohende Sprechakt (Kritik und Aufforderung) durch die Namensnennung intensiviert. Der Sprecher würde Effenberg eindringlich dazu auffordern, sich an Kahn zu orientieren und zu seinem eigenen Versagen Stellung zu nehmen. Die Funktion der Namensnennung ändert sich jedoch im Kontext der Zeitungskolumne. Zunächst sind die äußeren Bedingungen geändert. Autor und Angeredeter befinden sich nicht in einer Face-to-Face-Kommunikation, Effenberg wird daher nicht zu einer Kooperation aufgefordert, es wird keine Beziehung definiert. Statt dessen findet eine Mehrfachadressierung statt: Auf einer ersten Ebene wird Effenberg angeredet, auf einer zweiten Ebene werden jedoch die Leser adressiert. Nicht Effenberg soll sich an Kahn orientieren, sondern die Leser sollen Kahn und Effenberg vergleichen und demzufolge Effenberg negativ beurteilen.

Der gesichtsbedrohende Akt bleibt bestehen, es wird jedoch keine Beziehung definiert, und erst recht wird Effenberg nicht zur Kooperation aufgefordert. Die Verwendung des Namens ähnelt hier eher dem Sprechen über einen (zumindest potentiell anwesenden) Dritten, der damit aus der Kommunikation ausgeschlossen wird.

Im Zeitungskorpus lassen sich zwei Funktionen für die individualisierte Namensanrede beobachten. Zum einen werden dadurch Vorwürfe gegen prominente Personen formuliert, zum anderen werden Klatschgeschichten scheinbar personalisiert und dabei doch nur an die Öffentlichkeit getragen. So ist der Geburtstagswunsch „Happy Birthday, Schumi!“⁴¹⁹ nur auf den ers-

⁴¹⁸ Bild, 23. 1. 2002, *Effe, ein „Drache“ darf nicht wie ein Suppenhuhn spielen!*, S. 10.

⁴¹⁹ Bild, 3. 1. 2002, *Schumi hat Geburtstag*, S. 10.

ten Blick ein Glückwunsch für Schumacher, in Wahrheit jedoch die Mitteilung an den Leser, dass Schumacher Geburtstag hat. Die tatsächliche Adressierung ist selten und nur dann vorhanden, wenn der Angeredete dem Leser unbekannt ist (wieder einmal Walter Baumann mit jugendsprachlicher Anredeform: „Happy Birthday, Alter!“⁴²⁰).

Als Mittel der Bloßstellung und der Vermittlung von Klatschnachrichten wird die individualisierte Namensanrede am häufigsten in der Bild-Zeitung verwendet (26 Belege von 58 Belegen insgesamt). Dort ist sie in allen Rubriken und in den Textsorten Meldung, Porträt, Kolumne, Kommentar und Bericht präsent. Angeredete der ersten Ebene sind dabei Schauspieler (*Herr Wussow*), Schlagerkomponisten (*Herr Siegel*), Fußballer (*Marco*, gemeint ist Marco Bode) und Mitglieder der Königshäuser (*Mette-Merit*). Auf die förmliche Anrede wird dabei meist verzichtet, es werden Vornamen (*Dieter, Anna, Sonja, Tina, Martin, Verona*) oder Kosenamen (*Hanni, Schumi, Effe*) genannt. Die Anrede von Politikern ist die Ausnahme und findet auch nur dann statt, wenn sie sich mit den Prominenten der genannten Felder verbinden lassen (an Carsten Schwettmann, Oberbürgermeister von Delmenhorst, der Heimatstadt der Sängerin Sarah Connor: „Lieber Herr Schwettmann, gerade hat sich Sarah unfassbar sexy [...] auf ein Sofa gelegt. Sie ist IHRE Botschafterin“⁴²¹).

In anderen Zeitungen verschieben sich der Kreis der Angeredeten und die Textsorten, in denen die Anreden verwendet werden. Zwar gibt es auch Belege auf den Politik- und Medienseiten, jedoch nur in meinungsbetonten Textsorten (Glossen, Kolumnen, im Feuilleton in Kritiken). Außerdem werden hier häufiger Politiker (mit Titeln als Zeichen der Institutionalisierung: *Herr Bundeskanzler, Mr. President, Frau Minister*) angeredet, seltener Sänger (mit Distanzanrede: *Frau Elvers*), kaum Sportler (in der taz in der persönlichen Anrede: „Mensch, Boris! Schau hin, das ist deine Tochter!“⁴²²), nie Mitglieder der Königshäuser. Meist wird gesiezt („Eine wirklich beeindruckende Maxime, Doktor Edmund Stoiber, aber so... [Absatz] ... so können Sie doch niemals Kanzler werden! Mamma mia!“⁴²³), nur ausnahmsweise ist auch ein *Du* vorhanden (in einer Kritik über eine Konzert von Peter Maffay als Imitation und gleichzeitige Kritik der Maffay-Sprechweise: „Und mit denen, echt wahr, hast Du wahnsinnig viel gemeinsam.“⁴²⁴).

5.6.1.2 Anrede von Gruppen

Die Unterschiede zur gesprochenen Sprache sind weniger groß, wenn die Anrede sich an Gruppen wendet (22 Belege), denn auch in der mündlichen

⁴²⁰ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

⁴²¹ Bild, 3. 1. 2002, *Sarah Connor: Schaut her, an mir ist alles echt (ganz bestimmt)*, S. 12.

⁴²² taz, 11. 1. 2002, *Teebeutel der Nation*, S. 13.

⁴²³ taz, 16. 1. 2002, *Guten Tag, Doktor Edmund Stoiber!*, S. 1.

⁴²⁴ MP, 19. 6. 2001, *So bist Duhuhu, nur Du, nuhuhur Duhu*, S. B4.

Kommunikation wird von einer Gruppe keine Antwort, dafür aber erhöhte Aufmerksamkeit erwartet. Allerdings findet eine Verlagerung der Funktion statt: Wo in Face-to-Face-Kommunikation eine Menge von Leuten durch die Anrede meist begrüßt oder angefeuert wird, sind bei der Anrede im Zeitungskorpus mit der Identifizierung der Gruppe meist gesichtsbedrohende Sprechakte wie Korrekturen („Der jetzige Trainer heißt Hans Meyer, liebe Fans, nicht Hennes“⁴²⁵) oder Beleidigungen („Ihr seid ja so blöd, ihr *Bild*-Leser nämlich — so unglaublich blöd, dass wir euch die ausgelatschtesten Gemeinplätze [...] unterjubeln können“⁴²⁶) verbunden. Diese Sprechhandlungen sind allerdings abgemildert durch die zeitliche und räumliche Trennung und durch die unklare Adressierung. So wendet sich zwar der Autor des letztgenannten Zitats an die Bild-Leser, da der Artikel jedoch in der SZ erscheint, ist zu vermuten, dass die Leser meist SZ-Leser sind. Angeredet werden auf diese Weise Prominente („Liebe Stars“⁴²⁷), Fußballer („Aufgepasst, Borussia Dortmund“⁴²⁸), Parteien („Schöne Weihnachten, CDU, CSU!“⁴²⁹), Berufsgruppen (*verehrte Parlamentarier, liebe Redakteure*), Männer (*liebste Herren, liebste Männer, Jungs*), Frauen (*meine Damen, Mädels*) und Menschen allgemein („Alles klar, Leute?“⁴³⁰).

Bei der Anrede von national begrenzten Gruppen handelt es sich nicht um eine Adressierung, statt dessen wird ein medialer Wechsel inszeniert. Aus der trockenen Meldung *Holländer sind unzufrieden mit der Wahl des bekennenden Bier-Liebhabsers Prinz Willem-Alexander* wird so die amüsant-flapsige Bemerkung „Wie ich höre, Ihr Holländer, seid Ihr aber auch nicht ganz glücklich mit der Wahl von Prinz Pilsje“⁴³¹. Der Autor gibt vor, das Medium *Brief* zu verwenden, um eine persönliche Nachricht an die Holländer zu vermitteln. Die Illusion ist offensichtlich und wird vom Leser auch erkannt.

Durch die Anrede von regional begrenzten Gruppen werden Vorurteile dieser Gruppen untereinander transportiert („Auf, Bayern, greift nach der nördlichen Hauptstadt, die danach lechzt, in sachkundige Verwaltungshände zu kommen!“⁴³²). Die Bayern sollen hier nicht durch eine beziehungsintensivierende Adressierung und durch den damit verbundenen erhöhten Druck zu einer Handlung aufgefordert werden. Die Handlungsaufforderung ist ironisch gemeint, sie beschreibt den Wunsch und die Überheblichkeit dieser Gruppe, die somit öffentlich an den Pranger gestellt wird.

⁴²⁵ MP, 30. 7. 2001, *Aus der Geschichte lernen*, S. A5.

⁴²⁶ SZ, 8. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

⁴²⁷ Bild, 25. 1. 2002, *Autokönig Becker verlässt seine Frau für 'ne echte Luxuskarosse*, S. 12.

⁴²⁸ Bild, 4. 1. 2002, *Hoeneß: Bayern erst 2005 an die Börse?*, S. 11.

⁴²⁹ Bild, 18. 12. 2001, *Schöne Bescherung für die Union*, S. 2.

⁴³⁰ MP, 19. 6. 2001, *So bist Duhuhu, nur Du, nuhuhur Duhu*, S. B4.

⁴³¹ Bild, 31. 1. 2002, *Liebe Holländer*, S. 2.

⁴³² FAZ, 18. 6. 2001, *Originelles Mischvölkchen*, S. 55.

Bei der Anrede von Einzelpersonen ist also die Anrede irreführend, denn tatsächlich wird nicht die genannte Person adressiert, sondern die Leser werden adressiert. Die Gruppenanrede dagegen ist tatsächlich an die genannte Gruppe gerichtet, meist handelt es sich jedoch nicht um Grüße oder Aufforderungen wie in der mündlichen Kommunikation, sondern um gesichtsbedrohende Äußerungen. Es findet eine Differenzierung der eigenen Gruppe (Autor und eigene Leser) von einer anderen Gruppe (andere Leser, andere Regionen, andere Länder) statt, wobei die eigene Gruppe positiv, die angeredete andere Gruppe negativ dargestellt wird.

5.6.1.3 Symbolische Anrede

Ein Randphänomen ist die symbolische Anrede (3 Belege), die auch in der mündlichen Kommunikation vorkommt und einen pathetisch-theatralischen Effekt hat. In dieser Funktion ist sie auch in einem kulturpolitischen Kommentar der FAZ an exponierter Stelle (Unterzeile, also fettgedruckt unter der Überschrift) zu finden: „Adieu, Wissenschaft“⁴³³. Die Funktion der Adressierung entfällt, die Abschiedsformel wird jedoch überhöht und intensiviert. Die Anrede von Pressemappe (mit Bezug auf das in einer Pressemappe falsch geschriebene Wort *Hybriden*: „Die Sternzeichen sollen eine Art geballte Küchenübersicht aus ‚Mensch und Tier und Hybriden‘ sein, so steht es in der Pressemappe. Himmel, liebe Pressemappe, was sind denn Hybriden?“⁴³⁴) und Euro („Goodbye, ihr freizeitintensiven 2.100 Euro“⁴³⁵) unterstreichen ebenfalls den emotionalen Gehalt der Äußerung (Empörung, Ironie und Trauer).

5.6.2 Autor–Leser–Kommunikation

Bei dem Printmedium Zeitung besteht eine räumliche und zeitliche Trennung von Autor und Leser. Eine direkte Kommunikation mit Reaktion auf den Sprecherbeitrag des Gegenüber ist daher nicht möglich. Möglich ist aber ein einseitig inszenierter Dialog, der unterschiedliche Sprecherbeiträge berücksichtigt. Dieser Dialog ist auf mehreren Ebenen denkbar: Zunächst als Dialog jenseits der Nachricht, indem der Autor eine Meldung mit persönlichen Kommentaren versieht. Dann als Reaktion auf einen zwar nicht vorhandenen, aber vorgestellten Leserkommentar. Schließlich gibt es die Möglichkeit, den Leser direkt anzusprechen, um ihn zu einer Handlung aufzufordern oder aus der passiven Konsumentenrolle in eine scheinbar mitgestaltende Rolle zu zwingen. Was auf den ersten Blick wie eine reine Inszenierung erscheint, ist beim genaueren Hinschauen zumindest teilweise tatsächlich einer konzeptionell mündlichen Gesprächssituation geschuldet.

⁴³³ FAZ, 12. 6. 2001, *Amputierte*, S. 54.

⁴³⁴ FR, 23. 11. 2001, *Spontan wie eine tote Schildkröte*, S. 23.

⁴³⁵ taz, 2. 1. 2002, *Stell dir vor, du bist pleite*, S. 14.

5.6.2.1 Autorenkommentare

Während es in den traditionellen Zeitungsberichten in erster Linie um die Informationsvermittlung geht, finden sich im Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* mehrfach Belege für Äußerungen, die als persönliche Autorenkommentare gekennzeichnet sind (43 Belege). Die Trennung zwischen Nachricht und Kommentar wird so zunehmend aufgehoben, vielleicht aber auch die Trennung dieser beiden Bereiche als unmögliche offengelegt und damit eine Täuschung entlarvt.

Am häufigsten meldet sich der Autor zu Wort, um mit einem Kommentar — meist in Klammern — die eigene Einschätzung einer Meldung anzugeben und die Meldung damit zu bewerten. Dabei kann es sich um Ereignisse („Für die Hochzeit musste sich Máxima (schlimm, schlimm) öffentlich von ihrem Daddy distanzieren“⁴³⁶) oder um Personenbeschreibungen (in einer Buchkritik über den russischen Regisseur Wsewolod Meyerhold, der 1940 während des stalinistischen Terrorregimes in einem Moskauer Gefängnis erschossen wurde: „(armer Wsewolod Meyerhold!)“⁴³⁷) handeln, die so entweder, wie im ersten Fall, ironisch oder, wie im zweiten Fall, mit ehrlichem Bedauern kommentiert werden.

Häufig nutzen Autoren die Kommentare zur Selbstdarstellung: Der Autor wirbt um die Gunst des Lesers (mit Asterisken aus der Chatkommunikation und Majuskeln für akzentuierten Nachdruck: „Ich küsse alle meine Leser *DAS MACHT SONST KEINER BEI DER F.R.*“⁴³⁸), oder er outet sich als Landbewohner („aber wer selbst vom Land kommt (ich bekenne!), merkt schnell, dass das städtische Publikum an vielen Stellen aus purer Ahnungslosigkeit lacht.“⁴³⁹), wobei das scheinbare Bekenntnis kokett die Selbstdarstellung verdeckt.

Weitere Funktionen der Autorenkommentare sind Einräumungen („Von mir aus...“⁴⁴⁰), Kritik („Die Ouvertüre zu Mozarts ‚Hochzeit des Figaro‘ (mal wieder) hatte das Konzert enttäuschend eröffnet“⁴⁴¹), Vagheitsausdruck mit Ungeduld („ein Gleichnis, eine Parabel, was weiß ich.“⁴⁴²), Imitation von Produktionsschwierigkeiten durch mangelnde Information („Machen wir uns nichts vor, machen wir’s uns erst mal bequem im, Moment, auch schon wieder einen Tag alten Ja!“⁴⁴³ [sic!]) und Entschuldigung bei Provokation („dieses Werkzeug [gilt] selbst den Leugnern Gottes [...] als die, pardon, materielle Krone der Schöpfung“⁴⁴⁴).

⁴³⁶ Bild, 11. 1. 2002, *Die schönsten Stimmen sind gekürt! Aber wann kommt der Preis fürs schönste Dekolleté?*, S. 12.

⁴³⁷ FAZ, 12. 6. 2001, *Wo ist der Familienschmuck?*, S. 50.

⁴³⁸ FR, 2. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 30.

⁴³⁹ FR, 14. 11. 2001, *Einmarsch der Lebensstile*, S. 18.

⁴⁴⁰ Bild, 23. 1. 2002, *Effe, ein „Drache“ darf nicht wie ein Suppenhuhn spielen!*, S. 10.

⁴⁴¹ MP, 26. 6. 2001, *Trillern in leiser Harmonie*, S. B3.

⁴⁴² taz, 2. 1. 2002, *strafplanet erde: das neue geld und die strampelnden rümpfe*, S. 20.

⁴⁴³ taz, 2. 1. 2002, *strafplanet erde: das neue geld und die strampelnden rümpfe*, S. 20.

⁴⁴⁴ SZ, 5. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

Auf metasprachlicher Ebene werden zudem Formulierungen in Frage gestellt („diesmal mit Gästen aus Amerika, Frankreich, London, München, Berlin und Offenbach, also bestem feinstem Soul (warum ich da ‚also‘ geschrieben habe, weiss ich nicht).“⁴⁴⁵), Erläuterungen eingeschoben („Am Würfeltisch — den muss ich erklären, der ist spitze.“⁴⁴⁶) und eigene Interpretationen offengelegt („Um ehrlich zu sein — wortwörtlich steht dies nicht in der Meldung.“⁴⁴⁷). Dabei sind die Autorenkommentare nicht immer offensichtlich, meist jedoch werden sie markiert (z.B. durch Sprachwechsel: „Irony is (nun aber endgültig!) over.“⁴⁴⁸).

Schließlich melden sich Autoren zu Wort, wenn sie ein Fremdzitat kommentieren wollen. Sie führen dann das Zitat als Beweis der eigenen Einschätzung an („Sie erinnern sich an Klopstock?‘ Bitte! Flugs war da der Eingang zum Haus der Fiktion wieder mit Bildungsbrocken zugeschüttet“⁴⁴⁹) oder unterbrechen es empört („[...] dessen Ekstasen vom Übermenschen sind die Noten, mit denen Benn den Basso continuo seines Lebens —‘, genug.“⁴⁵⁰), wobei durch die Unterbrechung mit *turn*-Übernahme ein dialogischer Eindruck entsteht.

In den Zeitungen werden Autorenkommentare mit unterschiedlicher Funktion verwendet. In der Bild-Zeitung wird oft bewertet, FR und taz nutzen Autorenkommentare dagegen häufiger zur Selbstdarstellung. SZ- und Welt-Autoren kommentieren Fremdzitate, in der MP ist der Autorenkommentar Mittel zur Kritik. Im FAZ-Feuilleton finden sich ebenso wie im Welt-Feuilleton metasprachliche Kommentare. Auffällig ist außerdem, dass nur in FAZ und SZ *wir*-Formulierungen verwendet werden, bei denen der Bezug auf den Autor weniger offensichtlich ist. Am stärksten ist der gesprachliche Kontext in FR und taz, in der Bild-Zeitung ist der Autorenkommentar ein Stilmittel, in FAZ, Welt und SZ dient er zur Sprachreflexion, in MP und PS finden sich zu wenig Belege für eine allgemeingültige Aussage. Alle Autorenkommentare bewirken, dass die trockenen Agenturmeldungen und Berichte peppiger und individualisiert erscheinen.

5.6.2.2 Autorenreaktion

Reaktionen des Autors auf imaginierte Leserkommentare sind dem Bereich der Ironie- und Scherzkommunikation zuzuordnen (16 Belege). Es werden verschiedene Szenarien entwickelt und dafür entsprechende Reaktionen entworfen. So wird etwa der Einwurf eines scheinbar anwesenden Zuhörers aufgenommen und kommentiert: „Den Siegessekt nach Hannis Oberstdorf-

⁴⁴⁵ FR, 30. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

⁴⁴⁶ FR, 27. 11. 2001, *Würfeln*, S. 34.

⁴⁴⁷ Welt, 7. 11. 2001, *E.T. und die Terroristen*, S. 27.

⁴⁴⁸ SZ, 11. 10. 2001, *Sag' vielmals nie*, S. 19.

⁴⁴⁹ Welt, 22. 11. 2001, *Kartoffel im Rampenlicht*, S. 28.

⁴⁵⁰ SZ, 4. 10. 2001, *Ein Knochen ist ein Griffel ist ein Wecker*, S. 18.

Triumph spendierte — genau, Schmitt.“⁴⁵¹ Der inszenierte Einwurf dient dazu, den Bekanntheitsgrad der Nachricht zu markieren. Eine andere Möglichkeit besteht darin, eine Nachfrage des Lesers anzunehmen. Diese wird dann entweder durch Fremdkorrektur richtig gestellt („Ein kompliziertes Organ zwar — Tunica vasculosa bulbi, Corpus vitreum, Retina, nein, nicht der Wein, Glandula lacrimalis und all dies: wie klangvoll — , aber wie augenfällig letztlich die Struktur.“⁴⁵²) oder aufgenommen und beantwortet („Warum mir beim Thema Reformen [...] Werner Schiffmann aus Würzburg einfällt?“⁴⁵³). Zusätzlich kann die Lautstärke der Nachfrage angezeigt werden: „Man weiß nicht, warum, hieß es gestern im letzten Satz zur Bochumer ‚Godot‘-Aufführung (ja, die mit Harald Schmidt)“⁴⁵⁴. Hier werden unterschiedliche Ebenen der Kommunikation angenommen, die vordergründige Erzählebene und die leise Nachfrage sowie die ebenso leise Bestätigung. Auf diese Weise spart sich der Autor platzraubende Erklärungen und verweist auf die Aktualität des Themas.

Ebenfalls möglich ist eine Frage an den Leser und die Kommentierung seiner negativen Antwort, wie sie in einer FR-Glosse zu finden ist: „Könnte Putin nicht [...] seine Seele irgendwann mal schrumpfen lassen [...]? Nein? War nur so eine Frage.“⁴⁵⁵. Da es sich um eine rhetorische Frage handelt, ist die zu erwartende Antwort leicht aufzunehmen. Der Kommentar *war nur so eine Frage* zeigt an, dass es sich weniger um eine Frage als um einen unerfüllbaren Wunsch gehandelt hat.

Schließlich ist sogar eine zweifache Inszenierung wie in dem Zitat „Wer behält hier noch den Überblick? Richtig: Die PDS.“⁴⁵⁶ möglich. Der Autor imaginiert nicht nur die Antwort des Lesers, er versetzt ihn außerdem in eine fiktive Schulsituation und verwandelt den Leser damit in einen Schüler, der für die richtige Antwort gelobt wird. Indem der Autor eine falsche Antwort ausschließt, markiert er die richtige Antwort als unausweichlich — und deutet damit an, dass die PDS verantwortlich für das Chaos ist und daher selbstverständlich den Überblick behält. Diese Botschaft wird dem Leser in schulmeisterlicher Manier übermittelt.

Gemeinsam ist allen Belegen eines imaginierten Leserkommentars, dass es sich um die Imitation einer konzeptionellen Mündlichkeit handelt. In dieser offensichtlichen Imitation werden sie nicht oft verwendet, von der FAZ sogar nie. Erstaunlich ist, dass die Belege unterschiedlichen Textsorten entstammen: Neben Kritik und Glosse sind auch Berichte und Porträts offen für Belege einer solchen Scherzkommunikation.

⁴⁵¹ Bild, 3. 1. 2002, *Verlierer Schmitt — Wie erträgt er das alles?*, S. 8.

⁴⁵² FR, 16. 11. 2001, *Augenblicke*, S. 23.

⁴⁵³ MP, 24. 7. 2001, *Von Appetithappen und Klößchen*, S. A1.

⁴⁵⁴ taz, 9. 1. 2002, *berichtigung*, S. 15.

⁴⁵⁵ FR, 16. 11. 2001, *Augenblicke*, S. 23.

⁴⁵⁶ Welt, 9. 11. 2001, *Der „Stern“-Chef sieht rot*, S. 34.

5.6.2.3 Autor adressiert Leser

Durch die Adressierung des Lesers (72 Belege) realisiert der Autor Ratschläge, Warnungen oder Beschimpfungen. In diesem Bereich ist eine starke Orientierung an den Formen der konzeptionellen Mündlichkeit zu beobachten. Wenn jedoch eine gemeinsame Textproduktion inszeniert wird oder der Autor durch Floskeln Verbindlichkeit schafft, handelt es sich bei der Adressierung um eine Imitation von konzeptionell mündlichen Formen.

Seltener sind die Adressierungen, die an der konzeptionellen Mündlichkeit orientiert sind und dem Leser Rat und Hilfe erteilen. So empfiehlt der Kolumnist Baumann seinen Lesern den Besuch einer Kunstaussstellung mit dem Zitat „Da wir schon bei Kunst sind: geht mal zu Tobias Rehberger“⁴⁵⁷. Ein PS-Autor gibt Tipps aus dem Kosmetik-Bereich: „Sie [können] beim Nagellack einen tollen Braun-Ton auftragen“⁴⁵⁸. Ein Resümee warnt den Leser vor ausgiebigem Kaffeegenuss: „Also Vorsicht vor zuviel des Guten!“⁴⁵⁹. Textueller Hintergrund solcher Ratschläge sind meist Ratgeber-Texte oder Kolumnen. Der Rat kann sich steigern bis hin zum Befehl („Gähnen Sie jetzt nicht!“⁴⁶⁰), doch hier ist bereits der Übergang zu den imitierenden Adressierungen zu beobachten: Mit dem Imperativ drückt der Autor kein echtes Verbot aus (dessen Einhaltung er auch nicht überprüfen könnte), sondern er versucht, für ein uninteressant klingendes Thema Interesse beim Leser zu wecken.

Adressierungen, die für den Artikel eine bestimmte Funktion besitzen, treten häufiger auf und sind der konzeptionellen Schriftlichkeit zuzuordnen. So ist das Zitat „Marshall-Verstärker und Synthesizer aus der Konserve können Musik aufblasen — Seele verleihen können sie ihr nicht. Fragen Sie mal T. V. Smith und seine Akustikgitarre...“⁴⁶¹ keine Handlungsaufforderung, sondern ein Argument des Autors, um seine eigene These zu stützen. Ähnlich verhält es sich bei Formulierungen wie *Wussten Sie schon, schon mal drüber nachgedacht, erinnern Sie sich*. Auf diese Weise wird ein Thema motiviert — entweder im Vorfeld („Schon mal drüber nachgedacht, weshalb aus Dönern nie blutiger Fleischsaft tropft, und warum man beim Pakistaner kein rare Steak bestellen kann?“⁴⁶²) oder im Nachhinein („und so entstand die Stadt Rom, wo das *Bordell* bis heute *Il Lupanare* heißt, interessant, oder, aber das nur nebenbei“⁴⁶³).

Andere Äußerungen sind auf die Textproduktion bezogen. Dabei bezieht der Autor den Leser entweder in die Textproduktion ein und fordert

⁴⁵⁷ FR, 30. 11. 2001, *WALTERSWOCHENENDE*, S. 28.

⁴⁵⁸ PS, 28. 10. 2001, *Farben des Herbstes*, S. 5.

⁴⁵⁹ PS, 14. 10. 2001, *800 Stoffe in Kaffee*, S. 3.

⁴⁶⁰ taz, 9. 1. 2002, *verboten*, S. 1.

⁴⁶¹ FR, 22. 11. 2001, *Die da oben, der da unten*, S. 29.

⁴⁶² taz, 16. 1. 2002, *Das muslimische Bluttabu ist die Gretchenfrage*, S. 3.

⁴⁶³ SZ, 17. 7. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

ihn somit zur Kooperation auf („Jetzt aber lassen Sie uns über Offenbach reden“⁴⁶⁴). Oder es handelt sich um formelhafte Wendungen, die eher einer Vortragssituation entnommen sind („Aber erlauben Sie mir, doch etwas hinzuzufügen.“⁴⁶⁵). Andere Floskeln schaffen eine Verbindlichkeit und erzeugen den Eindruck von Abgeklärtheit („Wissen Sie, so ist halt nun mal die Globalisierung.“⁴⁶⁶) oder verweisen auf die Bekanntheit der Äußerung („Sie wissen doch, da kommt der Bundeshelm“⁴⁶⁷).

Schwierig einzuordnen sind die Belege, bei denen der Autor durch die Adressierung den Leser mit seiner Lebenswelt einzubinden versucht: „Und? Schon mit Euro bezahlt?“⁴⁶⁸ oder „Haben Sie heute schon zum Himmel geblickt? Was haben Sie gesehen [...]? Richtig: Cirrus, Cumulus und Stratus“⁴⁶⁹. Durch solche Fragen wird in der Face-to-Face-Kommunikationssituation meist ein Dialog eröffnet. Hier jedoch dient die Frage dazu, ein neues Thema zu etablieren (besonders das erste Beispiel, das als Überschrift das aktuelle Thema *Euro* und damit eine zu diesem Zeitpunkt häufig gestellte Frage aufgreift). Es handelt sich um eine konzeptionell mündliche Formulierung, die allerdings durch die Unabhängigkeit der Antwort eine andere Funktion (Themenetablierung) erfüllt und insofern der konzeptionellen Schriftlichkeit zuzuordnen ist.

Diese Ambivalenz zeigt sich am deutlichsten in einem Zitat von Baumann: „(an dieser Stelle grüßen wir Erna-Barbarella, eine scheint’s ältliche Dame mit lila Haaren, eine Art Godmother der künstlichen Hüftprothese/ aber verrätet ihr nicht, dass ich das geschrieben habe/ sie ist sehr eigen!“⁴⁷⁰ Der dialogische Bezug ist unübersehbar und führt sogar zur Konspiration mit dem mitlästernden Leser. Zugleich ist aber der Bezug zum graphischen Medium (*geschrieben*) ausdrücklich vorhanden, die Bitte *verrätet nicht* wird so humorvoll ad absurdum geführt.

Bei der Frage, ob die genannten dialogischen Elemente als Teil der mündlichen Kommunikation oder als Stilmittel der konzeptionellen Schriftlichkeit anzusehen sind, hilft ein Blick auf die Quelle der Belege. Die Ratschläge und Warnungen stammen größtenteils aus der PS, die mit zwölf Adressierungen oft zu diesem Ausdrucksmittel greift. Dahinter steht die Idee, durch Serviceleistungen eine Leserbindung zu erreichen. In diesem Bereich findet eine direkte Übertragung vom Bereich der konzeptionellen Mündlichkeit (Ratschlag der großen Schwester, Hilfe vom freundlichen Nachbarn) auf

⁴⁶⁴ FR, 23. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 28.

⁴⁶⁵ SZ, 16. 7. 2001, *Pathologie für Popen*, S. 15.

⁴⁶⁶ taz, 2. 1. 2002, *Globalisierung tötet Russen*, S. 20.

⁴⁶⁷ taz, 14. 1. 2002, *schneller vorlauf*, S. 18.

⁴⁶⁸ taz, 2. 1. 2002, *Und? Schon mit Euro bezahlt?*, S. 4.

⁴⁶⁹ SZ, 5. 10. 2001, *Ich bin das Kind von Wasser und Wind*, S. 20.

⁴⁷⁰ FR, 2. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 30.

den schriftsprachlichen Bereich statt, mit der Adressierung ist tatsächlich eine Handlungsaufforderung verbunden. Andere Ausdrucksformen in taz, SZ und Bild dienen der Textproduktion, der Motivierung und Etablierung neuer Themen und der Einbeziehung des Lesers. Dabei bleiben diese Adressierungen jedoch als Stilmittel erkennbar.

5.6.3 Imaginäre Face-to-Face-Kommunikation

Eine Face-to-Face-Kommunikation lässt sich nicht nur über unterschiedliche Sprecherbeiträge definieren, sondern auch über das mündliche Medium, das Produktion und Rezeption aneinander koppelt und phonisch realisiert ist. Beide Bedingungen treffen nicht auf das Printmedium zu, werden aber oft imitiert: durch scheinbar spontane Äußerungen in einer ungeplanten Kommunikationssituation, die Abschweifungen und Informationsmangel thematisieren, und durch die Referenz auf eine phonische Realisierung.

5.6.3.1 Ungeplante Kommunikation

Auf eine ungeplante Kommunikationssituation verweisen die Äußerungen, die metakommunikativ auf Abschweifungen („doch dies nur am Rande“⁴⁷¹) oder Themenwechsel („Aber jetzt mal ganz was anderes“⁴⁷²) Bezug nehmen. Diese Art des Formulierens, die nur in der SZ zu finden ist, deutet auf eine mündlichen Konzeption hin, bei der die Themenbehandlung nicht unbedingt stringent und zeitsparend stattfindet, sondern durch Hinweise des Autors auf die thematische Gestaltung leichter zu verarbeiten ist. Priorität hat also die Verständnis- und Aufmerksamkeitssicherung, nicht die sprachökonomische Verarbeitung.

Andere Äußerungen sind wiederum dialogisch angelegt, etwa indem eine Nachfrage Verständnisschwierigkeiten signalisiert: „Tatjana WER, bitte sehr?“⁴⁷³ Tatsächlich erbittet der Autor jedoch nicht die Wiederholung des Namens, sondern er drückt mit dieser Nachfrage aus, dass die Millionärs-witwe Tatjana Gsell nach ihrer kurzen Popularitätsphase bereits wieder in Vergessenheit geraten ist.

Eine ähnlich ironische Verwendung findet sich in Äußerungen, die schrittweises Formulieren imitieren, verursacht durch Informationsmangel: „wie heißt sie noch, die Berlinerin, die mit dem Handballprofi liiert ist?“⁴⁷⁴ Ähnlich wie bei Tatjana Gsell handelt es sich um den Namen einer Prominenten, Franziska van Almsick (liiert mit dem Handballer Stefan Kretzschmar), der hier erfragt wird. In einer ungeplanten Kommunikationssituation entste-

⁴⁷¹ SZ, 4. 10. 2001, *Ein Knochen ist ein Griffel ist ein Wecker*, S. 18.

⁴⁷² SZ, 4. 10. 2001, *Briefe vom Jägermeister*, S. 21.

⁴⁷³ Bild, 29. 1. 2002, *Tatjana Gsell erklärt, wie sie Herz und Körper zwischen Ehemann und Lover aufteilt*, S. 12.

⁴⁷⁴ taz, 2. 1. 2002, *strafplanet erde: das neue geld und die strampelnden rümpfe*, S. 20.

hen solche Fragen durch fehlende Informationen und den zeitlichen Produktionsdruck. Bei einem Printmedium hat der Autor jedoch genug Zeit, die fehlende Information nachzuschlagen und den Text vollständig zu gestalten. Es handelt sich bei solchen Formulierungen daher um eine Imitation der konzeptionellen Mündlichkeit. Die Funktion des schrittweisen Formulierens ändert sich: Weg von gemeinsamer Produktion, hin zu Ironie und Ausdruck von Bedeutungslosigkeit.

Scheinbar spontane Äußerungen, die auf eine ungeplante Kommunikationssituation verweisen (8 Belege), sind demnach entweder konzeptionell mündlich angelegt, wenn sie — wie in der SZ — metakommunikativ zur Aufmerksamkeitssicherung beitragen, oder sie sind ironisches Stilmittel, wenn sie — wie in Bild, FR und taz — die fehlende Information als irrelevant kennzeichnen.

5.6.3.2 Referenz auf orale Äußerung

Die Referenz auf orale Äußerungsformen (28 Belege) hat sehr unterschiedliche Funktionen. Häufig finden sich Formulierungen mit *wie gesagt*, die als intensivierende Wiederholung des Themas dienen und ein Fazit ankündigen: „Und ein bißchen grausam, wie gesagt, muß es schon sein.“⁴⁷⁵ Andere orale Referenzen kündigen Umformulierungen an („Man kann es auch anders sagen.“⁴⁷⁶) oder drücken die Ungenauigkeit eines Beispiels oder einer Schätzung aus („Aber die Pulsfrequenz von, sagen wir, 67 Prozent der taz-Leserinnen hat sich in diesem Moment um 0,7 Hertz erhöht.“⁴⁷⁷).

In metakommunikativen Ankündigungen verweisen die Autoren durch orale Referenzen auf die Vorwegnahme einer relevanten Information am Anfang eines Artikels zur Vermeidung von Missverständnissen (am Tag nach der Wahl zur neuen *Miss Germany*: „Liebste Männer der Schöpfung, um’s gleich vorweg zu sagen [...]: SIE IST VERGEBEN!“⁴⁷⁸), auf eine resümierende Zusammenfassung und Vereinfachung am Ende eines Artikels („Also, was ich sagen will: Viel Herz ist gut.“⁴⁷⁹) oder auf ein peinliches Geständnis („Doch was soll ich sagen? Man gewöhnt sich.“⁴⁸⁰).

Durchaus humorvoll wirkt eine Formulierung wie in „Über vier dieser Texte [...] kann an dieser Stelle nichts weiter gesagt werden, da ich sie schlicht nicht mitbekommen habe.“⁴⁸¹, die bezeichnenderweise unter der Überschrift *Orales* zu finden ist. Während der Satzbeginn durch die passive

⁴⁷⁵ FAZ, 12. 6. 2001, *Darf’s ein bisschen grausamer sein?*, S. 58.

⁴⁷⁶ MP, 21. 6. 2001, *Die schlechteste Lösung*, S. A2.

⁴⁷⁷ taz, 11. 1. 2002, *Teebeutel der Nation*, S. 13.

⁴⁷⁸ Bild, 28. 1. 2002, *Leider ist die neue Miss Germany schon an einen Elektriker vergeben*, S. 14.

⁴⁷⁹ MP, 30. 7. 2001, *Aus der Geschichte lernen*, S. A5.

⁴⁸⁰ taz, 10. 1. 2002, *Die Kraft der Ruhe*, S. 14.

⁴⁸¹ FR, 6. 11. 2001, *Orales*, S. 18.

Konstruktion die Nennung des Verantwortlichen vermeidet, wird in der Begründung der Verantwortliche zwar ausdrücklich genannt, zugleich aber von der Verantwortung entbunden. Der orale Bezug unterstützt die Unverbindlichkeit der Aussage.

Außerdem ermöglicht ein oraler Bezug die Einbeziehung von Körpergeräuschen (wie bereits erwähnt in 5.3.6.4), die in der schriftlichen Kommunikation notwendig entfallen: „Was uns alle interessiert, räusper, räusper: Wie sind Sie nur so schlank geworden, Herr Lagerfeld?“⁴⁸².

Im Printmedium wird geschrieben, nicht gesprochen. Dennoch finden sich, wie gezeigt, häufig Verweise auf das phonische Medium. Diese Verweise wirken jedoch nicht stilisiert. Vielmehr scheinen die Autoren von einer Verbalisierung des Textes auszugehen, so dass sie Hinweise auf sprachliche Gestaltung und Körpergeräusche selbstverständlich einbinden. Auch beim Lesen fällt der Widerspruch nicht auf. Die Verweise auf Fazit, Ungenauigkeit, Eingeständnis und Unverbindlichkeit erleichtern vielmehr das Textverständnis und machen die Subjektivität des Artikels deutlich. Solche Verbalisierungen finden sich nur selten in der Bild-Zeitung, häufiger jedoch in der Welt, die damit Beispiele und Resümees ankündigt. In der FR und taz dagegen werden Körpergeräusche eingebunden und die Verbindlichkeit des schriftlichen Textes aufgehoben – zugunsten des schnellen, dafür aber ungenauen Formulierens der konzeptionellen Mündlichkeit.

5.6.4 Herkunftsbereiche der Sprachvariationen

Nicht nur die Face-to-Face-Kommunikationssituation ist als Vorbild für die gesprochensprachlichen Formulierungen produktiv, sondern auch Sprachvariationen, die durch die mediale Vermittlung oder gruppenspezifische Eigenschaften bedingt sind. So lassen sich als Vorbilder Werbesprache, Jugendsprache, Mothertalk und Chatkommunikation identifizieren (30 Belege).

5.6.4.1 Werbesprache

Ein gelungener Werbeslogan muss Normen verletzen, um aufzufallen. Da konzeptionell mündliche Formulierungen den Normen der Schriftsprache (noch) widersprechen, sind elliptische Konstruktionen, Neologismen und intensivierende Präfixe ein Mittel der Werbung, die damit Erwartungen des Lesers nicht erfüllt. Es ist daher anzunehmen, dass einige der zitierten Belege für gesprochensprachliche Elemente nicht nur in der mündlichen Kommunikation ihr Vorbild haben, sondern auch in der Werbesprache, die durch ihre Präsenz ebenfalls zur Sprachveränderung beiträgt. Offensichtlich werden die Übernahmen, wenn nicht nur einzelne Stilmittel, sondern typische Slogans von den Autoren zitiert werden. Dabei kann es sich um vollständige Zitate

⁴⁸² taz, 18. 12. 2001, *Fächerlich*, S. 18; im Original fett gedruckt.

handeln wie in „Wohl im Loddō gewonne?“⁴⁸³ (Slogan von Lotto Hessen, hier mit dialektaler Lautung) und in „Dämmert’s?“⁴⁸⁴ (Autobahnplakat des Deutschen Verkehrssicherheitsrat). Auffällig ist, dass beide Zitate an prominenter Stelle platziert sind, als erster und letzter Satz. Es soll eine Assoziation hergestellt werden: Im *Lotto*-Beispiel wird der Millionengewinn mit der Handlung des beschriebenen Musicals *Spend, Spend, Spend* verknüpft, im *Dämmert’s*-Beleg wird die schlechte Sicht beim Autofahren auf die Unzuverlässigkeit der Bilder übertragen.

Andere Belege nehmen Teile von Werbekampagnen auf: Die Werbekampagne von Verona Feldbusch für den Spinat mit dem *Blubb* führt zu Formulierungen wie „Liebste Verona, wenn die Biene auf die Blüte... blubb-blubb-blubber.“⁴⁸⁵. Tatsächlich wird der Bereich der Mediensprache nicht verlassen, sondern er wird genutzt, um Feldbusch auch im realen Leben auf ihr Werbeimage zu reduzieren. Slogans, die zum geflügelten Wort geworden sind, schaffen sogar in leicht abgewandelter Form den Einzug auf die Politik-Seiten: „Weiß man, was man kriegt.“⁴⁸⁶ (das Original-Zitat „Da weiß man, was man hat“ wurde 1969 von VW erdacht und 1993 von Persil wieder aufgenommen).

Die Zitate aus der Werbesprache erfüllen damit zwei Funktionen: Sie verweisen auf den medialen Bereich und sie wecken schnell Assoziationen und bringen damit die gewünschte Botschaft auf den Punkt. Erkennbare Zitate werden aber nur selten und nur von Bild-, FR- und SZ-Autoren verwendet.

5.6.4.2 Jugendsprache

Für die Verwendung von jugendsprachlichen Formulierungen gibt es im Zeitungskorpus zwei Möglichkeiten: Entweder handelt es sich um ironische Zitate, die dann Mittel der Kritik sind, oder es handelt sich um sprachliche Gestaltungsmittel von Kolumnisten, die damit ein persönliches Profil vermitteln. So schimpft die betont jugendliche, partyfreudige Klatsch-Kolumnistin Christiane Hoffmann über einen Auftritt von Geri Halliwell „Dinge, die ich [...] ätzend [...] finde.“⁴⁸⁷, während Walter Baumann mit persönlichen Geburtstagsgrüßen wie „Happy Birthday, Alter!“⁴⁸⁸ eine Fangemeinde bedient, deren Mitglieder als Insider und Szenekenner einem Jugendkult frönen.

Die meisten Anlehnungen an jugendsprachliche Formulierungen sind jedoch ironisch gemeint. Ein SZ-Autor verfolgt zwar ein „event-Konzert“

⁴⁸³ FR, 12. 11. 2002, *Wo der Tanz um die Kohle zum versöhnlichen Schwank wird*, S. 18.

⁴⁸⁴ SZ, 26. 10. 2001, Bildtext ohne Überschrift, S. 18/19.

⁴⁸⁵ Bild, 16. 1. 2002, *Wird dir im April geheiratet, Verona?*, S. 12.

⁴⁸⁶ SZ, 24. 10. 2001, *Das Streiflicht*, S. 1.

⁴⁸⁷ Bild, 21. 1. 2002, ... und in Cannes stellte Geri Halliwell einen neuen Spreizrekord auf, S. 14.

⁴⁸⁸ FR, 16. 11. 2001, *Walters Wochenende*, S. 32.

mit Interesse, bei dem die Herzklopf-Rhythmen der Zuhörer als musikalische Grundlage dienen, stellt aber mit dem Fazit „Wellness allein ist hohl — und allemal besser in der Hängematte.“⁴⁸⁹ die Ernsthaftigkeit des Konzertes in Frage. Ein Welt-Kritiker mokiert sich über ein Wörterbuch, das ihm zu modern erscheint, mit dem übertrieben jugendsprachlichen Kommentar „Echt trendy, heraus kommt ein total — trendiges Wörterbuch.“⁴⁹⁰. Andere Intensivierungen werden durch *echt*, *cool* und *geil* ausgedrückt.

Jugendsprachliche Formulierungen als Ausdruck einer Gruppenzugehörigkeit sind in Bild und FR zu finden, dort aber nur in Kolumnen. FAZ, MP, SZ und Welt dagegen markieren ihre Imitationen durch übertriebene Verwendungen oder sogar durch einen Verweis auf die Imitation („Dann wollen wir doch mal wie Maffay reden.“⁴⁹¹).

5.6.4.3 Mothertalk

Mit *Eiapopeia* und *winke-winke* zitieren Zeitungsautoren aus der Mutter-Kind-Kommunikation, wenn sie das Spielerische oder Naive einer Handlung beschreiben wollen. Der sprachliche Ausdruck spiegelt dann die inhaltliche Aussage. Entlarvt wird auf diese Weise auch eine Inszenierung, die in den Augen des Kritikers den Frauen-mordenden Richard zu selbstverständlich in der Rolle des Bösen aufgehen lässt: „Dicker Richy, böses Kind“⁴⁹². Mothertalk, wie er in FR, SZ und Welt verwendet wird, degradiert den Kritisierten und stellt ihn auf eine Stufe mit einem nicht ernst zu nehmenden Kind, das selbst einfache Weisheiten noch nicht verstanden hat. Die Face-Verletzung ist beabsichtigt, wird jedoch nicht allzu oft eingesetzt (5 Belege).

5.6.4.4 Chatkommunikation

Zwar finden sich verblüffend viele Anlehnungen an die Chatkommunikation (mit Inflektiven und Inflektivkonstruktionen in Asterisken, vgl. Schlobinski (2001b)), die 13 Belege stammen jedoch ausschließlich von einem Autor, von Walter Baumann. Die Bandbreite reicht von einfachen englischen (**sob**, **giggle**, **snog**) und deutschen (**seufz**) Verbstämmen über Pronomen mit apokopiertem Verb (**ich kotz**) und Grüße (**hallo mirek**, **hi konstantin**) bis hin zu emphatischen Sequenzen (**DAS MACHT SONST KEINER BEI DER FR**). Da nur Baumann diese Anlehnungen an die Chatkommunikation verwendet, handelt es sich wohl um ein Stilmittel, mit dem Baumann sich selbst als szenebewusster, trendiger Internetuser inszeniert. Andere Belege für Inflektive oder Formulierungen in Asterisken sind im Korpus nicht vorhanden.

⁴⁸⁹ SZ, 17. 10. 2001, *Ton der Angst*, S. 19.

⁴⁹⁰ Welt, 23. 11. 2001, *Trend-Bürokraten*, S. 28.

⁴⁹¹ MP, 19. 6. 2001, *So bist Duhuhu, nur Du, nuhuhur Duhu*, S. B4.

⁴⁹² SZ, 26. 10. 2001, *Der Mann fürs Grobe*, S. 18.

In dem Zeitungskorpus konnten also vier weitere Bereiche als Vorbild der saloppen, normwidrigen Konstruktionen identifiziert werden. Da jedoch medial bedingte Imitationen (Werbesprache und Chatkommunikation) und gruppenspezifische Sprachausprägungen (Jugendsprache, Mothertalk) nur in vereinzelt Beispielen vorkommen, ist für die meisten gesprochen sprachlichen Elemente im Zeitungskorpus die konzeptionelle Mündlichkeit als Vorbild zu benennen.

6 Diachroner Vergleich mit den Korpora *Zeitungen 1965* und *Zeitungen 1982*

Die Ausgangsthese dieser Arbeit lautet, dass gesprochensprachliche Elemente, bedingt durch die Zäsur von 1968 und durch den medialen Wandel der vergangenen zehn Jahre, inzwischen nicht nur in der medialen Mündlichkeit auftreten, sondern auch im schriftsprachlichen Bereich für einen salopperen Sprachgebrauch verwendet werden. Die vorangegangene qualitative Auswertung des Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* hat gezeigt, dass für die Gegenwart tatsächlich konzeptionell mündliche Formulierungsverfahren im Textsortenfeld *Zeitungsartikel* angewandt werden. Um zu zeigen, dass diese Formulierungsverfahren auf einen Wandel des Sprachgebrauchs zurückzuführen sind, werden im folgenden Kapitel die Korpora *Zeitungen 1965* und *Zeitungen 1982* ausgewertet. Dabei sollen zwei Leitfragen beantwortet werden: Welche der beobachteten Phänomene wurden bereits damals in Zeitungsartikeln verwendet — und gibt es funktionale Unterschiede bei der Verwendung?

6.1 Grapheme und Silben

Im Bereich der Grapheme und Silben ist die Bandbreite der verwendeten gesprochensprachlichen Elemente 1965 und 1982 erheblich kleiner als 2001 / 2002. Eine Nachahmung der gesprochensprachlichen Phonetik durch Majuskel-Hervorhebungen, Graphemwiederholungen oder Weglassen von Wortgrenzen findet ebenso wenig statt, wie Assimilationen oder Lautabschwächungen verwendet werden. Lediglich Elisionen (30 / 8¹) und dialektale Lautungen (1 / 0) sind im Korpus zu vorhanden.

Dabei handelt es sich bei den meisten Belegen (27 / 4) um allomorphe Wortverkürzungen. Im Gegensatz zum Gegenwartskorpus werden jedoch nicht unbestimmte Artikel verkürzt, sondern nur Artikel nach Präpositionen und *es* nach Verben, Pronomen oder Präpositionen. Ein sprachökonomisches Bemühen lässt sich nicht nachvollziehen, es gibt auch keine pejorativen Verwendungen, dagegen findet sich öfter die Funktion der Relevanzherabstufung („Weiß man’s denn, ob dieser Anzeigende nicht ein Hallodri ist“²) und der absichtlichen Doppeldeutigkeit („Helen Vita [...] weiß, wie man’s

¹ Bei dem diachronen Vergleich wird in Klammern immer zunächst die Beleganzahl für das Korpus *Zeitungen 1965* (SZ und FAZ), dann die Beleganzahl für *Zeitungen 1982* (taz) angegeben.

² FAZ, 11. 3. 1965, *Okkultes*, S. 20.

macht.“³). Ähnlich wie im Gegenwartskorpus ist jedoch die Verteilung auf Rubriken und Textsorten: In FAZ und SZ werden die meisten allomorphen Wortverkürzungen in Kritiken, Glossen und Kommentaren des Feuilletons verwendet, die taz weitet den Gebrauch auf Kritiken, Kommentare, Meldungen und teaser in Feuilleton, Politik und auf der Frauenseite aus.

Synkopen (1 / 0) sind Ausnahmeerscheinungen, ebenso die Apokopen (2 / 4), die jedoch im taz-Korpus von 1982 mit vier Belegen in fünf Zeitungsausgaben häufiger auftauchen als im Gegenwartskorpus der taz mit nur drei Belege in 21 Ausgaben. Offensichtlich war man in den Anfangsjahren der taz noch mehr um persönliche Autorenkommentare bemüht. So werden redaktionelle Ausfälle erklärt („Was fehlt [...] ... der halbe Sazz [sic!]: Meino in Hamburg (Fall nicht ins Hafengewasser, Alter!), Karl is krank (verschärfte Schonung!), aber ich bin wieder da, Urlaub vorbei.“⁴) oder persönliche Lebenseinstellungen reflektiert („Ich jedenfalls hab mir aus dem Buch [...] moralische Hilfe gegen die Kriegstreiber geholt.“⁵). Die Apokopen in *is* und *hab* verstärken den emotionalen Gehalt und verweisen auf eine kurzfristige Geltungsdauer der Äußerung.

Dialektale Lautungen, die auf den plattdeutschen, preußischen, kölschen, oder pfälzischen Sprachgebrauch der Autoren schließen lassen, sind in den Vergleichskorpora von 1965 / 1982 nicht zu finden. Lediglich ein Beleg in der SZ verrät die bayerische Herkunft durch einen ostfränkischen Dialekt: „Das muß man sich einmal vorstellen, was der Tressler einst alles noch miterlebt hat, mit wem er noch auf der Bühne gestanden ist“⁶, heißt es mit offensichtlicher Bewunderung in einem Feuilleton-Nachruf auf den Staatsschauspieler des Wiener Burgtheaters. Der spielerische Umgang mit Dialekten, wie er im Gegenwartskorpus beobachtet werden kann, ist also 1965 / 1982 noch ausgeschlossen.

Es finden sich auf der graphematischen Ebene also insgesamt weniger Belege für gesprochensprachliche Elemente, einige Bereiche sind sogar vollständig ausgeblendet. Lediglich bei den Wortverkürzungen ist ein nennenswerter Befund vorhanden, die Funktionen sind jedoch eingeschränkt auf Relevanzherabstufung und Doppeldeutigkeit. In der taz von 1982 ist eine stärkere Individualisierung und Emotionalisierung als in der Gegenwarts-taz zu beobachten.

³ SZ, 3. 4. 1965, *Frechheit — verliert*, S. 12.

⁴ taz, 15. 3. 1982, *Was fehlt*, S. 2; Sazz war die Abteilung, die für die Zusammenstellung der Seiten, also für den „Satz“ zuständig war.

⁵ taz, 16. 3. 1982, *Frieden heißt: die richtigen Leute erschießen*, S. 8.

⁶ SZ, 28. 4. 1965, *Otto Tressler gestorben*, S. 19.

6.2 Morphologie und Wortbildung

Im Gegenwartskorpus finden sich für den Bereich *Morphologie und Wortbildung* Belege für Wortbildungsphänomene (Substantiv- und Verbableitungen mit pejorativer Wirkung, gereihte Komposita für Musikbeschreibungen, Zusammenrückungen zur Intensivierung), intensivierende Präfixe, Diminutive, Kurzwörter und die Imitation von produktionsbedingten Normabweichungen der medialen Mündlichkeit (insgesamt 102 Belege). Das sind zwar weniger Belege als im graphematischen Bereich (2001 / 2002: 474 Belege), es lässt sich damit jedoch eine Tendenz zum intensivierenden und kreativen Formulieren feststellen.

In den Korpora von 1965 / 1982 hingegen ist eine solche Tendenz nicht vorhanden: 1965 findet sich für den gesamten untersuchten Bereich der Morphologie und Wortbildung kein einziger Beleg, und auch 1982 ist nur ein Beleg mit einer normabweichenden Pluralbildung vorhanden („Selbst wenn meine Onkels erzählten, wie sie mal Angst gehabt haben, taten sie’s mit [...] einem Grinsen im Gesicht“⁷). Da die Pluralbildung mit /s/ umgangssprachlich durchaus gängig ist, handelt es sich tatsächlich um eine Übertragung des informellen Sprachgebrauchs in den medial schriftlichen Bereich.

Für alle anderen Phänomene finden sich hingegen keine Belege. Die Aufweichung von Normen sowie die Einbindung von kreativen Augenblickskomposita und augmentativen Präfixen wie *super-*, *giga-*, *mega-* zur Intensivierung und Wertung sind also Phänomene der Gegenwartssprache, die bis 1982 nicht zu beobachten sind.

6.3 Lexik

Auf der Ebene der lexikalischen Äußerungsformen gibt es in den Korpora von 1965 / 1982 nur drei Bereiche mit einer nennenswerten Anzahl von Belegen: Personendeixis (2 / 5), Modalpartikeln (31 / 5) und interjektionale Ausdrücke (6 / 3). Für Etceteraformeln und Onomatopoetika findet sich hingegen kein einziger Beleg, und auch die verbleibenden Kategorien (Gesprächspartikeln, Formen des Ich-Ersatzes, Zeit-/Ortsdeixis, Artikel bei Namen, Vagheitsausdrücke, Gradpartikeln, gesprochen sprachliche Alternativformen) sind jeweils nur mit maximal zwei Belegen nachgewiesen.

So wie die taz 1979 mit Einheitsgehältern für alle Redakteure begann, begann sie auch mit ihrem Menschenbild, das gegen bürgerliche Wertvorstellungen gerichtet war und statt dessen gleiche Chancen für alle propagierte. 1982 wird dieses Streben nach Gleichberechtigung mit Hilfe der Personendeixis auch sprachlich umgesetzt. „Die erste Überraschung war das Publikum [...] es waren Leute wie du und ich, etwa 150.“⁸ heißt es da staunend

⁷ taz, 16. 3. 1982, *Frieden heißt: die richtigen Leute erschießen*, S. 8.

⁸ taz, 15. 3. 1982, *Sexueller Paradigmenwechsel*, S. 6.

und freundlich duzend. An anderer Stelle wird klargestellt, dass die Autorin die Konvention der Berichterstattung bewusst ignoriert: „Mag sein, daß mein Schreibstil zu zynisch oder platt ist, ich hab nicht genug Distanz dazu, um sachlich zu schreiben.“⁹ An die Stelle der objektiven Informationsvermittlung tritt die motivierte Stellungnahme von politisch engagierten Autoren. Formulierungen wie *ich jedenfalls* oder *jetzt sag ich's mal* sind daher 1982 sogar noch häufiger zu finden als in der Gegenwarts-taz.¹⁰

Bei den Modalpartikeln ist die Bandbreite der verwendeten Partikeln bereits groß: 1965 finden sich in 31 Zitaten die Modalpartikeln *ja* (11), *doch* (7), *wohl* (5), *denn* (4), *gar* (2), *halt* (2), *eigentlich*, *sowieso*, *nämlich*, *schon*, *bloß*, *übrigens*, *eben*, in dem kleineren Korpus von 1982 sind es immerhin noch die Modalpartikeln *mal* (2), *ja*, *eben*, *jedenfalls*. Im Gegensatz zum Gegenwartskorpus fehlen jedoch die Modalpartikeln *auch*, *eh*, *einfach*, *freilich*, *ohnehin*, *schier*, *direkt*, die Modalpartikeln *schon*, *mal*, *eben*, *halt*, *nämlich* treten zudem wesentlich seltener auf. Auffällig ist, dass die Modalpartikeln häufiger in stereotypen Verwendungen mit Redewendungen („Da liegt doch der Hund begraben.“¹¹) und formelhaften Feststellungen („Das gehört ja wohl dazu.“¹²) vorkommen. Seltener sind saloppe Formulierungen wie in „Sind ja alle Deutsche“¹³. Eine ironische Komponente ist hörbar: Es geht um den deutschen Staat und die Einschätzung von „DDR“ und „BRD“ als ein oder zwei Staaten. Die Modalpartikel *ja* drückt Bekanntheit und Übereinstimmung aus — die Einschätzung, dass die Bürger der beiden deutschen Staaten im Grunde „alle deutsch“ sind und die damit verbundene Aussage, dass nur diese Staatenzugehörigkeit wichtig ist, wird jedoch 1965 nicht mehr von allen Lesern geteilt.

In anderen Belegen wird spürbar, dass die Verwendung von Modalpartikeln noch nicht üblich ist: Ein kritischer Einwurf, der mit *ja wohl* den Widerspruch als offensichtlich darstellt, wird daher mit einer entschuldigenden Floskel eingeleitet und zusätzlich zur Relevanzherabstufung in Klammern gesetzt: „Formierte Gesellschaft bestehe ‚nicht mehr‘ aus miteinander wetteifernden ‚Klassen und Gruppen‘ (obwohl, mit Verlaub, Klassen und Gruppen ja wohl auch eine gewisse Formierung der Gesellschaft ausdrücken)“¹⁴. Stellungnahmen des Autors mit emotionalen Wertungen oder Ausdruck der eigenen Meinung sind 1965 in einer unmarkierten Form noch nicht sehr weit verbreitet.

⁹ taz, 17. 3. 1982, *Können Männer überhaupt lieben?*, S. 6.

¹⁰ Gründungsmitglied Hans-Christian Ströbele bemerkt dazu in einem Interview: „Ich vermisse heute oft die radikalen Kommentare“ (Quelle: <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/18/0,1872,2119218,00.html>; Zugriff: 20. 4. 2004).

¹¹ FAZ, 25. 3. 1965, *Unsinnstheater?*, S. 24.

¹² FAZ, 8. 3. 1965, *Schöner leben — tele leben*, S. 20.

¹³ FAZ, 12. 3. 1965, *Kleine Übung in Wiedervereinigung*, S. 32.

¹⁴ SZ, 2. 4. 1965, *Das Streiflicht*, S. 1.

In der taz von 1982 sind die Modalpartikeln oft explizit mit einem deiktischen Verweis auf die eigene Person verbunden: „So, jetzt sag’ ich’s mal: ich finde mich in der Vielzahl der organisierten Frauengruppen [...] nicht zurecht.“¹⁵ Das Bekenntnis wird durch *mal* abgeschwächt und als spontanes Geständnis markiert.

Die interjektionalen Ausdrücke sind 1965 und 1982 stark reduziert. Primäre Interjektionen wie *oha, ha, wow, ooch, tja, hui, pfui, ups, uff, ätschi* oder sekundäre Interjektionen wie *Mann, Shit*, die im Gegenwartskorpus mehrfach zu finden sind, treten noch gar nicht auf. 1965 / 1982 gibt es Interjektionen nur in Form von *ach, aber ach, ach ja, ei* und *o*. Dabei sind einige dieser Belege („Für ach zu viele Onkels ist es egal, warum wieso wer wie und überhaupt Krieg, Hauptsache, es gibt ihn.“¹⁶) als Beispiele der literarischen Mündlichkeit zu werten. Bei anderen Belegen ist ein stilistisches Bemühen um den Ausdruck von Sehnsucht („Ach, in unseren etwas unklaren Träumen wären wir so gern auf Süsterhenns Seite.“¹⁷) und von melancholischem Erinnern („Ach ja, meine Mutter damals...“¹⁸) spürbar. Nur der Beleg „Also nichts Neues aus dem Süden? O doch.“¹⁹ ist als spontaner Ausruf Ausdruck von erhöhter Emotionalität.

Für Personendeixis, Modalpartikeln und Interjektionen gilt also, dass die Verwendung 1965 / 1982 noch stark zurückgenommen ist. Lediglich die deiktischen Verweise in der taz von 1982 sind verstärkt zu finden, was mit dem Bemühen um motivierte Stellungnahme zu erklären ist. Modalpartikeln treten bereits häufig auf, sind aber durch Entschuldigungen markiert oder auf Redewendungen und stereotype Formulierungen beschränkt. Interjektionen treten nur sehr begrenzt auf und sind meist auf eine literarische Mündlichkeit zurückzuführen. Insgesamt sind im lexikalischen Bereich von FAZ und SZ noch keine dialogischen Strukturen zu bemerken. Die taz wirkt aber 1982 noch persönlicher und subjektiver als im Gegenwartskorpus.

6.4 Syntax

Auch in der Syntax sind 1965 und 1982 noch keine Formen vorhanden, die auf einen dialogischen Zusammenhang verweisen: Die Verberststellung als Teil der thematischen Fokussierung in Dialogen oder als Einleitung zu einer Witzerzählung entfällt, ebenso die Aposiopese als Vermeidungsstrategie, und die Ausklammerungen als Mittel der Steigerung und Kommentierung durch den Autor werden ebenfalls nicht verwendet.

Andere syntaktische Konstruktionen werden nur selten eingesetzt und sind meist als Stilmittel zu identifizieren. „Laßt sie doch, die unsicheren

¹⁵ taz, 17. 3. 1982, *Aktion Durchblick*, S. 6.

¹⁶ taz, 16. 3. 1982, *Frieden heißt: die richtigen Leute erschießen*, S. 8.

¹⁷ SZ, 7. 4. 1965, *Das Streiflicht*, S. 1.

¹⁸ taz, 17. 3. 1982, *Können Männer überhaupt lieben?*, S. 6.

¹⁹ FAZ, 4. 3. 1965, *Bruch*, S. 20.

Kantonisten, warum ihnen noch Geld nachschmeißen!“²⁰ heißt es in einem Kommentar mit der Überschrift *Die unsicheren Kantonisten*. Überschrift und Redewendung²¹ weisen die Formulierung als Pointe aus, die zusätzlich als „Rechtsversetzung“ aus der Satzklammer gelöst wird, um mehr Gewicht zu erhalten. Auch die Voranstellung vor das Vorfeld („Das ging ans Eingemachte, denn die Fiktion der politischen Marktlücke, die von Grünen angeblich noch nicht entdeckten Arbeiterinteressen, die durfte nicht berührt werden.“²²) dient eher zur Satzentlastung als zur Etablierung oder Akzentuierung eines neuen Themas und ist damit keine konzeptionell mündliche Konstruktion. Außerdem gibt es einzelne Belege für Thematisierungen durch veränderte Standardreihenfolge der Satzglieder, Exklamativsätze („Armer Teufel!“²³), Kurzsätze („Nun gut!“²⁴) und irreguläre syntaktische Formen.

Ergiebig ist bereits 1965 / 1982 der Bereich der Operator–Skopus-Strukturen (45 / 7). Allerdings sind hier Verschiebungen zu beobachten. Salloppere Operatoren wie *und bitte*, *sorry*, *ehrlich*, die als Autorenkommentare zu verstehen sind, treten nie auf. Die beiden am häufigsten verwendeten Operatoren *nun* (als Einleitung eines Resümees) und *nur* (für Ankündigung von Zweifel) werden bereits 1965 verwendet, nicht aber der im Gegenwartskorpus am dritthäufigsten verwendete Operator *also*. Dafür tritt ein anderer Operator umso häufiger auf, der im Gegenwartskorpus kein einziges Mal zu finden ist: „Freilich, etwas weniger zögernd dürften die Alliierten künftig ihre Verantwortung schon bekunden.“²⁵ Dieses *freilich* wird 1965 fünfmal verwendet, 1982 ist der Operator dagegen bereits verschwunden. Dafür wird 1982 bereits einmal der Operator *klar* benutzt („Klar, Solidarnosc soll dabei sein“²⁶), der im Gegenwartskorpus siebenmal zu finden ist. Offensichtlich hat der Operator *klar* in der Gegenwart den 1965 häufiger benutzten Operator *freilich* ersetzt.

Auch bei den Funktionen der Operatoren gibt es eine Verschiebung. 1965 werden Operatoren hauptsächlich für die Ankündigung eines Resümees oder einer sicheren Aussage verwendet. Metakommunikative Ankündigungen wie mit *übrigens* („übrigens, [ein Ausstellungsraum] mit verdeckter Leiste, tadellos belichtet“²⁷) sind selten, ebenso die Eröffnung eines Widerspruchs mit *nur* oder eine kommentierende Äußerung des Autors. Auch 1982

²⁰ FAZ, 8. 3. 1965, *Die unsicheren Kantonisten*, S. 1.

²¹ Die Redewendung stammt aus dem 18. Jahrhundert und bezeichnet junge Rekruten der preußischen Armee, die zwar bereits enrrolliert waren, trotzdem aber noch überlegten, vor dem Militärdienst zu desertieren.

²² taz, 22. 3. 1982, „*Hoffnung von Hunderttausenden*“ oder „*Flop*“?, S. 3.

²³ FAZ, 24. 3. 1965, *Suppenlektüre*, S. 28.

²⁴ FAZ, 25. 3. 1965, *Unsinnstheater?*, S. 24.

²⁵ SZ, 1. 4. 1965, *Druck mit Passierscheinen*, S. 2.

²⁶ taz, 16. 3. 1982, *Deutsche Demokraten, das Hambacher Fest und die linken Vereinsmaler*, S. 5.

²⁷ FAZ, 29. 3. 1965, *Berlin in Soest*, S. 20.

finden sich hauptsächlich resümierende und absichernde Operatoren, allerdings gibt es schon drastischere Formulierungen mit Operatoren im Mittelfeld: „Was zum Teufel sind das für Leute?“²⁸

Elliptische und analeptische Konstruktionen werden zumindest manchmal bereits 1965 und 1982 eingesetzt (6 / 1). Dabei dienen die elliptischen Eigenkonstruktionen in erster Linie der rhematischen Fokussierung („Nichts dagegen zu sagen.“²⁹), emphatische Satzmuster sind dagegen die Ausnahme (in einer Theaterkritik als Reaktion auf die Inhaltsangabe, die besagt, dass Nero von Artaxias dessen Gattin Salome fordert: „Was denn — seine Sali, Vatis bestes Stück?!“³⁰). Bei den Analepten ist das Vorbild der mündlichen Erzählung anders als im Gegenwartskorpus nicht erkennbar. Statt dessen dienen die Analepten der sprachökonomischen Kürze: „Mag sein, daß die Referate selbst tiefer schürften, und die Ostberliner Berichterstatter mit dem Dargebotenen nicht recht zu Rande kamen.“³¹

Die beobachteten nicht-normativen syntaktischen Konstruktionen im Korpus 1965 / 1982 („Rechtsversetzung“, elliptische und analeptische Konstruktionen, Operator-Skopus-Strukturen) sind weniger am Vorbild einer konzeptionellen Mündlichkeit orientiert als im Gegenwartskorpus. Dialogische Strukturen und Bewertungsfunktion sind nicht vorhanden. Bei den Operatoren ist eine Verschiebung hin zu salopperen Formen (*klar* statt *freilich*) und zur Kommentarfunktion zu beobachten, allerdings wird bereits in der taz von 1982 mit *zum Teufel* drastischer formuliert.

6.5 Formulierungsverfahren

Während Autoren im Gegenwartskorpus Sprichwörter, die sie als bekannt markieren, durchaus verwenden, sind die sprichwörtlichen Redensarten in den Korpora 1965 / 1982 noch nicht vertreten. Erstaunlicher ist jedoch auch das fast vollständige Fehlen von Redewendungen. Im Gegenwartskorpus werden durch die Redewendungen Gewaltdarstellungen im Fernsehen, Lob und Kritik, Ungeduld, Ungenauigkeit und Intensivierungen ausgedrückt und damit eine Vielzahl von Themen behandelt. Der diachrone Vergleich zeigt jedoch, dass Redewendungen 1965 / 1982 nur selten (2 / 0) vorkommen und wenn, dann an exponierter Stelle. So wendet sich eine Glosse gegen „pseudomoderne“ Theaterinszenierungen und schließt mit dem Resümee: „Da liegt doch der Hund begraben.“³² Gewalt im Fernsehen ist zumindest 1965 noch kein Thema und auch 1982 noch nicht in dem Maße wie 2001 / 2002, daher entfällt die Notwendigkeit einer sprachlichen Spiegelung in diesem Bereich.

²⁸ taz, 15. 3. 1982, *Sexueller Paradigmenwechsel*, S. 6.

²⁹ SZ, 3. 4. 1965, *Um Bismarcks Nachruhm*, S. 3.

³⁰ SZ, 12. 4. 1965, *Die alte Dame Salome und ihre Stellvertreterin*, S. 14.

³¹ SZ, 26. 4. 1965, *Marxismus und Kybernetik*, S. 12.

³² FAZ, 25. 3. 1965, *Unsinnstheater?*, S. 24.

Die Bereiche Lob, Kritik und Intensivierung sind 1965 und 1982 ebenfalls noch nicht so ausgeprägt wie 2001, Ungeduld und Ungenauigkeit werden nicht thematisiert.

Einfache Wiederholungsstrukturen kommen 1965 und 1982 noch selten vor (3 / 0) und dienen ausschließlich zur verstärkenden Steigerung („Endlich, endlich eine Entscheidung.“³³). Emotionalisierung und Ironie werden nicht durch Wiederholungen ausgedrückt.

Bei den Reformulierungen hingegen gibt es bereits einige Belege (12 / 1), die durch die Indikatoren unterschiedliche Funktionen übernehmen: Steigerung durch *ja* („Das wichtigste, ja, das eigentliche soziale Problem“³⁴), Präzisierung durch *also, genauer gesagt* („Im Urlaub will man haben, was einem der Alltag vorenthält, und das ist eben nicht nur Sonne, Freizeit, fremdes Essen, fremde Architektur, das ist auch exotische Sinnlichkeit, genauer gesagt: ‚befreites Vögeln‘.“³⁵), Vereinfachung durch *will sagen* („sogenannte Stimmung, will sagen seelische Halbtrunkenheit“³⁶), Erläuterung durch *als da sind* („Der [...] Romanstoff [...] gewann unter Umgelters Regie das Gesicht eines edel-trockenen Reißers, reich ausgestattet mit spannungsfördernden Elementareffekten, als da sind: Prasselnder Regen, tobender Sturm [...] und atemberaubendes Schweigen.“³⁷), Umdeutung durch *sozusagen* („überall da ist sein Stück ‚überholt‘ — vom Penicillin überholt, sozusagen.“³⁸) und Selbstkorrektur durch *nein eigentlich, bzw., oder sagen wir* („Er bedeutet zwei, nein eigentlich drei Generationen“³⁹). Insgesamt werden weniger Indikatoren verwendet, zudem ist die Funktionsweite eingeschränkt: Steigerungen, Selbstkorrekturen und Präzisierungen werden zwar durch Reformulierungen umgesetzt, aber in keinem Beleg werden Übertreibungen oder scheinbar produktionsbedingte Änderungen des Sprecherplans durch Reformulierungen realisiert.

Bei den Formulierungsverfahren zeigt sich damit ein enger Zusammenhang zwischen Thema und sprachlicher Umsetzung. Gewalt im Fernsehen, eigene Emotionen und persönlicher Ausdruck von Lob / Kritik sind 1965 noch nicht, 1982 noch selten Gegenstand der Berichterstattung. Mit der immer stärkeren Berücksichtigung dieser Themen ist offensichtlich ein sprachliches Vakuum entstanden, das in der Gegenwart durch saloppe Redewendungen, Wiederholungsstrukturen und korrigierende Reformulierungen gefüllt wird.

³³ FAZ, 11. 3. 1965, *Nachwirkungen der Krise*, S. 1.

³⁴ FAZ, 31. 3. 1965, *Kinder in Deutschland*, S. 1.

³⁵ taz, 15. 3. 1982, *Sexueller Paradigmenwechsel*, S. 6.

³⁶ FAZ, 8. 3. 1965, *Schöner leben — tele leben*, S. 20.

³⁷ SZ, 1. 4. 1965, *Der Sündenbock*, S. 17.

³⁸ SZ, 17. 4. 1965, *Frau Alvings Experiment*, S. 12.

³⁹ FAZ, 1. 3. 1965, *Jürgen Fehling*, S. 16.

6.6 Simulierte Sprechsituationen

Die Auswertung der Korpora von 1965 und 1982 erbringt ein zunächst unerwartetes Ergebnis. Während sich in FAZ und SZ von 1965 immerhin 14 Belege für Autorenkommentare, Leseradressierung und Referenz auf orale Äußerung finden, verzichten taz–Autoren 1982 fast vollständig auf die Simulation von bestimmten Sprechsituationen.⁴⁰ Erklären lässt sich diese Beobachtung nach der genaueren Analyse der 14 Belege in FAZ und SZ.

Während im Gegenwartskorpus Sprechsituationen simuliert werden, um Bewertungen vorzunehmen, Unverbindlichkeit zu demonstrieren oder Selbstdarstellung zu ermöglichen, ist im Korpus von 1965 die Simulation als Phänomen der literarischen Mündlichkeit erkennbar. Autorenkommentare erscheinen in umständlichen Formulierungen wie *was mir bedenkenswert erscheint* oder *mit Verlaub*. Leseradressierungen mit parenthetischem *da seht Ihr* oder *Lest Ihr's?* („Kipphardts Oppenheimer [bezeichnet] sich am Ende doch selber — da seht Ihr — ja auch als einen Diener des Teufels“⁴¹) sind als Routineformeln zur Angabe von Bekanntheit zu werten, nicht als Leseradressierung — die FAZ von 1965 würde Leser kaum duzen. Andere Adressierungen nehmen Bezug auf das Thema des Artikels. So wird eine Buchkritik über einen Reiseführer szenisch inszeniert, indem es unter der Empfehlung in der Überschrift *Im Auto zu lesen* heißt: „Ausführlich wird der in Lörrach Rastende über Hermann Burte und dessen ‚ewigen Deutschen‘ aufgeklärt. (Vorsicht, Rechtsabbieger!)“⁴² Auch hier ist die Adressierung nicht ernst gemeint. Der Autor warnt nicht vor einer möglichen Gefahr, sondern verwendet das Thema des rezensierten Buches für die Rezension selbst.

Einen Routineformel–Charakter zeigen auch die Belege, die eine Referenz auf orale Äußerungen enthalten: „Wie gesagt, am Schema ändern diese Zutaten nichts.“⁴³ Diplomatische Formulierungskunst offenbart sich in Belegen wie „Die Themen, an denen sich wieder hüben und drüben eine, sagen wir einmal, ärgerliche Verwunderung entzündet hat, sind mannigfaltig und sehr unterschiedlich.“⁴⁴ Hier geht es weniger darum, Ungenauigkeit zu thematisieren, als vielmehr darum, durch die vorsichtige Formulierung weitere Unstimmigkeiten auf dem diplomatischen Parkett zu vermeiden. Es ist nicht die Unverbindlichkeit der konzeptionellen Mündlichkeit, die durch die Referenz auf eine orale Äußerung angestrebt wird, sondern es handelt sich um eine Formel als Stilmittel, die weitere Face–Verletzungen vermeidet.

Bei den Belegen von 1965 handelt es sich also meist um Routineformeln oder um Formulierungen der literarischen Mündlichkeit. Damit erklärt sich

⁴⁰ Es gibt nur einen Beleg für Referenz auf orale Äußerung mit *jetzt sag' ich's mal*; vollständiges Zitat in Kapitel 6.3.

⁴¹ FAZ, 1. 3. 1965, *Preiswert*, S. 16.

⁴² FAZ, 15. 3. 1965, *Im Auto zu lesen*, S. 16.

⁴³ SZ, 26. 4. 1965, *Der große Zwang zur Norm*, S. 12.

⁴⁴ SZ, 15. 4. 1965, *Zwischen Bonn und Paris*, S. 1.

auch, warum in der taz 1982 keine ähnlichen Belege zu finden sind: taz-Autoren formulieren konzeptionell mündlich, verzichten aber auf imitierte oder literarische Mündlichkeit.

Dass es weder in FAZ / SZ noch in der taz Belege für unterschiedliche Herkunftsbereiche der Sprachvariationen (Werbesprache, Jugendsprache, Mothertalk, Chatkommunikation) gibt, liegt an der fehlenden Vorbildfunktion. Jugendsprache mit eigenwilligen Grüßen, stereotypen Floskeln, hyperbolischen Sprechweisen und Partikel *ey* hat in den neunziger Jahren mehr Wert; Mitte der sechziger Jahre gab es Teenagerdeutsch, später APO- und Szene-Sprache, die jedoch nicht in Zeitungsartikeln reflektiert werden. Chatkommunikation entwickelt sich mit dem Computermedium erst seit Mitte der neunziger Jahre. Die Werbesprache ist 1965 und auch 1982 noch weniger präsent als Ende der neunziger Jahre⁴⁵, das gleiche gilt für Mothertalk.

⁴⁵ Der erste Werbefilm wurde 1956 gezeigt; 1963 durften im ZDF werktäglich vor 20 Uhr 20 Minuten Werbung gezeigt werden, für die öffentlich-rechtlichen Sender gilt diese Grenze bis heute. Private Fernsehsender, die es seit 1984 gibt, dürfen jedoch in bis zu 15 Prozent der täglichen Sendezeit Werbespots ausstrahlen — das sind 216 Minuten täglich. Teleshop-Sender dürfen sogar 20 Prozent der Sendezeit für Werbung verwenden (288 Minuten). 1999 wurden täglich 6179 Werbespots ausgestrahlt, 2001 waren es bereits 6402. Quelle: Koschnik (2003).

7 Quantitative Auswertung

Wie in Kapitel 4.1.3 bereits erläutert, ist ein Vergleich der absoluten Zahlen an Belegen nicht sinnvoll. Über die prozentuale Verteilung innerhalb einer Zeitung lassen sich jedoch Trends feststellen. So liegt ein Schwerpunkt für die Verwendung gesprochensprachlicher Elemente in der taz auf interjektionalen Ausdrücken (46 von 502 Belegen, das entspricht 9,16 Prozent; der Mittelwert für alle Zeitungen beträgt 5,46 Prozent), die PS dagegen konzentriert sich auf Leseradressierungen (zwölf von 72 Belegen, das entspricht 16,67 Prozent; Mittelwert 2,47 Prozent). Im Folgenden werden die quantitativen Verteilungen in den einzelnen Zeitungen vorgestellt, indem auf Abweichungen von der normalen prozentualen Verteilung hingewiesen wird. Auf diese Weise wird ein „Sprachporträt“ für jede Zeitung erstellt. Im Anhang B sind die prozentualen Verteilungen, in Grafiken umgesetzt, dargestellt.

7.1 Bild

In der Bild-Zeitung lassen sich durch den quantitativen Vergleich drei Tendenzen ablesen: Erstens sind Bild-Autoren immer darum bemüht, sprachökonomische Formulierungen zu verwenden. Es gibt überdurchschnittlich viele Wortverkürzungen (23,21 Prozent; MW 12,08¹) und Kurzwörter (1,14 Prozent; MW 0,75). Gleichzeitig werden Modalpartikeln (7,95 Prozent; MW 14,89), Antwortpartikeln (0,81 Prozent; MW 1,82), Operatoren im Vorvorfeld (3,25 Prozent; MW 5,73) und „Rechtsversetzungen“ (0,32 Prozent; MW 1,41) im Durchschnitt seltener eingesetzt. Dieses Bemühen um Kürze dürfte zum einen durch das begrenzte Platzangebot bedingt sein, zum anderen aber den Wunsch nach schlichten Botschaften reflektieren. Jeder Sachverhalt soll mit wenigen Worten einfach vermittelt werden.

Zweitens werden die Nachrichten stärker emotionalisiert: Keine andere Zeitung verwendet so viele Exklamativsätze wie die Bild-Zeitung (3,08 Prozent; MW 1,75). Es wird geflucht (*so ein Mist*), bedauert (*sorry*), gestaunt (*Mann, o Mann*), gejubelt (*absolut spitze*), geseufzt (*welch ein Wirbel*) und gelobt (*Was für eine Mami*). Die Nachricht wird auf- oder abgewertet und auf jeden Fall kommentiert. Bild bestätigt damit ihren Ruf, als Leitmedium für eine breite Öffentlichkeit die Meinung zu machen.

Drittens besteht eine starke Tendenz, Prominente in den Alltag des Lesers einzubeziehen. Dafür werden die Namen der Prominenten mit Artikeln versehen, um ihre Bekanntheit zu unterstreichen (1,95 Prozent; MW 0,79),

¹ MW: Mittelwert in Prozent.

oder sie werden adressiert (Gruppenanrede mit 1,62 Prozent bei MW 0,75; Einzelanrede mit 4,22 Prozent bei MW 1,99) und damit scheinbar zum Ansprechpartner, zumindest aber zum Gegenstand von Lob und Kritik. Folgerichtig sind die Bild–Autoren selbst nur wenig präsent (Personendeixis mit 0,81 Prozent; MW 1,44), und auch der einzelne Leser wird nur selten adressiert (1,3 Prozent; MW 2,47).

Die Funktion der gesprochensprachlichen Elemente in der Bild–Zeitung lässt sich damit folgendermaßen beschreiben: Die gesprochensprachlichen Elemente sind verkürzend, emotionalisierend und — in Bezug auf Prominente — personalisierend.

7.2 Frankfurter Allgemeine Zeitung

FAZ–Autoren nutzen ihre hohe sprachliche Kompetenz, um von der normierten Sprache abzurücken. So wird für musikalische Ereignisse mit Hilfe der Wortbildung (2,12 Prozent; MW 0,79) eine eigene Beschreibungssprache gefunden (*Schnalz–, Knall– und Schmalzsymphonie*), Ironie wird durch Diminutivformen (1,69 Prozent; MW 0,41) ausgedrückt (*Simslein*), Ungenauigkeit mit Hilfe von Vagheitsausdrücken (2,54 Prozent; MW 1,41) formuliert (*Schnickschnack*) und szenisches Erzählen durch Onomatopoetika (2,11 Prozent; MW 1,1) unterstützt (*ritsche ratsche*). Auch bei den Formulierungsverfahren sind Abweichungen erkennbar: Redewendungen (*faustdick hinter den Ohren, den Vogel abschießen, durch den Kakao ziehen, jwd, ja und amen, vom Stapel lassen, die Hölle heiß machen*) sorgen durch ihre bildhafte Sprache für ein besseres Verständnis (6,36 Prozent; MW 2,99), Reformulierungen zeigen, dass der Autor die verwendete Formulierung reflektiert und um den treffenden Ausdruck ringt (5,08 Prozent; MW 1,82).

Anders als bei der Bild–Zeitung werden Wortverkürzungen vermieden (6,78 Prozent; MW 12,08). Statt dessen wird der Name der Organisation, des Objekts, des Gesetzes in voller Länge angegeben, denn für die ausführliche Information steht genügend Platz zur Verfügung. Der Verweis auf die Bekanntheit eines Prominenten durch Artikelmarkierung ist ausgeschlossen (0 Prozent; MW 0,79). Der Leser wird seltener adressiert als in jeder anderen Zeitung (0,85 Prozent; MW 2,47).

Die gesprochensprachlichen Elemente in der FAZ sind damit Teil des sprachlichen Geschicks der Autoren. Sie werden neben anderen sprachlichen Gestaltungsmitteln für eigenwillige, zutreffende Beschreibungen verwendet. Verweise auf eine angebliche Face–to–Face–Kommunikation sind dagegen selten.

7.3 Frankfurter Rundschau

In der Frankfurter Rundschau findet eine starke Personalisierung der Autoren statt. Berichte werden durch Zeit- und Personendeixis (1,8 bzw. 2,33 Prozent; MW 0,58 bzw. 1,44) situativ verankert, Leser häufig adressiert (3,23 Prozent; MW 2,47). Autoren kommentieren durch metasprachliche und präzisierende Parenthesen (2,33 Prozent; MW 1,48) die vermittelte Nachrichten oder verändern durch Modalpartikeln (18,49 Prozent; MW 14,89) die Bedeutung dieser Nachricht.

Als einzige Zeitung übernimmt die Frankfurter Rundschau Merkmale der Chatkommunikation (2,33 Prozent; MW 0,45) in die Berichterstattung des Printmediums. Der Kolumnist Walter Baumann zeigt sich so als trendbewusster Szenegänger, der mit seinen Veranstaltungstipps, Grüßen und emotionalen Knuddel-Angeboten jüngere Leser anspricht.

Während die Leseradressierung ein häufig zu beobachtendes Phänomen ist, wird die Imitation einer Face-to-Face-Kommunikationssituation mit Hilfe einer individuellen Anrede vermieden (1,08 Prozent; MW 1,99) — anders als in der Bild-Zeitung, die Prominente besonders häufig anredet und damit den Anschein erweckt, sich im Dialog mit diesen zu befinden. Noch seltener ist in der FR die Gruppen-Anrede (0,54 Prozent; MW 0,75). Die FR versucht also nicht, eine imaginäre Gesprächssituation mit Prominenten oder Fußballclubs zu etablieren. Statt dessen wird auf die real vorhandenen Kommunikationspartner (Autoren und Leser) verwiesen und bewusst ein Kontakt zwischen Lesern und Autoren hergestellt.

7.4 Mainpost

Die Mainpost zeichnet sich vor allem durch das Vermeiden gesprochensprachlicher Phänomene aus. So gibt es keine drastischen Formulierungen, keine Aposiopesen, keine irregulären Formen und keine Deklinations„fehler“ als Nachahmung der Produktionsbedingungen der gesprochenen Sprache (jeweils 0 Prozent). Auch Interjektionen (2,76 Prozent; MW 5,46) und Anglizismen (1,38 Prozent; MW 2,3) werden vergleichsweise selten verwendet.

Erstaunlich ist das Fehlen von dialektalen Lautungen (0 Prozent; MW 1,13) und die nur ausnahmsweise vorkommenden Dialektwörter (0,46 Prozent; MW 0,62). Als regionale Tageszeitung wäre eine stärkere regionale Verankerung zu vermuten gewesen. Die ist jedoch ausgerechnet in der überregional erscheinenden FAZ erheblich stärker. Allerdings sind die dialektalen Hinweise in der FAZ nicht an eine Region gebunden, sondern entstammen sowohl dem bairischen als auch dem niederdeutschen Umfeld.

Die häufige Anrede von Einzelpersonen (6,45 Prozent; MW 1,99) ist textsortenbedingt: Sie findet sich außer in einer Musikkritik ausschließlich in

der täglich erscheinenden Glosse „Unterm Strich“, die aktuelle Nachrichten ironisch kommentiert und damit einen Kontrast zu den Agenturmeldungen und Korrespondentenberichten der ersten Seite bildet.

Während Operatoren im Vor-Vorfeld (5,99 Prozent; MW 5,73) nicht häufiger als in anderen Zeitungen verwendet werden, werden sie im Mittelfeld so häufig eingesetzt wie in keiner anderen Zeitung (3,69 Prozent; MW 1,51). Allerdings fällt auf, dass die Formen der verwendeten Operatoren weniger gesprochensprachlich sind als in anderen Medien: *mit Verlaub, in der Tat, echt wahr, schau einer an, ja, endlich wieder, natürlich, leider* und *wie wir wissen* werden in der MP eingesetzt — in der taz dagegen sind es zwar prozentual gesehen weniger Operatoren im Mittelfeld, dafür finden sich Formen wie *logo, klar, nun ja* und *ja doch*.

Die in anderen Zeitungen zu beobachtenden gesprochensprachlichen Phänomene werden in der Mainpost also entweder seltener verwendet oder in einer Form, die eher auf eine konzeptionell schriftliche Wirkung zielt. Außerdem ist eine starke Textsortenbeschränkung zu beobachten.

7.5 Prima Sonntag

Die sprachliche Gestaltung der Prima Sonntag ähnelt in manchen Bereichen der Gestaltung in der Frankfurter Rundschau, denn auch hier findet eine explizite Kommunikation zwischen Autor und Leser statt. Allerdings ist diese Personalisierung beschränkt: Die Lebenswelt des Lesers wird stark einbezogen, viele Ratgeber-Artikel adressieren den Leser (16,67 Prozent; MW 2,47), um ihn bei der Bewältigung des Alltags zu unterstützen. Eine Referenz auf Prominente oder Gruppen (jeweils 0 Prozent; MW 1,99 und 0,75) entfällt.

Im Gegensatz zur Adressatenseite bleibt die Seite des Autors verborgen. Anders als in der FR finden sich keine deiktischen Verweise auf die Person des Autors, Autorenkommentare unterbleiben. Dieser Verzicht auf Individualität zeigt sich auch in der oft fehlenden Autorennennung: Bei vielen Artikeln fehlt Autorenname oder Kürzel.

Gleichzeitig ist auf der lexikalischen und syntaktischen Ebene eine gewisse Unbeholfenheit im Formulieren zu erkennen. Da ist von *Kohle zum Versaufen, Koks* und *Abzocke* die Rede (substantivische Alternativformen mit 6,94 Prozent; MW 2,64), und Anglizismen wie *on Stage, Beatz, understatement, out* und *cool* dienen zur flapsig-jugendsprachlichen Konzertbeschreibung (Anglizismen mit 6,94 Prozent; MW 2,3). Die Texte werden aus einem spontanen Impuls heraus geschrieben und nicht einer sprachlichen Norm angepasst.

Mit dieser Mischung aus Lesernähe und Alltagskommunikation erfüllt die PS ihre wesentliche Aufgabe: Als Anzeigenblatt ist sie ein kostenloses

Service-Angebot, das nicht als kritischer Beobachter, sondern als praktischer Ratgeber für den Leser täglich von Nutzen sein soll.

7.6 Süddeutsche Zeitung

Obwohl die Süddeutsche Zeitung ihren Verlagssitz in München hat und mit ihrem Regionalteil „Bayern“ einen Schwerpunkt auf die Berichterstattung in Bayern legt², finden sich in der sprachlichen Gestaltung nur wenige Dialektwörter (0 Prozent; MW 0,62) oder Anlehnungen an die bairische Lautung (0,63 Prozent; MW 1,13). Das sind sogar weniger dialektale Einfärbungen als in der FAZ. Auf diese Weise wird wohl der Anspruch der SZ reflektiert, als überregionale Tageszeitung trotz der regionalen Bindung eine gesamtdeutsche Leserschaft anzusprechen.

Ähnlich wie in der FAZ werden viele gesprochensprachliche Elemente für sprachspielerische Formulierungen verwendet: Vagheitsausdrücke (2,09 Prozent; MW 1,41), Gradpartikeln (3,13 Prozent; MW 2,47) und ungewöhnliche Kurzwörter (1,67 Prozent; MW 0,75) wie *Doku*, *Melo* und *Biozeugs* zeigen die individuelle Gestaltung durch den Autor.

Andere Elemente dienen dazu, die sprachliche Verarbeitung für den Leser zu erleichtern: Operatoren im Vor-Vorfeld (7,31 Prozent; MW 5,73) wie *nun*, *also*, *kurz* kündigen ein Resümee an, Ausklammerungen (1,04 Prozent; MW 0,51) erleichtern das Verständnis, Voranstellungen vor das Vorfeld (2,3 Prozent; MW 1,48) geben das zu behandelnde Thema vor. Gerade im syntaktischen Bereich ist damit ein verstärktes Abweichen von der Norm zu beobachten. Ziel dieser Abweichungen sind kreative Formulierungen und die leicht verständliche Aufbereitung von Informationen.

7.7 tageszeitung

taz-Autoren sind nicht nur in der Berichterstattung, sondern auch in der sprachlichen Gestaltung provokativ und extrem. Von der Palette der gesprochensprachlichen Elemente, die in dieser Arbeit untersucht werden, werden einige außerordentlich oft, andere sehr selten verwendet. Dabei lassen sich drei Ziele beobachten: Die Äußerungseinheiten sollen spontan, provokant und verkürzt wirken.

Spontaneität wird durch Gesprächspartikeln und Interjektionen erreicht. Besonders bei den Gesprächspartikeln sind taz-Autoren kreativ. Ein Dialog wird mit Hilfe der Antwortpartikeln *ja genau*, *doch*, *jawohl*, *neinnein* inszeniert (2,59 Prozent; MW 1,82), Gliederungssignale wie *ja*, *und*, *oder* (1,39

² Seit dem 15. Januar 2002 hat die Süddeutsche Zeitung versucht, mit einem achtseitigen Regionalteil für Nordrhein-Westfalen die Vormachtstellung von FAZ und Welt im Westen anzugreifen. Das Experiment scheiterte aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Lage — am 15. März 2003 erschien der NRW-Regionalteil zum letzten Mal.

Prozent; MW 0,75) markieren Anfang und Ende einer Äußerungseinheit und den damit verbundenen „Sprecherwechsel“. Dazu rufen interjektionale Ausdrücke wie *na, oh, iiiih, ach, ahahah, au, hui, brrr, tja, puh* (9,16 Prozent; MW 5,46) den Eindruck des spontanen, emotiven Formulierens hervor. Es wird also eine Kommunikationssituation simuliert, die mit Interjektionen, Sprecherwechseln und dialogischen Elementen (Frage – Antwort) von Leser und Autor scheinbar gemeinsam produziert wird. Die Produktionsbedingungen des Printmediums werden bewusst ignoriert, die verlängerte Produktionszeit und das monologische Elemente der schriftlichen Kommunikation zu Gunsten einer gemeinsamen Produktion überspielt. Natürlich bleiben die Bedingungen der schriftlichen Produktion bestehen, sie werden jedoch bei der Rezeption weniger stark wahrgenommen.

Die Kürze des Ausdrucks wird durch Aposiopesen (1,39 Prozent; MW 0,69), elliptische und analeptische Konstruktionen (5,18 Prozent; MW 4,43) und formelhafte Kurzsätze (2,99 Prozent; MW 1,96) erreicht. Ziel dieser Formulierungen ist jedoch weniger die Verkürzung (dann müsste es mehr Wortverkürzungen geben, die werden jedoch mit 8,76 Prozent (MW 12,08) vergleichsweise selten angewendet) als wiederum die Imitation der mündlichen Produktion: Formulierungen wie *aber trotzdem, wenn überhaupt, egal, endlich, pech, pustekuchen* sind in der mündlichen Kommunikation dem Druck der Kopplung von Produktion und Rezeption geschuldet. Analeptische Konstruktionen erfüllen die Grice'sche Konversationsmaxime der Quantität (*Mache Deinen Beitrag so informativ wie erforderlich — aber nicht informativer als erforderlich*), um die Aufmerksamkeit des Lesers zu bewahren. Die Aposiopesen jedoch sind nicht mehr als Imitation von mündlicher Kommunikation zu interpretieren. Sie erfüllen eine eigene Funktion, indem sie bewerten und fokussieren (siehe Kapitel 5.4.1.3).

Eine spezifische Qualität der *taz* ist sicherlich das drastische Formulieren (2,99 Prozent; MW 1,27) mit Ausdrücken wie *pissen, Titten, Knackarsch, Schwanz, hinterfotzig, klugscheißerisch*, das ein Überbleibsel der Gründungsideale ist: Man wollte gegen Normen und Schriftkonventionen aufbegehren und verkrustete Strukturen durch Provokation aufbrechen. Auch heute noch sind drastische Formulierungen dieser Art eher dem Bereich der nicht-öffentlichen Kommunikation vorbehalten. *taz*-Autoren übertragen damit ein Element der Alltagskommunikation in ihr Printmedium.

In der *taz* werden zwar nicht die meisten gesprochensprachlichen Elemente verwendet, sie sind jedoch am stärksten an eine mündliche Kommunikationssituation angelehnt. Die Frage, ob es sich dabei um eine Übertragung oder um eine Imitation handelt, lässt sich allerdings nicht über die quantitative Auswertung, sondern nur durch die Einzelanalyse (siehe qualitative Auswertung) beantworten.

7.8 Welt

Die Welt unterscheidet sich insofern von den bisher besprochenen Zeitungen, als ihre Abweichungen vorwiegend im syntaktischen Bereich angesiedelt sind. Gesprochensprachliche Formen im lexikalischen und lautlichen Bereich, wie sie sonst häufig (mit Übertragung in den graphematischen Bereich) zu finden sind, fehlen dagegen: Deiktische Verweise auf Personen sind selten (0,43 Prozent; MW 1,44), Gradpartikeln (1,7 Prozent; MW 2,47) werden nur von der FR noch seltener verwendet, Kurzwörter werden nie eingesetzt (0 Prozent; MW 0,75), dialektale Lautungen (0,85 Prozent; MW 1,13) und Dialektwörter (0,43 Prozent; MW 0,62) sind kaum vorhanden.

Dagegen finden sich im syntaktischen Bereich auffällig oft Abweichungen von der Norm. Dass Welt–Autoren am häufigsten irreguläre Formen (1,7 Prozent; MW 0,69) wie Verbzweitstellung nach den Konjunktionen *weil*, *obwohl* und nach dem Konjunkionaladverb *allerdings* verwenden, wurde bereits in der qualitativen Analyse (Kap. 5.4.2) angemerkt. Doch auch andere diskursgrammatische Formen sind zu finden: Mit *überhaupt* wird die Möglichkeit der Thematisierung genutzt, um einem Seitenthema erhöhte Relevanz zu verleihen oder generell Protest anzumelden (*Überhaupt*). Durch Ausklammerungen (1,28 Prozent; MW 0,51) wird der thematische Fokus verschoben oder eine Bewertung des Autors ermöglicht. Auch mit Operatoren im Vor–Vor–, Mittel– oder im Nachfeld (vorn: 7,66; Mitte: 2,55; hinten: 1,28 Prozent; MW 5,73 und 1,51 und 0,48) meldet sich der Autor zu Wort und versorgt den Leser mit zusätzlichen Informationen und Einschätzungen (Zweifel, Zugeständnis, Relevanzherabstufung).

Die beschriebenen syntaktischen Formen werden in der Welt also genutzt, um zusätzliche Funktionen des konzeptionell mündlichen Formulierens verwenden zu können. Fokusverschiebung und Bewertung ersetzen die ausdrückliche Kommentierung. Die Nachricht wird durch subjektive Einschätzungen eingeordnet, die subjektive Darstellung wird offengelegt. Dass dies auf syntaktischer, nicht nur auf lexikalischer Ebene geschieht, zeigt, dass die Autoren über ein differenziertes sprachliches Ausdrucksvermögen verfügen.

8 Schlussbetrachtung

Ziel dieser Arbeit war es, das Auftreten gesprochensprachlicher Elemente in einem medial schriftlich realisierten, öffentlichen Umfeld zu untersuchen. Was tritt wo seit wann und vor allem warum auf? Diese Fragen lassen sich nun beantworten.

8.1 Ursachen für den Sprachwandel

Nicht nur der mediale Wandel durch die Einführung von Massenmedien, Computer und Internet hat zu einer geänderten Sprachverwendung hin zu mehr Mündlichkeit geführt. Bereits früher hat die Zäsur von 1968 zu einem sensibilisierten Sprachgebrauch in der öffentlichen Kommunikation und zu einem generellen Abbau von Formalität geführt. Zudem werden in der Gegenwart Normabweichungen nicht mehr unbedingt als „Fehler“ registriert, sondern auch als Ausdruck von gewandelten Angemessenheitsnormen.

Das liegt auch daran, dass sich der Bildungsbegriff in der Gegenwart verändert hat: In Abituraufsätzen wird nicht mehr das einwandfrei wiedergegebene Goethezitat, sondern das Ausformulieren von eigenen, kritischen Gedanken positiv bewertet (vgl. Sieber 1998). Entsprechend lautet der Werbeslogan der Bild-Zeitung *Bild Dir Deine Meinung* — personalisierte Stellungnahmen und die Meinungsbildung werden damit höher bewertet als die normierten Informationen einer bildungsbürgerlichen Gesellschaft.

Ein ähnlicher Trend ist in den Nachrichtensendungen im Fernsehen zu beobachten. Während die privaten Fernsehsender bereits seit längerem die harten Fakten der Agenturmeldungen durch die *people-story* aufpeppen oder sogar ersetzen, haben sich die öffentlich-rechtlichen Sender bisher an die objektivere Berichterstattung gehalten. Allerdings werden in letzter Zeit auch die *heute*-Nachrichten durch *people-stories* aufgelockert und personalisiert, um den Service-Charakter von Meldungen zu verstärken. *Kommunikation statt Information* könnte man diesen Trend, der aus Amerika kommt, verkürzt benennen, doch die vermeintliche *Kommunikation* ist ein Trugbild: Millionen von Zuschauern sollen sich mit dem vom Arbeitsamt im Stich gelassenen Otto Müller identifizieren, tausende Telefonanrufer, von denen einer tatsächlich durchkommt, mit den Moderatoren schnacken. Erstaunlicherweise scheint das Trugbild zu funktionieren: Die Macht des Fernsehens ist (zumindest fast) ungebrochen — im Gegensatz zur Zeitung, die seit 2001 eine nie da gewesene wirtschaftliche Krise erlebt. Nachdem der Anzeigenmarkt eingebrochen ist, mussten Zeitungen und Seiten eingestellt,

Etats gekürzt, Redakteure entlassen und Volontäre nach der Ausbildung wieder als Freie Mitarbeiter beschäftigt werden. Seit 2004 ist eine Entspannung zu beobachten, doch beendet ist die Zeitungskrise noch lange nicht. Neue Konzepte sollen zur Konsolidierung beitragen: Mehr Service-Angebote und effizientere Arbeit im eigenen Haus durch die Zusammenlegung und Verkleinerung von Redaktionen sollen neue Leser binden und die Kosten senken. Das ist ein Trend, der sich auch auf die sprachliche Gestaltung auswirkt. Service-Angebote werden durch Leser-Adressierungen und dialogische Elemente deutlich gekennzeichnet. Ein erhöhter Zeitdruck in den Redaktionen lässt weniger Raum fürs Redigieren und Nachfragen und beeinträchtigt so die Qualität.

Daneben hat sich in den vergangenen 30 Jahren das Zeitgefühl immens verändert. Nicht nur die Informationsvermittlung ist durch Internet und Handy erheblich schneller geworden, auch die eigene Mobilität ist durch Autos und Flugzeuge erhöht worden. Folge dieses schnelleren Lebensrhythmus‘ ist ein erhöhtes Bedürfnis nach Aktualität. Die schnelle Information ist daher wichtiger als eine ausgefeilte Formulierung. Die Forderung nach Mobilität und die Wirtschaftskrise mit immer neuen Entlassungswellen führen außerdem dazu, dass Jugendlichkeit höher bewertet wird. Der Jugendkult spiegelt sich in der sprachlichen Gestaltung (*ätzend, hohl, echt* sind nur einige Belege). Es stellt sich allerdings die Frage, ob der Ausdruck von Jugendlichkeit nicht zur Farce wird, wenn Volontäre nicht übernommen und Jungredakteure entlassen werden und dadurch der Altersdurchschnitt in Redaktionen steigt.

Dieser Sprachwandel ist 1965 noch kaum zu beobachten. Normabweichungen auf graphematischer Ebene wie die Nachahmung der gesprochen-sprachlichen Phonetik durch Majuskeln, Graphemwiederholungen, Wegfall von Spatien, Assimilationen und Lautabschwächungen sind nicht vorhanden. Auf morphologischer Ebene ist kein einziger Beleg für gesprochensprachliches Formulieren zu finden. Lexikalische Abweichungen sind selten und meist auf eine literarische Mündlichkeit zurückzuführen. Syntaktische Formulierungen mit Verberststellung, Aposiopese oder Ausklammerungen sind nicht vorhanden. Bei den Operatoren ist eine Verschiebung von *freilich* zu *klar* zu beobachten. Sprichwörter entfallen, Redewendungen sind selten, weil die inhaltliche Ebene zur Spiegelung (Gewalt im Fernsehen) fehlt. Simulierte Sprechsituationen sind 1965 zwar vorhanden, dienen aber als Routineformeln und als Belege für literarische Mündlichkeit dem Ausdruck von Bekanntheit oder szenischer Vergegenwärtigung. Ein ähnliches Bild zeigt sich 1982, allerdings gibt es gegenüber 2001 / 2002 auf lexikalischer Ebene ein verstärktes Bemühen um motivierte Stellungnahme, die sich durch die politische Ausrichtung der taz erklärt.

Medienwandel, Abbau von Formalität, geänderte Angemessenheitsnormen, gewandelter Bildungsbegriff, Kommunikationsbedarf, schnellerer Lebensrhythmus, der Trend zur Jugendlichkeit und die Krise am Zeitungsmarkt

— das sind einige der Faktoren, die einen Sprachwandel in der Zeitung bewirken. Mündliche Formen halten in der Gegenwart Einzug in das schriftliche Medium und fächern das Kontinuum zwischen nächstsprachlicher und distanzsprachlicher Konzeption weiter auf.

8.2 Mündlichkeit in der Zeitung

Der Sprachwandel hat zu einer Veränderung der medial schriftlichen Kommunikation geführt, der sich im täglich oder wöchentlich aktuell und neu produzierten Sprachprodukt *Zeitung* spiegelt. Die Betrachtung des Textsortenfeldes *Zeitungsartikel* hat jedoch offenbart, dass eine typische und damit homogene Zeitungssprache nicht existiert. Das Autorenkollektiv mit Redakteuren, Pauschalisten, Freien Mitarbeitern, Volontären, Fachautoren, Praktikanten und Erfassern auf der einen Seite, die adressierte disperse und anonyme Lesergruppe auf der anderen Seite führen dazu, dass das Produkt Zeitung unterschiedlich strukturierte Artikel enthält. Die Textsortenklassifikation für das Feld *Zeitungsartikel* hat die Spannweite zwischen den Textsorten *Ratgeber*, *Hintergrundbericht*, *Fernsehkritik*, *Appell* und *Bildtext* mit den Funktionen *Alltagshilfe*, *Information*, *Wertung*, *Handlungsaufforderung* und *Aufmerksamkeitsweckung* gezeigt.

Eine prototypische Zeitungssprache mit parataktischen Konstruktionen, komplexem Nominalstil und fachsprachlicher Lexik, wie sie von Straßner (1997) und Schneider (1986) beschrieben wird, ist damit nicht für alle Zeitungsartikel zutreffend. Ebenso muss die Einordnung von Koch und Oesterreicher (1985), die den FAZ-Artikel im Kontinuum des konzeptionellen Formulierens nahe am Pol der Schriftlichkeit positionieren, für die Gegenwart korrigiert werden. Künftige Untersuchungen sollten sich von diesen allgemeinen Konzepten lösen und die Bedingungen für unterschiedliche Kommunikationsweisen in der situations- und textsortenbedingten Umgebung suchen.

Einen Hinweis auf situationsbedingte Unterschiede hat die quantitative Untersuchung erbracht. Auch wenn das Auftreten gesprochensprachlicher Elemente nicht nur von der Zeitungsquelle, sondern auch von Autor, Textsorte und Rubrik abhängt, lassen sich doch Trends für die einzelnen Zeitungen ablesen. Bild-Autoren formulieren kurz, emotional und personalisierend. In der FAZ dienen Normabweichungen zum szenischen und kreativen Formulieren. Die FR personalisiert Autoren und Leser und demonstriert durch Jugendsprachlichkeit und Elemente der Chatkommunikation Aktualität. Die Mainpost vermeidet gesprochensprachliche Phänomene und zeigt damit auch in der sprachlichen Gestaltung eine konservative Ausrichtung. Die Prima Sonntag erhöht durch Leseradressierung und die Einbeziehung der Alltagswelt und Alltagskommunikation ihre Serviceleistung. In der SZ werden durch gesprochensprachliche Elemente sprachspielerische Formu-

lierungen eingebunden und eine bessere Textverständlichkeit erreicht. taz–Autoren formulieren provokativ, spontan und verkürzt, um die Dialogizität zu erhöhen und um ein Kollektiv von Autoren und Lesern zu unterstreichen. Welt–Autoren nutzen syntaktische Normabweichungen für subjektive Bewertungen und Fokusverschiebungen.

Eine Beschränkung auf bestimmte Textsorten oder Rubriken in den Zeitungen ist nicht vorhanden. Allerdings sind im Wirtschaftsteil tendenziell weniger gesprochensprachliche Elemente vorhanden als im Feuilleton, und manche Textsorten, wie die Kritik, sind offener für diese Elemente als andere Textsorten. Generell sind meist die Textsorten ausschlaggebend für die Verwendung von normabweichenden Formulierungen, nicht die Rubrik: Ein Kommentar, egal ob im Feuilleton oder in der Politik, ist als Umgebung für gesprochensprachliche Elemente geeigneter als eine harte Meldung.

8.3 Funktionen der gesprochensprachlichen Elemente

Dass gesprochensprachliche Elemente in der Zeitung auftreten, hat die qualitative Auswertung dieser Arbeit gezeigt. Ein Blick auf das Kategoriensystem zeigt außerdem, dass es kaum einen Bereich gibt, in dem gesprochensprachliche Elemente nicht auftreten. Interessant ist jedoch noch die Frage nach den Funktionen der gesprochensprachlichen Elemente.

Bei der qualitativen Analyse hat sich gezeigt, dass die gesprochensprachlichen Elemente sehr unterschiedliche Funktionen erfüllen. Die Tabelle 8.1 fasst die Ergebnisse zusammen. Dabei sind die aufgeführten Funktionen jedoch nicht isoliert, sondern immer im Kontext zu verstehen: Ob ein Exklamativsatz dem Ausdruck von Begeisterung dient oder als ironischer Kommentar eingesetzt wird, um eine Relevanzherabstufung zu erreichen, ist nur mit Hilfe des Umfelds (Versprachlichung und Kommunikationsbedingungen mit Textsorte, Autor, Rubrik, Thema) feststellbar. Die Tabelle mit den Funktionen der gesprochensprachlichen Elemente ist daher als Anhaltspunkt für die Funktionsmöglichkeiten, nicht aber als ausschließliche Zuordnung zu verstehen.

Grapheme und Silben

Elision

Apokope

Personalisierung des Autors, Initiierung einer literarischen Hochsprache

Synkope

Veranschaulichung, Verallgemeinerung, Nachahmung von Klatschgeflüster / Popularisierung, stereotype Verwendung nach Baukastenprinzip

Wortverkürzung	Sprachökonomie, Herabsetzen der Relevanz, Ausdruck von Lässigkeit, pejorative Wertung, Verunklarung des inhaltlichen Bezugs
Assimilation	formelhaft, Sprachökonomie
Lautabschwächung	kumpelhaft, Leseradressierung, formelhaft
Phonetische Nachahmung	
Großschreibung	Nachdruck, Nachahmung von Prosodie (Lautstärke)
Akzentsatz	Nachahmung von Prosodie (Akzentuierung)
Graphemwiederholung	Nachahmung von Prosodie (Vokaldehnung), Nachdruck, Ironie, Übertreibung, Emotionalität (Entzücken), Abbilden von musikalischen Verläufen
Wegfall Spatien	formelhaft, Nachahmung von Prosodie (hohes Sprechtempo), Ausdruck von Beliebigkeit
Dialektale Lautung	Ironie, Wortspielerei, Stimmungsvermittlung (Gemütlichkeit, Ausgelassenheit)

Morphologie und Wortbildung

Wortbildungsphänomen	Ausdruck negativer Bewertung, Musikbeschreibung (Parallelisierung von Inhalt und Ausdruck), Intensivierung, Ironie, Redewendung
Augm.-Präfixe	Intensivierung ohne Emotionalisierung (konventionalisierte Augmentativpräfixe), erhöhte Emotionalisierung (weniger konventionalisierte Ausdrücke), in Bild Ausdruck von Duration (Kürze), jugendsprachliche Augmentativpräfixe für Ausdruck von Eventcharakter, Modernität, Kontrastierung als Mittel von Kritik, Personalisierung (persönliches Erlebnis)
Diminutivform	ironische Bewertung (statt objektiver Fakten), ironische Verkleinerung (Funktion: Vergrößerung), Ausdruck von Bedeutungslosigkeit (negative Kritik), Kontrastierung (z.B. Gewalt - Verniedlichung)

Kurzwort	bei Namen: Emotionalisierung (Liebkosung, Inszenierung von Vertrautheit, Verachtung, Relevanzherabstufung, Personalisierung von Prominenten, De-Institutionalisierung); generell Sprachökonomie, Ausdruck von understatement
Irreg. als Lautimitation	Imitation des mündlichen Formulierens, ironische Reflektion der TS <i>Klatschgeschichte</i>

Lexik

Deiktische Verweise

Personendeixis	Verbindlichkeit, Einschränkung der Gültigkeit (Verweis auf Subjektivität) oder Ausweitung der Gültigkeit (Lesermanipulation, Meinungsbildung), Personalisierung des Autors (z.B. Geständnis, z.T. Selbstentwurf)
Ich-Ersatz	Verunklarung des Bezugs / der Subjektivität, Einbeziehung des Lesers durch Erweiterung der Referenz, Hervorhebung des Sprechers (<i>meine Wenigkeit</i>); also Verunklarung, Erweiterung oder Hervorhebung der Referenz
Zeitdeixis	Suggestion von Unmittelbarkeit, Aktualität
Ortsdeixis	Unmittelbarkeit, Aktualität, situative Einbindung des Lesers zur Distanzverringern
Artikel b. Namen	Ausdruck von Bekanntheit, Imitation von Dorfklatsch (ironische Verwendung führt zum Ausdruck von Beliebigkeit)
Vagheitsausdruck	anders als mediale Mündlichkeit, kein Unbestimmtheitssignal, sondern Ausdruck einer gewollten Ungenauigkeit; passende Beschreibung ist nicht nötig oder nicht möglich
Etceteraformel	Sprachökonomie, Ausdruck von Bedeutungslosigkeit und Austauschbarkeit (Sphäre der Öffentlichkeit: Politik, Prominente)
Gradpartikel	neutrale GP: Intensivierung, Kontrastierung verschiedener Stilebenen (Ironie), jugendsprachliche GP für Modernität; umgangssprachliche GP für Ausdruck von Ehrlichkeit

Gesprächswort	
Modalpartikel	abhängig von MP; oft Relevanzherabstufung, ansonsten Ausdruck von Bekanntheit, Beiläufigkeit, Zweifel, Kritik, Protest, Entrüstung, Ungeduld, Resignation, Kapitulation
Gesprächspartikel	generell: Auflockerung des sonst zu starren (Schrift-) Produkts, Erleichterung des Verständnis', Lesereinbindung
Antwortpartikel	Dialogimitation, Lesereinbindung, metakommunikative Reflektion des eigenen Textes (Personalisierung des Autors) als Ausdruck von Unmittelbarkeit, Abgabe einer künstlich provozierten Stellungnahme durch den Autor, Argumentationsstütze, Resümee
Gliederungssig.	Äußerungssegmentierung, Fokusverlagerung, Lesereinbindung durch Szenarien-Entwurf (Casino, Party)
Rückv.-Signal	ironische Kommentierung, Markierung von Desinteresse und Widerspruch
Onomatopoetikum	Abweichung von konventionellen Formulierungen, Spontaneität, ironische Verzerrungen (aus Lachen wird Auslachen)
Interjektion	Ausdruck von Erstaunen, Zweifel, Abscheu, Freude, Verblüffung, Erschrecken, Resignation; Imitation einer Face-to-Face-Kommunikationssituation (Spontaneität, Expressivität), Veranschaulichung, Spott / Ironie, Intensivierung von Emotionalität
Alternativform	
Altern.: Pron./Adv.	stereotype Redewendungen, ironische Kommentierung, Flapsigkeit, Dialogizität, Lesereinbindung, Modernität (Insidersprache)
Altern.: Adj.	Thematisierung und Dramatisierung von Tabuthemen (Sex, Drogen), Ausdruck negativer Kritik, Aufforderung zu gegenteiliger Positionierung (Provozieren von Widerspruch, also dialogische Funktion), in TS <i>Kritik</i> Ironie
Altern.: Verben	Thematisierung von Tabuthemen (Sex, Drogen)

Altern.: Subst.	Personenbeschreibung (liebkosend, sexistisch-diffamierend, abwertend), Jugendsprache, Thematisierung und bildhafte Beschreibung von Sex & Crime (Waffen, Geld, Sex, Körperlichkeit, Drogen) und Alltag (Schule, Essen, Fernsehen, Tiere), in TS <i>Sportbericht</i> Augmentation
Drastik	stark quellenabhängig; in FAZ, SZ, Welt, PS in feuilletonistischen Textsorten, in Bild, FR, taz in politischen TS; Polemik, unverblümete Rede, Personalisierung durch ehrliche Empörung, Parallelisierung von Inhalt (Sex, Gewalt, aggressive Inszenierung) und Ausdruck
Dialektwort	Parallelisierung Inhalt (volkstümliche Ereignisse) und Ausdruck, metasprachliche Reflektion, bei regionalen Zeitungen unbewusste Verwendung bei erhöhter Emotionalität
Anglizismus	Parallelisierung von Inhalt (Show, Musik) und Ausdruck, Demonstration von Trendbewusstsein durch jugendsprachlichen Jargon, stereotype Verwendung

Syntax

Nebensätze

Asynd. Anschlüsse,
n. eingeb. Erg.-sätze,
Verbzweitstellung

Imitation von Produkten der konzeptionellen Mündlichkeit zur Emotionalisierung und zur Spiegelung einer gewandelten Sprachverwendung

Satztypen

Exklamativsatz

Ausdruck von Empörung, Lob, Begeisterung, Anweisung; Intensivierung; Emotionalisierung; Relevanzhöhung als ironische Abwertung

Formelh. Kurzsatz

Textgliederung; stereotypisch für häufig wiederkehrende Sprechakte wie Bedauern, Lob, Protest

Ellipse/Analepse	Umsetzung der TS <i>Erzählung</i> , Pointengestaltung, Sprachökonomie, Dynamik, Fokussierung mit Wertung, Imitation von Sprecherwechsel mit Konstruktionsübernahme, Vermeidung von Leseranden und Autoridentifizierung, Stilisierung (Zitieren von Mothertalk und literarischen Äußerungsformen)
Aposiopese	Fokussierung, nicht Defokussierung; Intensivierung von Face-Verletzungen; Provokation durch Tabuverstöße; kritische Bewertung; Leseradressierung; Inszenierung von Spontaneität
Wortstellung	
Ausklammerung	Verschiebung des thematischen Fokus ⁴ , Präzisierung (wie in der konzeptionellen Mündlichkeit), aber auch Betonung und Präzisierung als Mittel von Ironie / Sarkasmus, Steigerung, Kommentar
„Rechtsversetzung“	Spannungserzeugung, Dramatisierung, Mittel der Hervorhebung und Umdeutung, Kommentierung, formelhafte Redewendung, angepasst an das Schriftmedium: Satzentlastung
Vor-Vorfeld-Bes.	Satzentlastung, Themenetablierung, Akzentuierung, Kontrastierung, Imitation des Erzähltons in der TS <i>Märchen</i> , Resümee-Einleitung; turnübernahme und Themenetablierung gegen konkurrierende Themen (konzeptionelle Mündlichkeit) fehlen, werden nicht imitiert
Verberststellung	Ausdruck von Lässigkeit, Vermeidung von Face-Verletzungen, Bewertung, Dialogizität, Etablierung der Textsorte <i>Witz</i>
Thematisierung	Akzentuierung, Relevanzhöhung, Verschlagwortung, Ausdruck von Spontaneität, Leserbindung durch Personalisierung (persönliche Empfehlung), Emotionalisierung
Operator-Skopos	Ankündigung von Resümee, Absicherung / Zugeständnis, Widerspruch, metakommunikativen Erweiterungen (z.B. Relevanzhöhung, Moduswechsel, Detaillierung), Kommentierung; Ironie; Manipulation der Meinungsbildung, Wecken von Sympathien

Abweichung von der Satz-Standardreihenf.	Normabweichung als Satzentlastung
Fehlerh. Satzkonstr.	Normabweichung als Folge der Produktion (elektronische Bearbeitung)

Formulierungsverfahren

Sprichwort	expliziter Verweis auf bekannte Normen und anerkannte Erfahrungen
Redewendung	Intensivierung von Emotionalität, Auflockerung des Sprachstils, Akzentuierung, Dynamik, in TV-Berichten Parallelisierung von Inhalt (Gewalt) und Ausdruck
Wiederholung	Dialogimitation, Nachahmung des schrittweisen Formulierens der mündlichen Kommunikation, Intensivierung, ironische Verstärkung, Relevanzherabstufung, Abbilden von Duration und Iteration einer Handlung und Abbilden von Quantität, formelhafte Wendungen als attention-getter und als Auto-renkommentare
Reformulierung	Präzisierung, Steigerung, Verständniserleichterung, Vereinfachung, Selbstkorrektur, Umdeutung, Kritik, Relevanzherabstufung (tatsächlich oder ironisch)

Sprechsituationen

Anredeform	
Anrede: indiv.	Mehrfachadressierung; Vorwurf, Bloßstellung, Verbreitung von Klatschmeldungen, selten Relevanzherhöhung
Anrede: Gruppe	gesichtsbedrohende Akte wie Korrektur, Beleidigung, Bloßstellung; medialer Wechsel (von Zeitung mit institutionell öffentlichem Raum zu privatem Brief); Transportierung von Vorurteilen; Differenzierung <i>wir</i> — <i>ihr</i>
Anrede: symb.	Überhöhung, Intensivierung, Emotionalisierung

Autor–Leser–Kommunikation	
Autorenkommentare	Bewertung, Personalisierung durch Selbstdarstellung, Dialogizität durch Reaktion auf Fremdzeit, Sprachreflexion, aufgelockerter Sprachstil
Autorenreaktion	Imitation von Dialogizität mit Nachfragen, Korrekturen, turn–Übernahmen; Ausdruck von Aktualität oder Bekanntheit; Ironie– und Scherzkommunikation
Leseradressierung	Leserbindung durch Ratschlag oder Warnung; Motivierung und Etablierung von neuen Themen (statt: Dialogeröffnung); Inszenierung von gemeinsamer Textproduktion; Leserbindung durch Aufforderung zur Kooperation
Imaginäre Face–to–Face–Kommunikation	
Ungeplante Komm.	Eindruck von Ungeplantheit erwecken; Verständnis– und Aufmerksamkeitssicherung; ironische Nachfrage für Relevanzherabstufung
Referenz auf Oralität	Hinweise auf sprechsprachliche Gestaltung durch Einbeziehung von Körpergeräuschen und Abbildung des Formulierungsprozesses; Erleichterung des Textverständnisses durch Verweise auf Fazit, Ungenauigkeit oder Unverbindlichkeit; Offenbarung von Subjektivität
Herkunftsbereiche der Sprachvariation	
Werbesprache	Verweis auf Werbebotschaft, Nutzung von Assoziationen
Jugendsprache	Personalisierung und Selbstdarstellung: Ausdruck von Jugendlichkeit und Gruppenzugehörigkeit; ironische Verwendung als Mittel der Kritik; Intensivierung und Übertreibung
Mothertalk	Parallelisierung von Inhalt (Spiel, Naivität) und Ausdruck; Face–Verletzung: Kritik und Degradierung
Chatkommunikation	Inszenierung von Szene– und Trendbewusstsein

Tabelle 8.1: Tabelle der gesprochen sprachlichen Elemente und ihrer Funktionen

Betrachtet man die aufgeführten Funktionen, fallen die graduellen Unterschiede auf: Genauso, wie unterschiedliche Textsorten eine unterschiedlich starke Affinität zu den Polen der konzeptionellen Mündlichkeit und Schriftlichkeit aufweisen, lassen auch die Funktionen der gesprochen sprachlichen Elemente den Rückschluss auf ein Kontinuum zu. Einige Funktionen verweisen direkt auf eine nächstsprachliche Konzeption, andere Funktionen basieren auf der konzeptionellen Schriftlichkeit.

Die Funktionen in Tabelle 8.1 lassen sich zu 29 Grundfunktionen mit zunehmender Affinität zur konzeptionellen Mündlichkeit bündeln. Am weitesten entfernt vom Pol der konzeptionellen Mündlichkeit sind die gesprochen sprachlichen Elemente, die die Funktionen literarische Mündlichkeit, Parallelisierung von Inhalt und Ausdruck, Veranschaulichung zur Erleichterung des Leseverständnisses, stereotype Verwendung nach dem Baukastenprinzip, Sprachökonomie und Nachahmung der Textsorten *Klatsch*, *Witz*, *Märchenerzählung* erfüllen.

Bei diesen Funktionen wird eine geschriebensprachliche Konzeption berücksichtigt. So dient etwa die literarische Mündlichkeit dem Ausdruck mündlicher Strukturen in literarischen, also konzeptionell schriftlichen Äußerungsformen. Mit Hilfe von sprachökonomischen Kürzungen werden die Artikel an das begrenzte Platzangebot angepasst, wenn dem Autor eben nur 75 Zeilen mit 36 Anschlägen pro Zeile zur Verfügung stehen. Die Parallelisierung von Inhalt und Ausdruck setzt eine Reflektion der medialen Gestaltung voraus: Um über ein volkstümliches Ereignis zu berichten, verwendet ein Bild–Autor zwei Dialektwörter. Bei dieser Anpassung an den Inhalt handelt es sich um ein bewusst eingesetztes Stilmittel, denn der weitere Artikel verzichtet auf dialektale Anpassungen. Satzenthlastende „Rechtsversetzungen“ tragen dazu bei, das Leseverständnis zu erleichtern. Andere Elemente erleichtern nicht unbedingt das Leseverständnis, nutzen aber als Imitation von konzeptionell mündlichen Textsorten Vorteile der konzeptionellen Mündlichkeit für die mediale Schriftlichkeit aus: Deklinations-, „fehler“ übertragen die Textsorte *Klatsch* in das Zeitungsmedium, Voranstellungen initiieren einen Märchentext, Verberststellungen verdeutlichen, dass die Textsorte *Witz* geplant ist, deren Pointe durch elliptische Konstruktionen umgesetzt wird. Schließlich gibt es auch noch die Möglichkeit, gesprochen sprachliche Elemente nur singulär und sehr gezielt einzusetzen, um einen Eindruck von Mündlichkeit hervorzurufen, wie es bei der stereotypen Verwendung von Synkopen zu beobachten ist. Die Elemente der konzeptionellen Mündlichkeit werden hier also verwendet, um sprachliche Kurzformen, leicht verständliche Äußerungsformen und spezielle Textsorten der konzeptionellen Mündlichkeit für die konzeptionelle Schriftlichkeit nutzbar zu machen.

Etwas weiter vom Pol der konzeptionellen Schriftlichkeit entfernt sind die Funktionen Ironie– und Scherzkommunikation, Nachahmung von gesprochen sprachlicher Prosodie, Einschränkung der Gültigkeit durch Verweis

auf Subjektivität oder Ausweitung der Gültigkeit als Mittel der Lesermanipulation, Verallgemeinerung, Verunklarung des Referenzobjektes, Entbindung von Verantwortlichkeit und Gültigkeit, Relevanzherabstufung, Suggestion von Unmittelbarkeit und Aktualität, Ausdruck von Bekanntheit und Beliebtheit (mit zunehmender Annäherung an die konzeptionelle Mündlichkeit). Von diesen Funktionen findet sich besonders häufig die Entbindung von Verantwortlichkeit und Gültigkeit (etwa durch Etceteraformeln oder durch den Verweis auf eine angeblich mediale Vermittlungsform) und die Verunklarung des Referenzobjektes (durch Formen des Ich-Ersatzes oder analeptische Konstruktionen) in dem Textsortenfeld *Zeitungsartikel*. Hier werden Vorteile der medialen Mündlichkeit erkannt und genutzt. Vorteil der medialen Mündlichkeit ist zum Beispiel die schnelle Produktion, die nicht nur Aktualität ermöglicht, sondern zusätzlich den Sprecher von einer allzu genauen Formulierungspflicht entbindet. Die mediale Mündlichkeit besitzt mit den prosodischen Markierungen außerdem ein weit differenzierteres Ausdruckssystem als die mediale Schriftlichkeit mit dem graphemischen System. In diesem Bereich werden also die Vorteile der medialen Mündlichkeit (schnelle Produktion und differenziertes Ausdruckssystem) auf die schriftsprachliche Kommunikation übertragen und damit eine Annäherung an die konzeptionelle Mündlichkeit erreicht.

Bereits näher am Pol der konzeptionellen Mündlichkeit als am Pol der konzeptionellen Schriftlichkeit anzusiedeln sind die Funktionen Thematisierung und Dramatisierung von Tabuthemen, pejorative Wertung, Augmentativpräfixe / Intensivierung, Akzentuierung, Polemisierung und Emotionalisierung / Expressivität (auch hier mit zunehmender Annäherung an die konzeptionelle Mündlichkeit). Bereits Ong (1990) hat darauf hingewiesen, dass im Zeitalter der sekundären Oralität die Sprecher der elektronischen Medien die Vorteile der Mündlichkeit erkannt haben und diese für ihre Beiträge nutzen. Ein ähnliches Phänomen ist beim Textsortenfeld *Zeitungsartikel* zu beobachten: Die Autoren haben die Vorteile der konzeptionellen Mündlichkeit mit ihrer erhöhten Emotionalität und intensivierenden Beschreibung erkannt und nutzen diese Vorteile für ihre Artikel. Augmentativpräfixe verstärken die Charakterisierung, Gradpartikeln intensivieren die Beschreibung, Interjektionen ermöglichen den emotionalen Ausdruck von Abscheu, Triumph und Verblüffung, Alternativformen und drastische Lexik behandeln auch solche Themen, die den Angemessenheitsnormen der schriftlichen Kommunikation (noch) widersprechen und Thematisierungen lösen das starre Schema *ein Absatz — ein Thema* zugunsten von Abschweifungen und Akzentuierungen auf.

Kaum noch als Übertragungsphänomen, sondern bereits als Ausdruck einer tatsächlich vorhandenen konzeptionellen Mündlichkeit sind die gesprochen sprachlichen Elemente zu betrachten, die die Funktionen Leserbindung (durch Leseradressierung und situative Einbindung), Personalisierung von Autor und Leser, salopp-lässige und flapsige Wirkung (durch die Sprach-

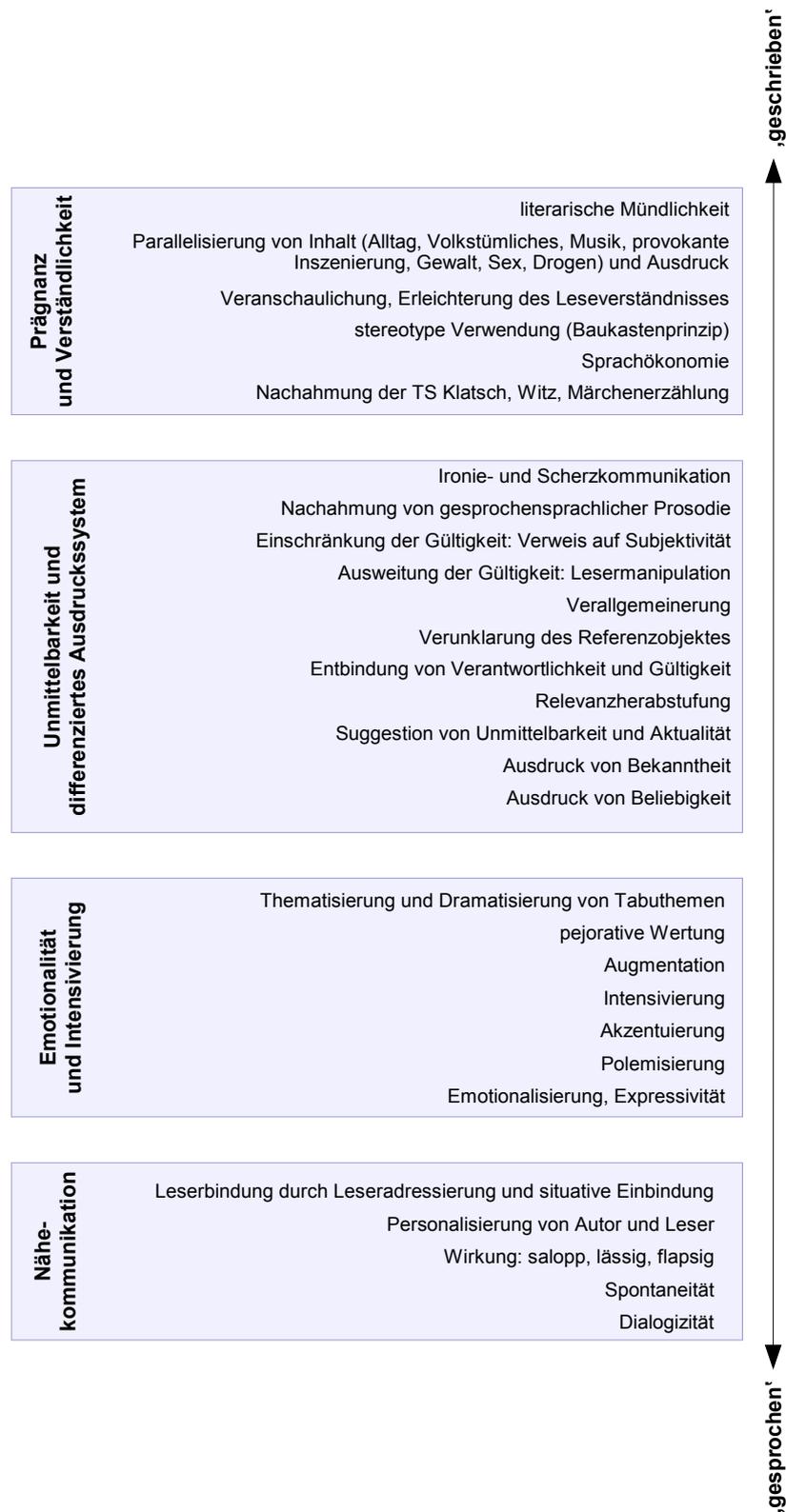


Abbildung 8.1: Einordnung der Funktionen der gesprochensprachlichen Elemente im Kontinuum zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit

verwendung) sowie Spontaneität und Dialogizität erfüllen. Die Nachteile der medialen Schriftlichkeit mit Monologizität und Distanzkommunikation werden durch diese gesprochen sprachlichen Elemente aufgehoben. Autoren und Leser kommunizieren durch deiktische Verweise, Antwortpartikeln, interjektionale Strukturen, durch Abbrüche und Korrekturen mit *äh*, durch Anreden und Adressierungen, Autorenkommentare und durch die Referenz auf orale Äußerungsformen miteinander.

Im funktionellen Kontinuum zwischen konzeptioneller Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit gliedern sich die 29 Grundfunktionen der gesprochen sprachlichen Elemente im Textsortenfeld *Zeitungsartikel* also in vier Blöcke. Diese Blöcke nähern sich graduell an eine konzeptionell mündliche Kommunikation an, wie Abbildung 8.1 auf der vorherigen Seite zeigt. Nicht alle gesprochen sprachlichen Elemente sind damit Ausdruck von konzeptioneller Mündlichkeit in einer Textsorte des öffentlichen Sprachgebrauchs. Ebenso wenig jedoch sind alle gesprochen sprachlichen Elemente nur ein Zeichen von fingierter Mündlichkeit, oder, wie Raible (1994, S. 9) meint, ein Kniff von rhetorisch geschultem Personal: „Journalists thus use every trick in the book“. Ebenso wie im Textsortenfeld *Zeitungsartikel* je nach Autor, Thema und Textsortenausprägung die Einordnung des Zeitungsartikels im Kontinuum zwischen Nähe- und Distanzkommunikation flexibel ist, ist auch die Funktion der gesprochen sprachlichen Elemente je nach Kontext veränderbar. Das Spektrum reicht von Formen der literarischen Mündlichkeit und Imitation produktionsbedingter Merkmale der medialen Mündlichkeit über den Ausdruck von Emotionalität und Intensivierung bis hin zu Tendenzen der Personalisierung und Dialogizität.

8.4 Ausblick

Gesprochen sprachliche Elemente treten als Elisionen, Augmentativpräfixe, Antwortpartikeln, als syntaktische Variationsmöglichkeit (*weil* mit Verbzweitstellung), drastische Redewendungen oder als Teil einer imaginären Face-to-Face-Kommunikationssituation auf — und damit in nahezu allen Formen der konzeptionellen Mündlichkeit in allen Rubriken und Textsorten von deutschen Zeitungen mit einer breiten Palette von Funktionen. 1965, also vor knapp 40 Jahren, war ein ähnlicher Trend noch nicht zu beobachten und auch nicht zu erwarten. Was heißt das für die nächsten 40 Jahre? Wird sich der Sprachwandel hin zu mehr Mündlichkeit beschleunigen, so dass wir in rund 40 Jahren nur noch konzeptionell mündlich formulieren, sei es in Zeitungen, Packungsbeilagen oder in Mahnbriefen? Ist 2050 die konzeptionelle Schriftlichkeit abgeschafft?

Es ist nicht zu erwarten, dass die Entwicklung so weit geht. Denn auch wenn die Formen der Mündlichkeit in deutschen Zeitungen zunehmen, bleibt die Grundform beim medial schriftlichen Formulieren in öffentlichen Text-

sorten die konzeptionelle Schriftlichkeit. Das Korpus *Zeitungen 2001 / 2002*, das Normabweichungen bei der sprachlichen Gestaltung in Zeitungsartikeln über sieben Monate sammelt, sammelt 2914 Belege für gesprochensprachliche Elemente. Das ist sicherlich eine beeindruckende Zahl. Ausgewertet wurden dafür jedoch 154 Zeitungsexemplare mit 20 Millionen, vielleicht auch 30 Millionen Wörtern (Grundlage dieser Hochrechnung ist eine Ausgabe der SZ vom 24. Juni 2004, die rund 150 000 Wörter enthält).

Gesprochensprachliche Elemente sind in unerwartet großer Zahl vorhanden, sie dominieren aber die Sprachverwendung in deutschen Zeitungen bei weitem nicht. Denn auch wenn die Formen der konzeptionellen Mündlichkeit zu einer Auflockerung des Sprachstils, zu erhöhter Emotionalität und Dialogizität und damit zu Leserbindung und stabilen Auflagenzahlen beitragen, sind die Vorteile der konzeptionellen Schriftlichkeit grundsätzlich notwendig für die Nachrichtenvermittlung: Eine hohe Informationsdichte kann durch die Entkopplung von Produktion und Rezeption einerseits leichter verarbeitet und andererseits mit Hilfe von komplexen sprachlichen Einheiten präzise vermittelt werden.

Es ist aber zu erwarten, dass die Konzentration auf Information und Komplexität, wie sie 1965 noch stärker vorhanden war, weiter abnehmen wird, um die Rezeption zu erleichtern und um geänderten Angemessenheitsnormen gerecht zu werden.

Eine solche Entwicklung ist auch in anderen Bereichen zu beobachten, zum Beispiel bei der *Verwaltungsschrift*, die ja laut Koch und Oesterreicher (1985) am stärksten dem Pol der konzeptionellen Schriftlichkeit zuzuordnen ist. Im niedersächsischen Landkreis Harburg etwa werden seit 2003 Formulare, Bescheide und Briefvorlagen umgeschrieben: Sperrige Formulierungen sollen verschwinden, *bitte* und *danke* für mehr Höflichkeit sorgen. Damit soll nicht nur der Servicegedanke sprachlich vermittelt werden, sondern vor allem durch die bessere Verständlichkeit Zeit gespart werden, indem die Zahl der Rückfragen verringert wird.

Wo die Entwicklung hingehen könnte, zeigt die taz mit ihrer Geburtstagsausgabe von April 2004, die einen Blick 25 Jahre in die Zukunft geworfen hat und daher mit dem Datum 17. 4. 2029 erschienen ist: Quietschbunt ist diese Ausgabe, Textsorten und Rubriken sind aufgelöst, der Meinungsteil ist umfangreicher, denn, so heißt es im Editorial: „Das Denken in Ressortgrenzen wird der komplexeren, vernetzteren Welt des Jahres 2029 nicht mehr gerecht“.

Eine vernetzte Welt ändert das Denken und damit die Sprache. Die Zeitung der Zukunft wird salopper, drastischer, dialogischer, meinungs- und servicebetonter sein — aber sie wird nicht darum ringen, die Grenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit aufzuweichen. Denn das ist längst geschehen. *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit* sind nicht mehr die Konzepte, die über die sprachliche Gestaltung bestimmen. Es sind die äußeren Bedingungen,

die über die Sprachverwendung entscheiden: Medienrevolution und globales Denken auf der einen Seite, der Wunsch nach Individualität und Kommunikation auf der anderen Seite.

Gesprochensprachliche Elemente in Zeitungen sind je nach Kontext manchmal Ausdruck einer fingierten Mündlichkeit, öfter aber Ausdruck eines veränderten Registers in medial schriftlich realisierten, öffentlichen Textsorten. Dieses Register nutzt die Vorteile der konzeptionellen Mündlichkeit (sprachliche Nähe, Emotionalität, Aktualität, Dialogizität, Personalisierung) und verbindet sie mit den Vorteilen der medialen Schriftlichkeit (Seriosität, Tradierung, Planungsmöglichkeit durch zeitliche Trennung von Produzent und Rezipient). Gesprochensprachliche Elemente bewirken damit ein Sprachprodukt, das mit erhöhter Emotionalität und gleichzeitiger Komplexität flexibel die Forderungen nach kommunikativem Dialog und umfassender Information erfüllt. Sie sind kein Zeichen von Sprachverfall, sie sind weniger als eine Sprachrevolution, aber sie sind mehr als nur ein „trick“: Gesprochensprachliche Elemente in Zeitungen sind Zeichen der notwendigen Anpassung an eine Gegenwart, die schnell, global und emotional veraltete Normen hinwegfegt.

A Gesprochensprachliche Elemente in absoluten Zahlen

In diesem Anhang wird die Menge der gesprochensprachlichen Elemente für das Korpus *Zeitungen 2001 / 2002* in absoluten Zahlen aufgelistet. In der ersten Zeile ist die Summe der Belege insgesamt und in den jeweils untersuchten Zeitungen angegeben. In den nachfolgenden Zeilen sind in der ersten Spalte die Klassifizierungen des Kategoriensystems abzulesen. In der nächsten Spalte ist eingetragen, wieviele Elemente in dieser Kategorie insgesamt gefunden wurden. In den folgenden Spalten wird diese Gesamtanzahl entsprechend ihrem Vorkommen in den Zeitungen aufgeschlüsselt. Auf diese Weise kann man beispielsweise in der Kategorie *Grapheme und Silben* ablesen, dass insgesamt 352 Wortverkürzungen gefunden wurden, von denen 143 in der Bild auftraten.

	ges.	Bild	FAZ	FR	MP	PS	SZ	taz	Welt
Summe der Belege	2914	616	236	557	217	72	479	502	235
Grapheme und Silben									
Elision									
Apokope	23	3	2	9	0	0	5	3	1
Synkope	23	8	2	2	3	0	3	3	2
Wortverk.	352	143	16	55	25	3	40	44	26
Assimilation	4	1	1	1	1	0	0	0	0
Lautabschwächung	6	2	1	2	1	0	0	0	0
Phonetische Nachahmung									
Großschreibung	7	3	0	4	0	0	0	0	0
Akzentsatz	4	0	0	2	0	0	2	0	0
Graphemwiederh.	18	8	0	1	3	1	0	4	1
Wegfall Spatien	4	0	0	1	1	0	1	1	0
Dialekt. Lautung	33	12	6	5	0	0	3	5	2
Morphologie und Wortbildung									
Wortb.–Phänomen	23	5	5	3	1	1	4	3	1
Augm.–Präfix	40	16	3	5	2	0	9	3	2
Diminutivform	12	1	4	2	2	0	1	1	1
Kurzwort	22	7	1	1	0	0	8	5	0
Irreg. als Lautimit.	5	0	0	2	0	1	2	0	0
Lexik									
Deiktische Verweise									
Personend.	42	5	3	13	2	0	8	10	1
Ich–Ersatz	15	1	4	2	0	1	5	2	0
Zeitd.	17	1	0	10	1	0	2	1	2
Ortsd.	7	0	1	3	0	0	3	0	0
Artikel bei Namen	23	12	0	3	0	0	3	1	4
Vagheitsausdruck	41	5	6	10	3	0	10	4	3
Etceteraformel	13	2	1	3	2	0	2	2	1
Gradpartikel	72	21	5	8	6	3	15	10	4
Gesprächswort									
Modalp.	434	49	35	103	41	13	70	93	30
Gesprächspartikel									
Antwortp.	53	5	4	11	4	1	9	13	6
Gliederungssig.	22	4	1	1	1	0	6	7	2
RV–Signal	7	1	1	2	1	0	1	1	0
Onomatop.	32	10	5	4	3	0	5	3	2
Interjek.	159	32	7	28	6	1	22	46	17
Alternativform									
Pron. / Adv.	29	13	0	2	3	2	5	3	1
Adjektiv	54	10	6	9	2	3	8	12	4
Verb	23	3	4	3	3	0	1	5	4
Substantiv	77	22	14	13	3	5	7	8	5

	ges.	Bild	FAZ	FR	MP	PS	SZ	taz	Welt
Drastik	37	2	2	7	0	1	6	15	4
Dialektwort	18	7	3	2	1	1	0	3	1
Anglizismus	67	15	5	14	3	5	10	10	5
Syntax									
Nebensätze									
asynd. Anschluss	3	1	0	1	0	0	1	0	0
n. eingebettet	2	0	0	0	0	0	0	1	1
Verbzweitstellung	5	0	0	1	0	0	1	0	3
Satztypen									
Exkl.–Satz	51	19	5	7	5	1	7	5	2
Formelh. Kurzs.	57	10	4	5	3	2	12	15	6
Aposiopese	20	4	0	3	0	0	5	7	1
Ellipse / Anal.	129	19	9	28	11	1	23	26	12
Wortstellung									
Ausklammern	15	0	1	3	1	0	5	2	3
„Rechtsvers.“	41	2	5	11	3	2	8	5	5
Vor–Vorfeld	43	8	1	8	3	2	11	7	3
Verberststellung	6	0	1	1	1	0	0	3	0
Thematisierung	16	1	0	0	0	1	5	4	5
Op. (Vor–Vorfeld)	167	20	15	34	13	3	35	29	18
Op. (Mittelfeld)	44	0	4	5	8	1	9	11	6
Op. (Nachfeld)	14	0	0	1	1	0	3	6	3
abw. Reihenfolge	6	0	0	3	0	0	1	1	1
fehlerh. Konstr.	6	0	0	4	0	0	1	1	0
Formulierungsverfahren									
Sprichwort	3	0	0	0	0	0	1	0	2
Redewendung	87	24	15	13	8	0	11	12	4
Wiederholung	50	13	4	7	1	0	9	11	5
Reformulierung	53	9	12	8	3	2	13	1	5
Simulierte Sprechsituationen									
Anredeform									
Anrede: indiv.	58	26	1	6	14	0	2	7	2
Anrede: Gruppe	22	10	1	3	3	0	4	1	0
Anrede: symb.	3	0	1	1	0	0	0	1	0
Autor–Leser–Kommunikation									
Autorenkomm.	43	6	3	13	2	0	11	6	2
Autorenreaktion	16	2	0	3	1	0	3	5	2
Leseradress.	72	8	2	18	7	12	8	11	6
Imaginäre Face–to–Face–Kommunikation									
Ungepl. Komm.	8	1	0	1	1	1	3	1	0
Ref. auf Oralität	28	1	3	7	3	1	5	3	5
Herkunftsbereiche der Sprachvariation									

	ges.	Bild	FAZ	FR	MP	PS	SZ	taz	Welt
Werbesprache	4	1	0	1	0	0	2	0	0
Jugendsprache	8	2	1	1	1	1	1	0	1
Mothertalk	5	0	0	1	0	0	3	0	1
Chatkomm.	13	0	0	13	0	0	0	0	0

B Prozentuale Verteilung

Für die quantitative Auswertung wurde für jede Zeitung die Zahl der Belege für ein Merkmal in Relation zur Gesamtzahl der Belege gesetzt. Da in der taz 502 gesprochensprachliche Elemente (das sind 100 Prozent in der taz) auftreten, entsprechen 46 interjektionale Ausdrücke in der taz 9,16 Prozent. Um die Ergebnisse besser vergleichen zu können, wurden die prozentualen Verteilungen in Grafiken umgesetzt. So kann man leicht erkennen, dass interjektionale Ausdrücke in der taz (9,16 Prozent) anteilig häufiger verwendet werden als in der MP (2,76 Prozent) und in der PS (1,39 Prozent).

Für jedes der sechs Gebiete des Kategoriensystems (*Grapheme und Silben, Morphologie und Wortbildung, Lexik, Syntax, Formulierungsverfahren, Simulierte Sprechsituationen*) wurde eine Grafik angelegt. Auf der Ordinaten-Achse sind die Unterklassifizierungen aufgeführt (für *Grapheme und Silben* sind das zum Beispiel die Unterklassifizierungen *Apokope, Synkope, Wortverkürzung, Assimilation, Lautabschwächung, Akzentsatz, Wegfall der Wortgrenzen* und *dialektale Lautung*). Auf der Abszissen-Achse befinden sich die Prozentangaben. Die Ergebnisse sind dabei nach der jeweiligen Quelle (Bild, FAZ, FR, MP, PS, SZ, taz oder Welt) aufgeschlüsselt. Die Zuordnung ist rechts von der Grafik abzulesen.

Grapheme und Silben

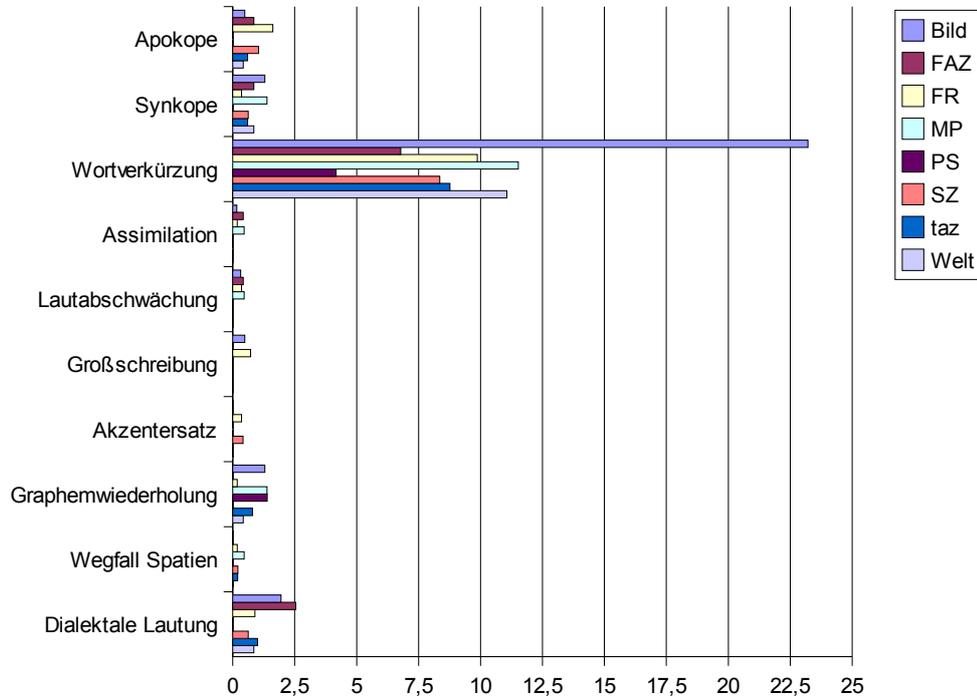


Abbildung B.1: Prozentuale Verteilung der Merkmale in der Kategorie *Grapheme und Silben*

Morphologie und Wortbildung

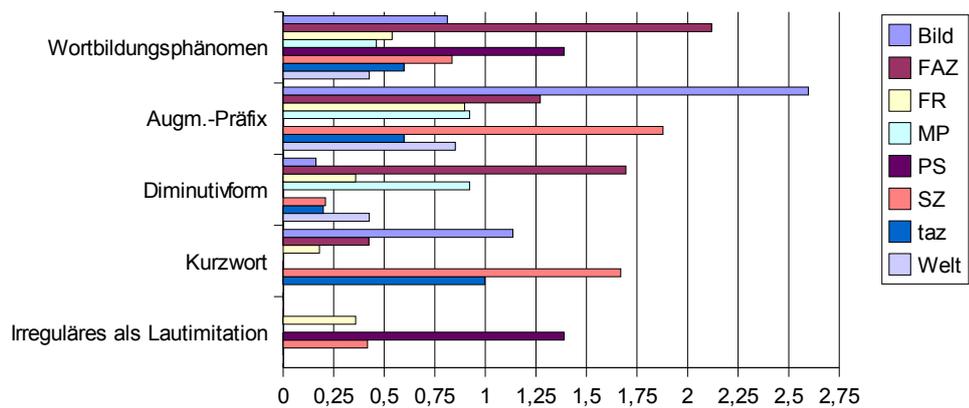


Abbildung B.2: Prozentuale Verteilung der Merkmale in der Kategorie *Morphologie und Wortbildung*

Lexik

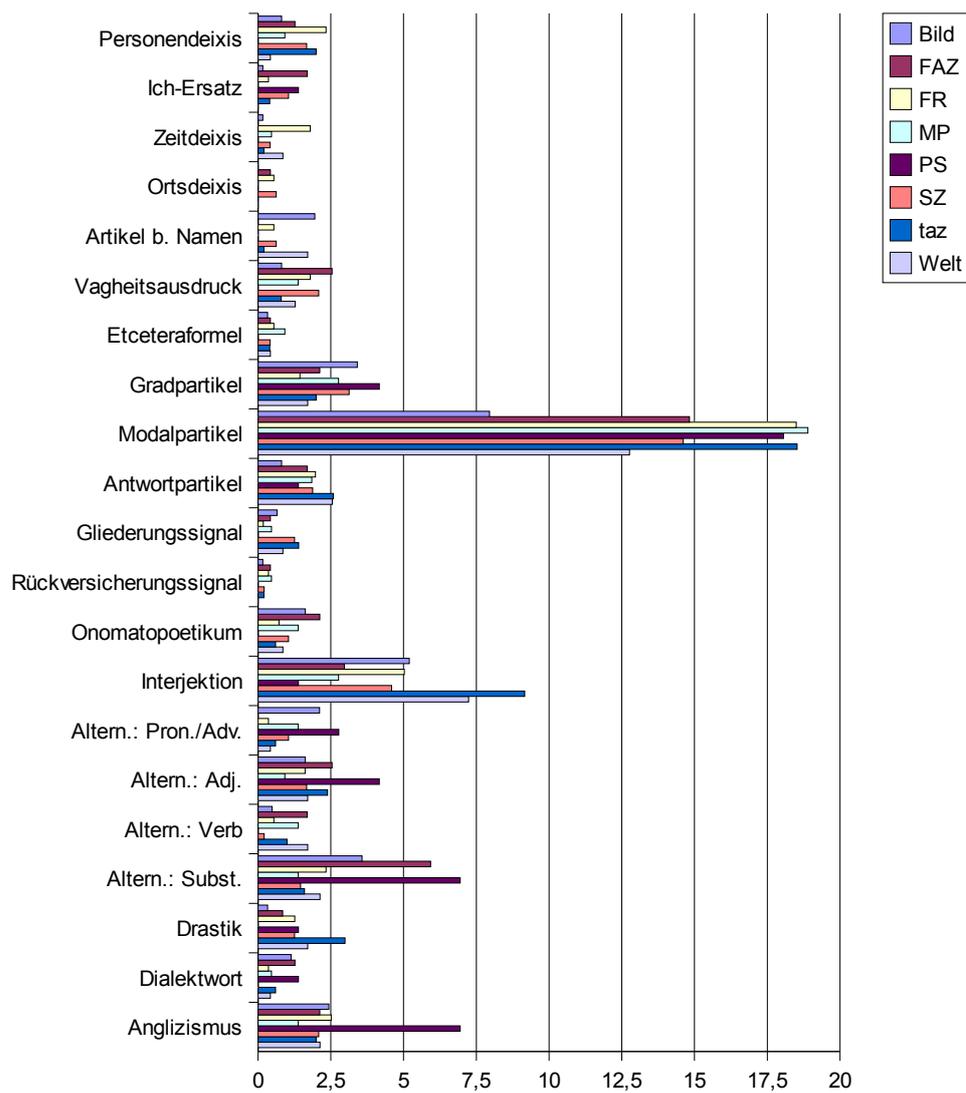


Abbildung B.3: Prozentuale Verteilung der Merkmale in der Kategorie *Lexik*

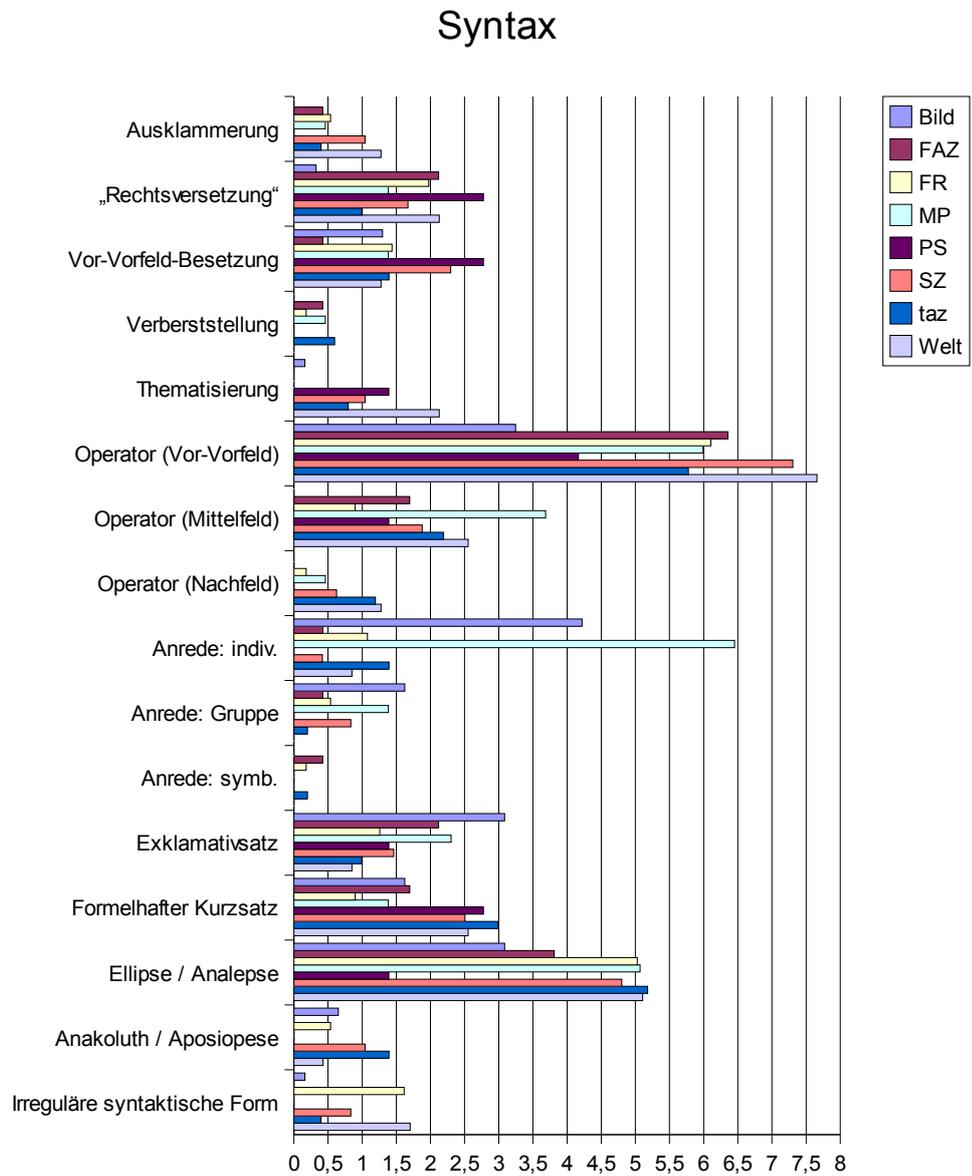


Abbildung B.4: Prozentuale Verteilung der Merkmale in der Kategorie *Syntax*

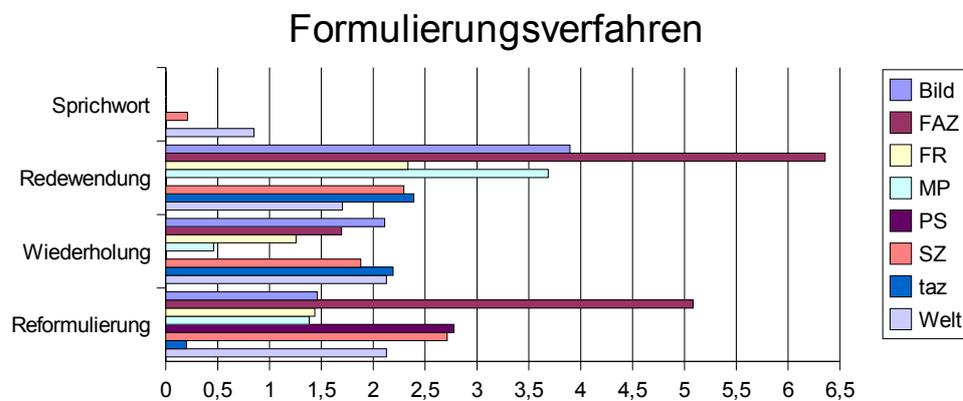


Abbildung B.5: Prozentuale Verteilung der Merkmale in der Kategorie *Formulierungsverfahren*

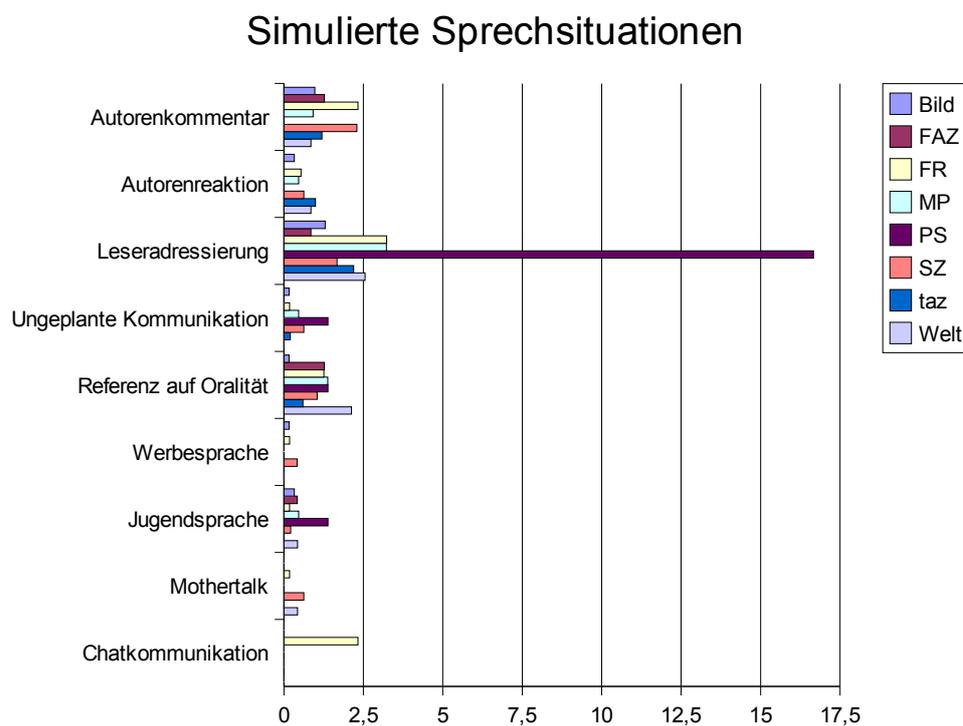


Abbildung B.6: Prozentuale Verteilung der Merkmale in der Kategorie *Simulierte Sprechsituationen*

C Literaturverzeichnis

- Adamzik, Kirsten (1993): *Dialogische Elemente in Reiseführern*. In: Löffler, Heinrich (Hrsg.): *Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung Basel 1992* Bd. 1. Tübingen: Niemeyer, S. 169–176.
- Anne Frank Fonds (Hrsg.) (1986): *Das Tagebuch der Anne Frank*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch. – copyright by Anne Frank Fonds, Autor oder Herausgeber nicht benannt.
- Auer, Peter (1991): *Vom Ende deutscher Sätze*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 19, S. 139–157.
- Auer, Peter (1997): *Formen und Funktionen der Vor-Vorfeldbesetzung im Gesprochenen Deutsch*. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Syntax des Gesprochenen Deutsch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 55–91.
- Bannert, Robert; Schwitalla, Johannes (1999): *Äußerungssegmentierung in der deutschen und schwedischen gesprochenen Sprache*. In: *Deutsche Sprache* 27, S. 314–335.
- Berthold, Siegwart (1967): *Der sogenannte „Konsequente Naturalismus“ von Arno Holz und Johannes Schlaf*, Universität Bonn, Dissertation.
- Betten, Anne (1985): *Sprachrealismus im deutschen Drama der siebziger Jahre*. Heidelberg: Winter.
- Betz, Ruth (2000): *Gesprochensprachliche Elemente in den Feuilletonen der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und der „tageszeitung“*. Würzburg: Universität Würzburg. – Magisterarbeit.
- Biber, Douglas; Finegan, Edward (1989): *Drift and the evolution of English style: A history of three genres*. In: *Language. Journal of the linguistic society of america* 65, Nr. 3, S. 487–517.
- Brandt, Wolfgang (1985): *Hörfunk und Fernsehen in ihrer Bedeutung für die jüngste Geschichte des Deutschen*. In: Besch, Werner; Reichmann, Oskar; Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1669–1678.
- Braun, Peter (1979): *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer.
- Brinkmann, Hennig (1962): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf: Schwann.
- Bucher, Hans-Jürgen; Straßner, Erich (1991): *Mediensprache, Medienkommunikation, Medienkritik*. Tübingen: Narr.

- Burkhardt, Armin (1982): *Gesprächswörter. Ihre lexikologische Bestimmung und lexikographische Beschreibung*. In: Mentrup, Wolfgang (Hrsg.): *Konzepte zur Lexikographie. Studien zur Bedeutungserklärung in einsprachigen Wörterbüchern*. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 38), S. 138–171.
- Burkhardt, Armin (1985): *Der Gebrauch der Partikeln im gesprochenen Deutsch und im gesprochenen Italienisch*. In: Holtus, Günter; Radtke, Edgar (Hrsg.): *Gesprochenes Italienisch in Geschichte und Gegenwart* Bd. Tübinger Beiträge zur Linguistik 252. Tübingen: Narr, S. 236–273.
- Burkhardt, Armin (1989): *Die Beschreibung von Gesprächswörtern im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch*. In: Hausmann, Franz J.; Reichmann, Oskar; Wiegand, Herbert E.; Zgusta, Ladislav (Hrsg.): *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin, New York: de Gruyter (Handbuch zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 5.1), S. 822–830.
- Burkhardt, Armin (1998): *Interjektionen: Begriff, Geschichte(n), Paraphrasen*. In: Harden, Theo; Hentschel, Elke (Hrsg.): *Particulae particularum. Festschrift zum 60. Geburtstag von Harald Weydt*. Tübingen: Stauffenburg, S. 43–73.
- Busler, Christine; Schlobinski, Peter (1997): „Was er (schon) konstruieren kann — das sieht er (oft auch) als Ellipse an“. *Syntaktische Formate und Wissensstrukturen*. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Syntax des Gesprochenen Deutsch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 93–115.
- Diekmannshenke, Hajo (2002): „und meld' dich mal wieder!“ *Kommunizieren mittels Postkarte*. In: Schmitz, Ulrich; Wyss, Eva L. (Hrsg.): *OBST. Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*. Duisburg: Redaktion OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), S. 93–124.
- Dülk, Franz (1995): *Zeitenwandel — Seitenwandel*. Würzburg: Mainpresse Zeitungsverlagsgesellschaft.
- Döring, Jörg (1996): „Redesprache, trotzdem Schrift“. *Sekundäre Oralität bei Peter Kurzeck und Christian Kracht*. In: Döring, Jörg; Jäger, Christian; Wegmann, Thomas (Hrsg.): *Verkehrsformen und Schreibverhältnisse. Medialer Wandel als Gegenstand und Bedingung von Literatur im 20. Jahrhundert*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 226–233.
- Drosdowski, Günther (Hrsg.) (1995): *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 5., völlig neu bearb. u. erw. Auflage. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa (1999): *Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: die Kommunikation im Internet*. In: *Papiere zur Linguistik* 60, Nr. 1, S. 17–30.

- Dürscheid, Christa (2000): *Rechtschreibung in elektronischen Texten*. In: *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 110, Nr. 1, S. 52–62.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (1996): *Duden. Rechtschreibung der deutschen Gegenwartssprache*. 21., völlig neu bearb. u. erw. Auflage. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Elspaß, Stephan (2002): *Alter Wein und neue Schläuche? Briefe der Wende zum 20. Jahrhundert und Texte der neuen Medien – ein Vergleich*. In: Schmitz, Ulrich; Wyss, Eva L. (Hrsg.): *OBST. Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*. Duisburg: Redaktion OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), S. 7–31.
- Elter, Irmgard (i. Dr.): *Genitiv versus Dativ. Die Rektion der Präpositionen wegen, während, trotz, statt und dank in der aktuellen Zeitungssprache*. In: Schwitalla, Johannes; Wegstein, Werner (Hrsg.): *Korpuslinguistik deutsch: synchron, diachron, kontrastiv*. Tübingen.
- Erben, Johannes (2000): *Deutsche Grammatik. Ein Abriss*. 6. Auflage. Ismaning: Hueber.
- Feldbusch, Elisabeth (1989): *Zur Parallelisierung geschriebener und gesprochener Sprache*. In: Feldbusch, Elisabeth (Hrsg.): *Ergebnisse und Aufgaben der Germanistik am Ende des 20. Jahrhunderts. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms-Weidmann, S. 141–158.
- Fiehler, Reinhard (1994): *Wandel der Kommunikationsgemeinschaft? Medienrevolution!* In: *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erziehungskultur* 5, Nr. 4, S. 524–526.
- Fiehler, Reinhard (1999): *Operator-Skopus-Strukturen*. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 9.2, S. 169–193.
- Fiehler, Reinhard (2000): *Gesprochene Sprache — gibt's die?* In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2000*.
- Fiehler, Reinhard; Barden, Birgit; Elstermann, Mechthild; Kraft, Barbara (2004): *Eigenschaften gesprochener Sprache*. Tübingen: Narr (Studien zur Deutschen Sprache 30).
- Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH (Hrsg.) (1997): *Die erste Seite. Das politische Weltgeschehen auf der Titelseite der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 1. November 1949 bis zum 21. Dezember 1990*. Stuttgart: FAZ & Deutsche Verlags-Anstalt. – Neuauflage.
- Frisch, Max (1977): *Homo Faber*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Günther, Ulla; Wyss, Eva L. (1996): *E-Mail-Briefe — eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. In: Hess-Lüttich, Ernest W. B.; Holly, Werner; Püschel, Ulrich (Hrsg.): *Textstrukturen im Medienwandel*.

- Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang (Forum angewandte Linguistik 29), S. 61–86.
- Günthner, Susanne (1999): *Entwickelt sich der Konzessivkonkretor obwohl zum Diskursmarker? Grammatikalisierungstendenzen im gesprochenen Deutsch*. In: *Linguistische Berichte* 180, S. 409–446.
- Haase, Martin; Huber, Michael; Krumeich, Alexander; Rehm, Georg (1997): *Internetkommunikation und Sprachwandel*. – URL <http://www.cl-ki.uni-osnabrueck.de/cl-ki/hausarbeiten/html/irc/>. – Zugriffsdatum: 24.04.2002.
- Hartmann, Dietrich (1994): *Mündlichkeit im Lexikon der gesprochenen Sprache des Deutschen*. In: Canisius, Peter; Herbermann, Clemens-Peter; Tschauder, Gerhard (Hrsg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag*. Bochum: Brockmeyer (Bochumer Beiträge zur Semiotik 43), S. 189–204.
- Hartmann, Dietrich (2001): *Das Projekt eines Wörterbuchs der regionalen Umgangssprache im Ruhrgebiet als Regionalwörterbuch*. In: *Niederdeutsches Wort: Beiträge zur niederdeutschen Philologie* 41, S. 33–55.
- Heinze, Helmut K. (1979): *Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchung von Bundestagesreden und deren schriftlich aufgezeichneter Version*. Düsseldorf: Schwann (Sprache der Gegenwart 47). – zugl. Bonn Diss. 1977.
- Helbig, Gerhard (1988): *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.
- Helbig, Gerhard (1999): *Deutsche Grammatik. Grundfragen und Abriss*. 4., unveränd. Auflage. München: Iudicium. – 1. Auflage 1991.
- Henne, Helmut (1978): *Gesprächswörter. Für eine Erweiterung der Wortarten*. In: Henne, Helmut; Mentrup, Wolfgang; Möhn, Dieter; Weinrich, Harald (Hrsg.): *Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion*. Düsseldorf: Schwann, S. 42–47.
- Hennig, Mathilde (2000): *Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden?* In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2000*, S. 105–125.
- Hentschel, Elke; Weydt, Harald (1994): *Handbuch der deutschen Grammatik*. 2., durchges. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hoffmann, Ludger (1991): *Anakoluth und sprachliches Wissen*. In: *Deutsche Sprache* 2, S. 97–119.
- Hoffmann, Ludger (1998): *Grammatik der gesprochenen Sprache*. Heidelberg: Groos (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 25).

- Holly, Werner (2002): „Klare und normale Sprache“ als sozialer Stil. Zu Elke Heidenreichs ‚Brigitte‘-Kolumnen. In: Keim, Inken; Schütte, Wilfried (Hrsg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr (Studien zur Deutschen Sprache 22), S. 363–378.
- IVW (2004): *Informationsgesellschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e.V.: Auflagenzahlen Print*. – URL <http://www.ivw.de/auflagen2/index.html>. – Zugriffsdatum: 24.05.2004.
- Jürgens, Frank (1997): *Syntaktische Variation in der Sportberichterstattung. Unter besonderer Berücksichtigung der Hörfunk- und der Fernsehreportagen*. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Syntax des Gesprochenen Deutsch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 209–225.
- Jucker, Andreas H. (2000): *Multimedia und Hypertext. Neue Form der Kommunikation oder alter Wein in neuen Schläuchen?* In: Fritz, Gerd; Jucker, Andreas H. (Hrsg.): *Kommunikationsformen im Wandel der Zeit*. Tübingen: Niemeyer (Beiträge zur Dialogforschung 21), S. 7–28.
- Kallmeyer, Werner (2000): *Sprache und neue Medien — zum Diskussionsstand und zu einigen Schlussfolgerungen*. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 292–315.
- Kehrein, Roland; Rabanus, Stefan (2001): *Ein Modell zur funktionalen Beschreibung von Diskurspartikeln*. – URL <http://www.uni-marburg.de/dsa/papers/ebenen.pdf>. – Zugriffsdatum: 20.02.2004.
- Kelle, Bernhard (2001): *Regionale Varietäten im Internet — Chats als Wegbereiter einer regionalen Schriftlichkeit?* In: *Deutsche Sprache* 28, S. 357–371.
- Klein, Wolfgang (1985): *Gesprochene Sprache — geschriebene Sprache*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 59, Nr. 15, S. 9–35.
- König, Werner (1994): *dtv-Atlas zur deutschen Sprache*. 10., überarbeitete Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf (1985): *Sprache der Nähe — Sprache der Distanz*. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, S. 15–43.
- Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen: Niemeyer.
- Koschnik, Wolfgang J. (2003): *Lexikon Werbeplanung — Mediaplanung — Marktforschung — Kommunikationsforschung — Mediaforschung*. – URL <http://medialine.focus.de/PM1D/PM1DB/PM1DBF/pm1dbf.htm>. – Zugriffsdatum: 03.05.2004.
- Krämer, Sybille (1996): *Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache?* In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 15, S. 92–112.

- Lehmann, Christian (1991): *Grammaticalization and related changes in contemporary German*. In: Traugott, Elizabeth C.; Heine, Bernd (Hrsg.): *Approaches to grammaticalization*. Amsterdam, Philadelphia: J. Benjamins (Typological Studies in Language 19.2), S. 493–535.
- Löffler, Heinrich (1997): *Zur Sprache der Medien*. In: Schmirber, Gisela (Hrsg.): *Sprache im Gespräch. Zu Normen, Gebrauch und Wandel der deutschen Sprache*. München: Akademie für Politik und Zeitgeschehen (Hanns-Seidel-Stiftung e.V.) (Berichte und Studien der Hanns-Seidel-Stiftung München 72), S. 94–118.
- Lüger, Heinz-Helmut (1995): *Pressesprache*. 2., neu bearbeitete Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- Mainpresse Zeitungsverlagsgesellschaft (Hrsg.) (1995): *Berichten ist keine Hexerei. Leitfaden für freie Mitarbeiter der Zeitungsgruppe Mainpresse*. Würzburg.
- Makkonen-Craig, Henna (1999): *Speech Quotations in Newspapers as a Form of Language Use*. In: *Helsinki SKY Journal of Linguistics* 22, S. 111–144.
- Mau, Thorsten (2002): *Form und Funktion sprachlicher Wiederholungen*. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang (Forum Linguisticum 38). – zugl. Hamburg, Univ., Diss., 2001.
- McCarthy, Michael (1993): *Spoken discourse markers in written text*. In: Sinclair, John M.; Hoey, Michael; Fox, Gwyneth (Hrsg.): *Techniques of description. Spoken and written discourse*. London, New York: Routledge, S. 170–182.
- McEnery, Tony; Wilson, Andrew (2001): *Corpus Linguistics. An Introduction*. 2. Auflage. Edinburgh: Edinburgh University Press. – 1. Auflage 1996.
- Merkl, Rudi (2001): *Oft belächelt — doch heiß geliebt! Anzeigenblätter in der regionalen Medienlandschaft*. In: *Wirtschaft in Mainfranken* 5, (Mai), S. 39–41.
- Meyn, Hermann (1999): *Massenmedien in Deutschland*. Konstanz: UVK Medien. – herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Berlin.
- Mihm, Arend (1995): *Die Realität des Ruhrdeutschen — soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietsprache*. In: Ehlich, Konrad; Elmer, Wilhelm; Noltenius, Rainer (Hrsg.): *Sprache und Literatur an der Ruhr*. Essen: Klartext (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Deutsche und Ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund 2.10), S. 15–34.

- Nail, Norbert (1985): *Zeitungssprache und Massenpresse in der jüngeren Geschichte des Deutschen*. In: Besch, Werner; Reichmann, Oskar; Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* Bd. 2.2. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1663–1669.
- Nübling, Damaris: *Die prototypische Interjektion: Ein Forschungsprojekt*. – erscheint in *Zeitschrift für Semiotik*.
- Nerius, Dieter (1987): *Gesprochene und geschriebene Sprache*. In: Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert; Mattheier, Klaus (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* Bd. 3.1. Berlin, New York: de Gruyter, S. 832–841.
- Näf, Anton (1987): *Gibt es Exklamativsätze?* In: Meibauer, Jörg (Hrsg.): *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 180), S. 140–160.
- Ochs, Elinor (1979): *Planned and Unplanned Discourse*. In: Givón, Talmy (Hrsg.): *Discourse and Syntax*. New York: Acad. Press (Syntax and Semantics 12), S. 51–80.
- Ong, Walter J. (1990): *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. Padstow: T.J.Press. – erste Auflage 1982, Nachdruck von 1990.
- Polenz, Peter von (1991): *Mediengeschichte und deutsche Sprachgeschichte*. In: Dittmann, Jürgen; Kästner, Hannes; Schwitalla, Johannes (Hrsg.): *Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hugo Steger*. Berlin: Schmidt, S. 1–18.
- Raible, Wolfgang (1994): *Allgemeine Aspekte von Schrift und Schriftlichkeit*. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hrsg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* Bd. 10.1. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1–17.
- Ramge, Hans (2000): *Fernsehkommentare — Kommentieren zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. In: Fritz, Gerd; Jucker, Andreas H. (Hrsg.): *Kommunikationsformen im Wandel der Zeit. Vom Heldenepos zum elektronischen Hypertext*. Tübingen: Niemeyer (Beiträge zur Dialogforschung 21), S. 137–158.
- Rath, Rainer (1979): *Kommunikationspraxis. Analysen zur Textbildung und Textgliederung im gesprochenen Deutsch*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1452).
- Rath, Rainer (1985): *Geschriebene und gesprochene Form der heutigen Standardsprache*. In: Besch, Werner; Reichmann, Oskar; Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* Bd. 2.2. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1651–1663.

- Sandig, Barbara (2000): *Zu einer Gesprächs–Grammatik: Prototypische elliptische Strukturen und ihre Funktionen in mündlichem Erzählen*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 28, S. 291–318.
- Schank, Gerd; Schoenthal, Gisela (1976): *Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden*. Tübingen: Niemeyer.
- Schegloff, Emanuel A. (1997): *Practices and Actions. Boundary Cases of other–initiated Repair*. In: *Discourse Processes* 23, S. 499–546.
- Scheutz, Hannes (1997): *Satzinitiale Voranstellung im gesprochenen Deutsch als Mittel der Themensteuerung und Referenzkonsituation*. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Syntax des Gesprochenen Deutsch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 27–54.
- Schlobinski, Peter (2001b): **knuddel — zurueckknuddel — dich ganzdollknuddel**. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 29, Nr. 2, S. 192–218.
- Schlobinski, Peter; Fiene, Florian (2000): *Die dritte Halbzeit: Grün–Weiß gegen CFC–Mob. Zur Lexik in Fußballfanzenes*. In: *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 3, S. 229–237.
- Schlobinski, Peter; Fortmann, Nadine; Groß, Olivia; Hogg, Florian; Horstmann, Frauke; Theel, Rena (2001a): *Simsen. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS–Kommunikation*. – URL <http://www.websprache.net/networx/docs/networx-22.pdf>. – Zugriffsdatum: 15.03.2002.
- Schmitz, Ulrich (1995): *Neue Medien und Gegenwartssprache: Lagebericht und Problemskizze*. – URL <http://www.linse.uni-essen.de/papers/nmedien.htm>. – Zugriffsdatum: 20.04.2002.
- Schneider, Wolf (1986): *Deutsch für Profis*. München: Goldmann Stern Bücher.
- Schwitalla, Johannes (1993): *Textsortenwandel in den Medien nach 1945 in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick*. In: Biere, Bernd U.; Henne, Helmut (Hrsg.): *Sprache in den Medien nach 1945*. Tübingen: Niemeyer, S. S.1–29.
- Schwitalla, Johannes (1994): *Gesprochene Sprache – dialogisch gesehen*. In: Fritz, Gerd; Hundsnurscher, Franz (Hrsg.): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen: Niemeyer, S. 17–36.
- Schwitalla, Johannes (1995): *Namen in Gesprächen*. In: Eichler, Ernst; Hilty, Gerold; Löffler, Heinrich; Steger, Hugo; Zgusta, Ladislav (Hrsg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 11.1), S. 498–504.

- Schwitalla, Johannes (2000): *Medienwandel und Reoralisierung. Phasen sprechsprachlicher Nähe und Ferne in der deutschen Sprachgeschichte*. In: Klein, Dorothea; Lienert, Elisabeth; Rettelbach, Johannes (Hrsg.): *Vom Mittelalter zur Neuzeit. Festschrift für Horst Brunner*. Wiesbaden: Reichert, S. 669–689.
- Schwitalla, Johannes (2002a): *Kleine Botschaften — Telegramm- und SMS-Texte*. In: Schmitz, Ulrich; Wyss, Eva L. (Hrsg.): *OBST. Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*. Duisburg: Redaktion OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), S. 33–56.
- Schwitalla, Johannes (2002b): *Kleine Wörter. Partikeln im Gespräch*. In: Dittmann, Jürgen; Schmidt, Claudia (Hrsg.): *Über Wörter. Grundkurs Linguistik*. Freiburg i.Br.: Rombach (Rombach Grundkurs 5), S. 259–281.
- Schwitalla, Johannes (2003): *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. 2., überarbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik 33). – 1. Auflage 1997.
- Schwitalla, Johannes (in Druck): *Sprach- und Dialoggestaltung in Andreas Maiers Roman Wäldchestag*.
- Selting, Margret (1995): *Der ‚mögliche Satz‘ als interaktiv relevante syntaktische Kategorie*. In: *Linguistische Berichte* 158, S. 298–325.
- Selting, Margret (1997): *Sogenannte „Ellipsen“ als interaktiv relevante Konstruktionen? Ein neuer Versuch über die Reichweite und Grenzen des Ellipsenbegriffs für die Analyse gesprochener Sprache*. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Syntax des Gesprochenen Deutsch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 117–155.
- Sieber, Peter (1998): *Parlando in Texten. Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit*. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 191).
- Skuplik, Kristina; Kindt, Walther (1998): *Ausklammerungskonstruktionen. Definition und empirische Untersuchung*. Bielefeld: Universität Bielefeld (4). – Forschungsbericht. Projekt C4 „Syntaxkoordination von Sprechern im Diskurs“. SFB 360 „Situierete Künstliche Kommunikatoren“.
- Stamm (1999): *Presse- und Medienhandbuch. Leitfaden durch Presse und Werbung*. 52. Essen: Stamm Verlag.
- Steger, Hugo (1987): *Bilden „Gesprochene Sprache“ und „geschriebene Sprache“ eigene Sprachvarietäten?* In: Aust, Hugo (Hrsg.): *Wörter. Schätze, Fugen und Fächer des Wissens. Festgabe für Theodor Lewandowski zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 316), S. 35–58.

- Steger, Hugo; Deutrich, Karl-Helge; Schank, Gerd; Schütz, Eva (1974): *Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. Begründung einer Forschungshypothese*. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Schwann (Sprache der Gegenwart 26), S. 39–97.
- Straßner, Erich (1997): *Zeitung*. Tübingen: Niemeyer (Grundlagen der Medienkommunikation 2).
- Sturm, Martin (1998): *Mündliche Syntax im schriftlichen Text — ein Vorbild? Zum Tageszeitungskommentar in „Frankfurter Rundschau“, „Rhein-Zeitung“ und „Bild“*. Hamburg: Universitäten Konstanz, Potsdam, Freiburg. – Reihe InLiSt (Interaction and Linguistic Structures).
- Tolmach Lakoff, Robin (1993): *Some of My Favorite Writers are Literate: The Mingling of Oral and Literate Strategies in Written Communication*. In: Tannen, Deborah (Hrsg.): *Written Language: Exploring Orality and Literacy*. Dritte. Norwood, New Jersey: Ablex Publishing Corporation, S. 239–260. – erste Auflage 1982.
- Tophinke, Doris (2000): *Autonome Aspekte gesprochener und geschriebener Sprache: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 85, Nr. 31, S. 3–22.
- Uhmann, Susanne (1997): *Selbstreparaturen in Alltagsdialogen: Ein Fall für eine integrative Konversationstheorie*. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Syntax des Gesprochenen Deutsch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 157–180.
- Wegmann, Thomas (1998): *Eine Rose ist keine Rose ist eine @))->->-*. *Die Zeichen der Netzkultur zwischen Rede und Schrift*. In *Zeitschrift Philologie im Netz* 4/1998. – URL <http://www.fu-berlin.de/phin/phin4/p4t3.htm>. – Zugriffsdatum: 4.05.2002.
- Weigand, Edda (1993): *Mündlich und schriftlich — ein Verwirrspiel*. In: Löffler, Heinrich (Hrsg.): *Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung Basel 1992* Bd. 1. Tübingen: Niemeyer, S. 137–150.
- Weingarten, Rüdiger (1997): *Sprachwandel durch Computer (Vorwort)*. In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. S. 7–20.
- Wengeler, Martin (1995): *„1968“ als sprachgeschichtliche Zäsur*. In: Stötzel, Georg; Wengeler, Martin (Hrsg.): *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 383–404.
- Willkop, Eva-Maria (1988): *Gliederungspartikeln im Dialog*. München: iudicium (Studien Deutsch 5).

- Wolf, Norbert R. (2002): *Zeichenklassen und Wortklassen*. In: Skog-Södersved, Mariann; Parry, Christoph; Witzleben, Brigitte von (Hrsg.): *Grenzüberschreitungen. Festschrift für Henrik Nikula zu seinem 60. Geburtstag*. Vaasa / Germersheim (SAXA Sonderband 7), S. 169–176.
- Wyss, Eva L. (2002): *Fragmente einer Sprachgeschichte des Liebesbriefs. Liebesbriefe des 20. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Sprach-, Kommunikations- und Mediengeschichte*. In: Schmitz, Ulrich; Wyss, Eva L. (Hrsg.): *OBST. Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*. Duisburg: Redaktion OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), S. 57–92.
- Zifonun, Gisela; Hoffmann, Ludger; Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7.1).